Die da kommen und gehen!

Von Ernst Zahn erschienen im gleichen Verlag:

Kämpfe. Erzählung. (1893.) 15.—19. Auflage. Gebunden M 15.—

Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 18.—20. Auflage. Gebunden M 16.—

Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. (1898.) 24.—28. Auflage. Gebunden M 16.—

Menschen. Neue Erzählungen. (1900.) 21.—25. Auflage. Geb. M 16.—

Herrgottsfäden. Roman. (1901.) 33.—37. Auflage. Gebunden M 16.—

Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.) 18.—20. Tausend. Gebunden M 16.—

Die Clari-Marie. Roman. (1904.) 37.—41. Tausend. Gebunden M 16.—

Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. (1905.) 37.—41. Tausend. Gebunden M 16.—

Firnwind. Neue Erzählungen. (1906.) 31.—35. Tausend. Geb. M 16.—

Lukas Hochstraßers Haus. Roman. (1907.) 75.—79. Tausend. Gebunden M 16.—

Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt. (1907.) 66.—70. Tausend Gebunden M 5.—

Einsamkeit. Roman. (1909.) 57.—61. Tausend. Gebunden M 16.—

Die Frauen von Tannò. Roman. (1911.) 45.—49. Tausend. Gebunden M 16.—

Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Mit 6 Abbildungen. (1912.) 34.—38. Tausend. In Pappband M 6.—

Was das Leben zerbricht. Erzählungen. (1912.) 41.—45. Tausend. Gebunden M 18.—

Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman. (1913.) 37.—41. Tausend. Gebunden M 16.—

Uraltes Lied. Erzählungen. (1914.) 27.—31. Tausend. Geb. M 18.—

Einmal muß wieder Friede werden! Erzählungen und Verse. (1916.) 18.—19. Tausend. Gebunden M 5.—

Die Liebe des Severin Imboden. Roman. (1916.) 46.—50. Tausend. Gebunden M 16.—

Bergland. Vier Dichtungen. (1917.) 6. u. 7. Tausend. Geb. M 8.—

Nacht. Erzählung. (1917.) 72.—76. Tausend. Gebunden M 15.—

Das zweite Leben. Erzählung. (1918.) 96.—99. Tausend. Geb. M 15.—

Johannes A Pro. Ein Schauspiel in drei Akten. (1919). Geh. M 2.—

Lotte Ekzlingers Wille und Weg. Erzählung. (1919.) 61.—70. Tausend. Gebunden M 16.—

Der sinkende Tag. Erzählungen. (1920.) Gebunden M 16.—

Im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld:

Albin Indergand. Roman. (1900.) 46.—55. Tausend. Gebunden M 5.—

Neue Bergnovellen. (1899.) 11. Tausend. Gebunden M 4.50

Der Jodelbub. (1900.) 4. Tausend. Gebunden M 2.40

Bei Dürr & Weber in Leipzig-Gaschwitz:

Schweizer. (1919.) Gebunden M 5.—

2.

Die da kommen und gehen!

Ein Buch von Menschen

Von

Ernst Zahn

46. bis 50. Tausend

Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1920

Druck der
Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Sie kommen und gehen. —
Flüchtig nur
Trägt eine Scholle
Ihre Spur.

Ihres Wandelns
Begebenheit
Verweht
Der Sturm der Zeit.

Inhaltsverzeichnis

Die Gerechtigkeit der Marianne Denier

1

Das zweistöckige Holzhaus stand auf einem der grünen Hügel, aus denen die Landschaft in einem weiten Umkreise sich aufbaute. Frei stand es in der Höhe, mit gelben Schindeln beschlagen, mit dem auf drei Seiten hinlaufenden Holzbalkon geziert. Sein rotes Ziegeldach ragte weit über den Balkon herab, und das Haus erhielt dadurch etwas Schutzhaftes, Heimisches.

Die Landschaft war schön. Diese Hügel, die weithin sich dehnten, sahen sich an, als lägen Riesen, behaglich mit breiten Rücken sich sonnend, unter blauem Himmel. Ihr Kleid war in dieser Sommerzeit ein weiches, sattes, glänzendes Grün. Mit schwarzen, ragenden Wäldern war es wundervoll verbrämt. Da und dort leuchtete ein ebenso freundliches, blumenbehangenes Haus wie das Boßhardsche aus dem dunkleren Grunde. In den Talrinnen, zwischen den Hügeln, rannen die blitzenden Flüsse und lagen blaue, träumende Seen.

Der Rauch des Boßhard-Hauses zu Grüningen stieg weiß und schlank in die Luft. Sein Aufwärtsschweben war fast die einzige Bewegung in dem ruhigen Landschaftsbilde, und es lag eine so große Stille und Gleichmäßigkeit auch darin, daß sie kaum ein Leben bedeutete. Vielleicht war diese große, traumhafte Ruhe der Landschaft auf die Marianne Boßhard übergegangen, daß sie das Spinnen vergaß, die festen, weißen Hände in den Schoß legte und ins Leere staunte. Ueber das Holzgeländer der Zinne, wo sie im Schatten saß, staunte sie hinaus in die Luft. Der Flachs, der in Fetzen und Fäden vom Spinnrocken hing, regte sich nicht, und das weißblonde Haar, das dem Mädchen

Von Ernst Zahn erschienen im gleichen Verlag:

Kämpfe. Erzählung. (1893.) 15.—19. Auflage. Gebunden M 15.—
Bergvolk. Drei Novellen. (1896.) 18.—20. Auflage. Gebunden M 16.—
Erni Behaim. Ein Schweizer Roman aus dem 15. Jahrhundert. (1898.) 24.—28. Auflage. Gebunden M 16.—
Menschen. Neue Erzählungen. (1900.) 21.—25. Auflage. Geb. M 16.—
Herrgottsfäden. Roman. (1901.) 33.—37. Auflage. Gebunden M 16.—
Schattenhalb. Drei Erzählungen. (1903.) 18.—20. Tausend. Gebunden M 16.—
Die Clari-Marie. Roman. (1904.) 37.—41. Tausend. Gebunden M 16.—
Helden des Alltags. Ein Novellenbuch. (1905.) 37.—41. Tausend. Gebunden M 16.—
Firnwind. Neue Erzählungen. (1906.) 31.—35. Tausend. Geb. M 16.—
Lukas Hochstraßers Haus. Roman. (1907.) 75.—79. Tausend. Gebunden M 16.—
Vier Erzählungen aus den „Helden des Alltags". Für die Jugend ausgewählt. (1907.) 66.—70. Tausend Gebunden M 5.—
Einsamkeit. Roman. (1909.) 57.—61. Tausend. Gebunden M 16.—
Die Frauen von Tannö. Roman. (1911.) 45.—49. Tausend. Gebunden M 16.—
Erzählungen aus den Bergen für die Jugend. Mit 6 Abbildungen. (1912.) 34.—38. Tausend. In Pappband M 6.—
Was das Leben zerbricht. Erzählungen. (1912.) 41.—45. Tausend. Gebunden M 18.—
Der Apotheker von Klein-Weltwil. Roman. (1913.) 37.—41. Tausend. Gebunden M 16.—
Uraltes Lied. Erzählungen. (1914.) 27.—31. Tausend. Geb. M 18.—
Einmal muß wieder Friede werden! Erzählungen und Verse. (1916.) 18.—19. Tausend. Gebunden M 5.—
Die Liebe des Severin Imboden. Roman. (1916.) 46.—50. Tausend. Gebunden M 16.—
Bergland. Vier Dichtungen. (1917.) 6. u. 7. Tausend. Geb. M 8.—
Nacht. Erzählung. (1917.) 72.—76. Tausend. Gebunden M 15.—
Das zweite Leben. Erzählung. (1918.) 96.—99. Tausend. Geb. M 15.—
Johannes A Pro. Ein Schauspiel in drei Akten. (1919). Geh. M 2.—
Lotte Ekslingers Wille und Weg. Erzählung. (1919.) 61.—70. Tausend. Gebunden M 16.—
Der sinkende Tag. Erzählungen. (1920.) Gebunden M 16.—

Im Verlag von Huber & Co. in Frauenfeld:

Albin Indergand. Roman. (1900.) 46.—55. Tausend. Gebunden M 5.—
Neue Bergnovellen. (1899.) 11. Tausend. Gebunden M 4.50
Der Jodelbub. (1900.) 4. Tausend. Gebunden M 2.40

Bei Dürr & Weber in Leipzig-Gaschwitz:

Schweizer. (1919.) Gebunden M 5.—

2.

an Stirn und Ohr sich kräuselte, wurde von keinem Luftzug bewegt. Es lag eine eigne Einheitlichkeit der Farben über dem Bilde, das die Spinnerin bot, auf der einen Seite die helle Hauswand und der weißschimmernde Flachs, auf der andern das dunkle Holz der Zinne und des Spinnrads und das Braun des knapp sitzenden, dünnen Kleides des müßigen Mädchens. Die siebzehnjährige Marianne hatte volle Formen. Die Aermel des Kleides spannten sich um feste, schöne Arme, die Hüften waren breit und stark.

Marianne vergaß, daß es Montag war, und dachte an das Buch, das sie gestern, am Sonntag, gelesen. Sie las gern und viel. Die Häuser lagen da oben zu weit voneinander entfernt, als daß Besuch aus der Nachbarschaft zu häufig ihre Alltagseinsamkeit gestört hätte. Außerdem war sie, Marianne, stets eine gute Schülerin gewesen, beseelt von einem starken Lerneifer, und las auch jetzt noch, seit sie der Schule entlassen war, was sie in die Hände bekam. Gestern hatte ein Märchenbuch, das sie der Schulbibliothek entliehen, sie beschäftigt. War es nun das traumhafte Schweigen der hellen Landschaft, die müdemachende, sommerliche Luft — es kam Marianne eine ungewohnte Versonnenheit an, und sie spann sich in das Buch von gestern ein. Es würde sie kaum gewundert haben, wenn da unten über die braune Straße herauf ein Prinz in Sporenstiefeln und rotem Samtwams, mit Federbarett und Degen heraufgestiegen wäre, sie zu holen. Ja, es schien ihr merkwürdig, daß durch diesen strahlenden Tag der Prinz nicht kam; er gehörte durchaus hinein in das leuchtende Bild.

Mit den eigentümlich blinkenden blauen Augen schaute Marianne ins Leere. Die weißen Brauen und der leise, weiße Flaum, der auf ihren Wangen und dem unteren Teil ihrer Stirn lag, glänzten in der Sonne. Da tauchte drüben, wo die Straße am

Hügelrand verschwand, etwas auf. Das Herz stand Marianne still. Von dort her, war ihr, mußte er kommen! Aber plötzlich lachte sie und setzte das Rad in Bewegung. Auf was man alles verfiel, wenn man Bücher las! Keinem andern Mädchen der Umgegend wäre dergleichen eingefallen!

Während sie nun emsig spann, wurde drüben, was sich nahte, erkennbar. Statt eines einzelnen Mannes waren es deren zwei. Aber kein Samtwams leuchtete, und keine Feder nickte vom Barett. Die Nahenden trugen dunkelbraune Strohhüte — und — haha — der eine von ihnen war Jakob Boßhard, Mariannes Vater! Und — richtig — der andre, das mußte der Urner Bauer und Händler Jost Denier sein, den der Vater auf dem Markte kennen gelernt, und der den Mani, den jungen Stier, kaufen wollte! Er wollte zum Essen dableiben, und der Vater freute sich über den Besuch.

Marianne spann und blickte nicht mehr hinüber. Sie war nicht neugierig, auf den Viehhändler schon gar nicht. Außerdem war sie von Natur aus fleißig und, einmal an der Arbeit, tat sie sie recht. Nach einer Weile fiel ihr ein, daß sie den Tisch decken mußte. Sie stand auf und setzte das Rad beiseite.

Da rief die Mutter schon: „Marianne!"

Sie antwortete und ging nach der Wohnstube im unteren Stock. Die Mutter war in der Küche, deren Tür offen stand, und briet. Marianne legte in der Stube Teller und Besteck auf den viereckigen Tisch. Als dieser für die Mahlzeit bereit war, sah sie sich um, rückte die gehäkelte Decke auf der Kommode zurecht, schob die unter Glasglocken stehenden, mit künstlichen Blumensträußen geschmückten Vasen ein wenig nach hinten und fuhr mit dem Staubtuch über des Vaters Schreibtisch; die Stube, die nicht hoch, aber voll freundlicher Sonne war, sah nun sonntäglich aus.

Da kamen auch schon die Männer über die Treppe herauf. Marianne trat ans Fenster und wartete. Im Flur war ein kurzes Hinundher von Stimmen. Die Mutter begrüßte den Urner. Dann taten sie die Tür auf und Frau Anna Boßhard trat zuerst herein, mit den Händen die Suppenschüssel tragend. Es war eine kleine Verwandtschaft zwischen ihr und dieser Schüssel, beide waren kurz und rundlich, jedes in seiner Art schmuck. Frau Boßhard, geborene Pfister, trug ihr Sonntagskleid und ein kleines schwarzes Häubchen auf dem glatten, dünnen, grauen Haar, und hatte die große Hausschürze dem Gaste zu Ehren in der Küche gelassen. Ihr rundes Gesicht zeigte eine schöne, runzellose, samthafte Haut und, wie ein Apfel sie hat, frische, rotbemalte Backen. Die Männer waren so in ihr Gespräch vertieft, daß sie einen Augenblick dicht bei der Türe stehen blieben. Marianne, die hervorgetreten war, bemerkten sie nicht. Der Urner war groß gewachsen. Sein Kopf reichte bis fast an die Diele, aber er stand gerade da, schien an niedere Stuben gewöhnt und hatte keine Furcht, anzustoßen. Er trug schweres, für den Sommer zu heißes Gewand und ein ungestärktes Hemd, dessen Kragen offenstand und einen starken Hals frei ließ. Das Gesicht war bartlos, hatte feste Züge, einen hochgewölbten Schädel und kluge, ernsthafte, braune Augen. Das Haar war schwarz und dünn.

„Das trägt daheim nicht so reichlich wie hier," beendete er mit einer zu seinem starken Körper in merkwürdigem Gegensatz stehenden hohen Stimme das Gespräch, das vom Grasertrag des Sommers gehandelt hatte.

Nun traten sie an den Tisch.

„Da ist mein Kind," sagte Boßhard zu seinem Begleiter.

„So, so," lachte dieser kurz und grüßte Marianne.

Dann setzten sie sich.

Ueber dem Essen schwiegen die Frauen zumeist, nur ganz selten warf Frau Anna ein Wort in die Unterhaltung der Männer. Von diesen sprach der kurze, stämmige Boßhard, so wie es seinem Wesen und Aeußeren entsprach, mit einem freundlichen, mitteilsamen Eifer. Sein kurzer, rundgeschnittener, kaum angegrauter Bart, die glattrasierte Oberlippe und die blauen, offenen Augen gaben seinem Gesicht einen Ausdruck von Gemütlichkeit. Des Urners Art war anders. Er sprach wenig und in kurzen, abgebrochenen Sätzen, zeigte eine zurückhaltende Ruhe und doch wieder ein in einem raschen Wort sich äußerndes Selbstbewußtsein und eine rauhe Rücksichtslosigkeit, die ihm Ueberlegenheit gab. Marianne heftete manchmal den Blick auf ihn, empfand weder Furcht noch Scheu, eher etwas wie Lust zum Widerspruch, aber auch eine Art ruhiger Neugier, weil der Mann anders war als die, welche ihr bisher begegnet waren.

Wegen des Stiers waren die Männer handelseinig. Der Urner beabsichtigte noch weiter nordwärts zu fahren und das Tier auf dem Rückwege mit heimzuführen.

„Du kannst Denier den Weg durch die Matten zeigen," wandte sich Boßhard nach Tisch an Marianne.

Sie war bereit und nickte zusagend.

Deniers Blick haftete indessen zum ersten Male auf ihr; aber als sie mit den Augen den seinen begegnete, tat er, als sähe er ganz anderswo hin. Schon nach einer kurzen Weile erhob er sich, um zu gehen. Boßhard, der viel Arbeit hatte, gab ihm das Geleit bis vor das Haus. Seine Frau hatte sich im Flur von ihm verabschiedet.

Marianne war den zwei Männern gefolgt. Als der Vater zurückblieb, trat sie an Deniers Seite.

„Eigentlich müßte ich mich selber zurechtfinden," sagte er. „Da ist ja offenes Land, nicht Wildnis wie bei uns."

„Der Weg, den ich Euch zeigen muß, ist näher," erwiderte Marianne. „Ihr würdet bis zur Bahnstation weit umgehen."

So schritten sie hin. Ihr Weg verlief sich in die Wiesen, bald verschwand er fast in hohem Grase. Ein Summen war rings um sie, und Falter gaukelten zur Rechten und zur Linken. Die Sonne brannte, aber ein Luftzug, der schmeichelnd über die Felder strich und das Gras wogen machte, ließ ihre Strahlen erträglich werden. Der Enge des Weges halber mußte Marianne vor dem Urner gehen. Er sprach aber zu ihr und verglich das Land, durch das sie schritten, mit seiner Heimat. „Das ist ein andres Bild, wo ich wohne, Mädchen. Da schneidet der See ins Land. — Dicht im Rücken haben wir die Berge, aber andre als hier, bolzgerade Steinwände. — An einem Tag wie der kann man nicht hinaufsehen, so blitzt es von der Sonne. — Unser Wald ist nicht grün wie der da drüben. Schwarz ist er, sieht immer aus wie zornig, während er über den Hütten steht. Vielleicht, weil ihm alle Jahre die Lawinen Löcher reißen."

So warf er alle paar Schritte die Worte hin. Marianne aber ging die fremde Welt doch auf, als ob sie sie mit Augen sähe. Und es schien ihr etwas daran, was sie anzog, etwas Dunkles und Herbes. Sie empfand plötzlich ein Verlangen, dieses Land einmal in Wirklichkeit zu sehen.

Ihre Schweigsamkeit fiel dem Urner auf. Unwillkürlich betrachtete er sie von hinten, wunderte sich über ihre kräftige Gestalt, die starken Hüften und über das weißblonde, krause Haar, auch über den Flaum, der auf Stirn und Wangen ihres gesunden Gesichtes lag und in der Sonne schimmerte.

Sie kamen aus den Wiesen an einen Waldrand, wo der Pfad kaum mehr erkennbar war und in scharfem Abfallen sich gegen eine Tallandschaft senkte.

„Da müßt Ihr hinab. Dort unten liegt der Bahnhof," sagte Marianne.

Denier gab ihr ruhig und mit der Ungezwungenheit des älteren Mannes die Hand. Dabei fiel ihm auf, wie fest die ihre war und wie kräftig der Druck, mit dem sie die seine faßte.

„Auf Wiedersehen auf dem Rückweg," sagte er. Dann schritt er mit seinen schweren, schütternden Schritten den Hang hinunter. Aber einmal wandte er sich um und sah das Mädchen, das ihm nachschaute, noch oben stehen. Unwillkürlich wurde sein Blick scharf und gespannt. Die da oben schien ihm ein ungewöhnlicher Mensch. Seine Gedanken beschäftigten sich mit ihr. Aber er grüßte nicht mehr; unnötige Freundlichkeit war bei ihm daheim nicht Art. Rasch stieg er weiter.

Marianne stand lange an derselben Stelle, nicht weil sie den Urner noch immer erblicken konnte, sondern weil sie vor Sinnen das Weggehen vergaß. Es schien ihr auf einmal etwas Seltsames darin zu liegen, daß sie einen aus einem Märchen erwartet hatte und daß dieser Urner gekommen war. Er erschien ihr im Grunde nüchtern und war ihr gleichgültig, aber ein sonderbares Zusammentreffen war es doch! — Von seinem Lande hatte dieser Denier gut zu erzählen gewußt! Sie machte sich auf den Heimweg und sah das Land, das er geschildert hatte, vor sich: den See, der scharf in das schroffe Land schnitt, die leuchtenden Berge und den nachthaften Bannwald. Sie sah das so deutlich, daß es beinahe war, als schritte sie auf die fremde Gegend zu.

Am Abend, als in der Boßhardschen Stube die Stehlampe auf dem sauber abgeräumten Tische brannte, kam die Rede auf den Gast aus Uri zurück. Frau Anna, die strickend am Tisch saß, hob von ihm an. Wie da in Uri ein ganz andrer Schlag von Leuten wohne als hier im Osten!

Der Bauer legte die Zeitung, in der er gelesen, auf den Tisch und schob die Brille an die freundliche Stirne.

„Er hat Ansehen daheim, der Denier," sagte er. „Er trägt allerlei Aemter und ist vermöglich."

„Er scheint freilich ein rechter Mann," meinte die Frau.

„Klug sieht er aus," fügte die nähende Marianne hinzu. Es fiel ihr ein, welch eine starke, weiße Stirne der Urner hatte, und wie wenig, aber auf die Sache gehend, er sprach.

So handelten sie ein paar Augenblicke von Denier und seinen Verhältnissen und waren einig, daß sie einen bemerkenswerten Besuch gehabt hatten. Bald aber fanden sie sich von dem anders gearteten Menschen und seinem Lande wieder auf ihnen Näherliegendes zurück, und nun kam in ihre Unterhaltung eine große Behaglichkeit, Klarheit und Ruhe. Was sie von ihrem Tagewerk, von der und jener kleinen Sorge, dem und jenem Ereignis gemächlich, Boßhard über seiner Zeitung, die Frauen über ihren Handarbeiten, dahin redeten, warf kleine, scharfe Schlaglichter auf ihr einfaches Leben und zeigte dasselbe in einem stillen und freundlichen Schein, der etwas mit der gemütlichen Helligkeit ihrer Lampe gemein hatte. Ihre Meinungen — auch Marianne sprach mit und wurde gern gehört — stimmten in vielem überein. Wenn aber ein Gegensatz sich zeigte, so verfocht jedes seinen Standpunkt mit einer unbewußten, rücksichtsvollen Heiterkeit. So kam kein Mißton in ihre Unterhaltung an diesem Abend. Dieser aber war nur ein schöner Ausschnitt aus einem gleichmäßig zufriedenen Leben, das sie führten, und das sie, ohne sie vor andern hervortreten zu lassen, zu in der Gegend wohlgeachteten Leuten längst gemacht hatte.

2

Jost Denier, der Urner, war wieder gekommen und wieder gegangen. An seinem zweiten Besuche war nichts Außerordentliches gewesen. Er verstärkte den Eindruck, den die Gastgeber von ihm empfangen, den eines ernsthaften und starken, vielleicht fast hartsinnigen Menschen. Marianne fiel es auf, daß der Urner sie bei diesem Besuche betrachtete, als bemerkte er sie erst jetzt. Ein paarmal, wenn sie plötzlich aufschaute, begegnete sie seinem Blick. Wenn sie darüber auch kaum nachdachte, so mochte es doch dazu beitragen, daß die Person des Gastes sie interessierte. Das, was ihn von ihren Bekannten unterschied, zog sie an, und sie dachte nie an ihn, ohne auch zugleich das ernste, rauhe Land zu sehen, in dem er wohnte, und von dem er ihr erzählt hatte.

Eine Zeitlang hörten sie nichts mehr von ihm. Im folgenden Frühjahr schrieb er an Boßhard wiederum eines Viehkaufes wegen und kam ein paar Wochen später selbst des Weges daher. Die Männer handelten diesmal nicht direkt miteinander, aber Boßhard vermittelte dem Geschäftsfreunde einen Kauf mit einem Nachbarn, und der Urner blieb einen Tag im Boßhardschen Hause. Ihre Bekanntschaft blieb auf diese Weise frisch und befestigte sich zusehends. Es ließ sich nicht verkennen, daß der dreißigjährige Denier an der viel jüngeren, aber in Gestalt und Wesen ihren Jahren vorangeeilten Marianne Anteil nahm. Er verstand sich nicht aufs Hofieren, seine Art blieb trocken und eckig; aber nach und nach ließ er durchblicken, daß er mit einer alten Mutter, Magd und Knechten allein wirtschafte und der Meinung sei, daß, wenn er heiraten wolle, das jetzt zu geschehen habe. Allmählich erfuhren die Boßhards vieles über sein Gut und seine Verhältnisse, so daß, wie er selbst, auch seine Um-

gebung ihnen vertrauter wurde. Sie hörten auch von Dritten über ihn und nichts Nachteiliges. Es verstand sich nun von selbst, daß sie die offenbare Absicht des Urners, Marianne zur Frau zu heischen, besprachen. Auch hier war es seltsam, wie die bedeutsame Frage sie keineswegs erregte und aus dem Gleichgewicht brachte. In ruhiger Beratung erwogen sie Vor- und Nachteile. Die Mutter hatte das schärfste Urteil; sie hielt Denier für zu alt und hätte ihre Tochter lieber einem braven Manne aus der Umgegend gegeben, da diese aber, meinte sie dann, nicht zum vornherein ablehne, möge man die Angelegenheit immerhin gründlich erwägen. Boßhard sagten die Nüchternheit, der gute Ruf Deniers und die angesehene Stellung, die derselbe daheim inne hatte, zu. Marianne glaubte zu wissen, daß eine schöne und ernsthafte Lebensaufgabe im Hause des Urners ihrer wartete. Immer noch übte das Land, das er ihr geschildert, eine seltsame Anziehungskraft auf sie aus. Die Persönlichkeit Deniers selbst erschien ihr achtenswert. In ihren Augen gaben ihm seine kurz angebundene Selbstbewußtheit und Zurückhaltung Ueberlegenheit. Selbst ein Mensch, der schwer aus sich heraustrat, noch ohne jede Erfahrung in Liebesdingen, auch ohne Wunsch nach solcher, betrachtete sie ruhig das Zukunftsbild, das ihr sich bot, und gewann es allmählich lieb.

Eine Anzeige Deniers überbrachte ihnen in diesen Tagen die Nachricht von dem Tode seiner Mutter.

Ein paar Monate später nahm der Urner bei einem erneuten geschäftlichen Besuche Gelegenheit, Boßhard und seine Tochter zu einer Reise nach Seedorf, seinem Wohnorte, zu bewegen. Von diesem Besuche kamen Vater und Tochter befriedigt zurück, Marianne fast noch mehr als der Vater. Sie erzählten Frau Anna von dem Denierschen Hause, das größer, aber weniger schmuck wäre als ihr eignes, die

Spuren wilder Wetter und schwerer Wintertage an Wänden und dem großen schwarzen Schindeldach trüge, von seinen niederen, fast ärmlich schmucklosen Stuben und den engen, unzulänglichen Ställen. Boßhard schalt auf diese Ställe; es nähme ihn wunder, daß das Vieh darin nicht verkümmerte. Aber Marianne erwiderte, es sei eben alles zäh dort in Seedorf: Menschen, Vieh und Häuser. Ein starkes und rauhes Stück Welt sei es! Und nun rühmte sie die Landschaft und das Tagewerk, das Denier mit seinen Leuten tat. Schwer müßten die ihr Brot verdienen! Sie hatte mit scharfen Augen um sich geblickt und zeigte sich nun so wohlunterrichtet, daß Vater und Mutter einander lächelnd ansahen, und letztere meinte, sie rede, als ob sie schon mit beiden Füßen im Denierhause stehe. Marianne errötete ein wenig und merkte, daß sie sich ereifert hatte, ertappte sich auch zum ersten Male darauf, daß sie in sich selbst, fast ohne es zu wissen, entschlossen war, des Urners Werbung anzunehmen. Es war dabei nichts Aeußerliches, was sie lockte, sondern es regte sich vielmehr in ihr eine junge, gärende Kraft, die nach Ausfluß drängte und die mit des Urners Eintritt in ihr Leben erwacht war. Sie hatte die Kinderschuhe abgestreift und begann an Dinge und Aufgaben zu denken, die sie bisher nicht beschäftigt hatten.

In der nun kommenden Zeit überwand Marianne die Bedenken und Hindernisse, deren sich noch manche ergaben.

Eines Tages schrieb Denier. Sein Brief war wie er selber. Eckig standen die kurzen Sätze da. Es war jedem Worte anzumerken, wie der Schreiber eine unangenehme Aufgabe trotzig abtat, dabei eine Art Scheu überwindend und innerlich zornig über diese Scheu. Sie erfuhren nichts Neues aus seinem Briefe. „Er habe an Marianne ein Mädchen gefunden, das

wisse, was es wolle. Eine solche Frau brauchte er und hätte nichts gegen eine Heirat, wenn sie einverstanden sei."

So schrieb er, ohne zu bitten oder zu drängen. Eine Art Schlauheit trat dabei zutage; er hielt sich sozusagen einen Rückweg offen, indem er mehr seinen Willen, zu unterhandeln, betonte, als die Unterhandlung selbst führte.

Als sie über diesem Briefe saßen, kam den Boßhardschen erst dasjenige Bedenken, das am schwersten wog und auf das sie bisher nicht verfallen waren.

„Warum nicht gar," sagte Frau Anna plötzlich, „einen Katholischen und in ein erzkatholisches Land!" Es tönte, als bräche sie die Sache knacks ein für allemal ab.

„Davon haben wir bisher nicht gesprochen," sagte Boßhard mit ernstem Gesicht.

Marianne sah ihn aufmerksam an. Was der aufrechte und gerade Vater meinte, gab für sie den Ausschlag.

Er schüttelte mehrmals den Kopf. „Das ginge nicht! Nein! Eine Frau hätte ein schweres Leben mitten unter lauter Andersgläubigen! Freilich," fügte er später hinzu, „Denier gelte als freisinniger Mann."

„Man könnte ihn wissen lassen, was uns zu denken gibt," warf Marianne ein.

„So hältst du es für das Rechte, Kind?" fragte Boßhard die Tochter.

„Nein, nein," wehrte fast unwirsch die Mutter.

„Ich hätte Freude," sagte Marianne.

Sie besprachen und berieten. Allmählich stimmte auch die Mutter zu, daß das beste eine gründliche Auseinandersetzung mit Denier sei. So schrieb am andern Tage Boßhard den Antwortbrief. Er war ausführlich und wohl überlegt. Boßhard verstand die Worte zu setzen, daß sie das sagten, was er wollte.

Er überlas und ließ Frau und Tochter lesen. Sie stimmten bei, und der Brief ging ab.

Wochen vergingen nun noch, in denen vieles klargelegt wurde. Denier schien zäh an Marianne zu hängen; er willigte in vieles, was an dem Zurückhaltenden befremden mußte. Die junge Frau behielt ihren Glauben, und Denier meinte verständig, die Kinder müßten den Glauben der Mutter haben. Rauh fügte er hinzu, ihm selbst liege nicht viel an Kirche und Pfaffen.

Allmählich wurde alles glatter und glatt. Als nichts mehr im Wege war, drängte der Urner, er wollte noch vor dem Winter, der nahe war, Hochzeit halten. Marianne war in den Tagen neunzehn Jahre alt geworden. Wer sie sah, von derber Erscheinung und ruhigem Wesen, konnte sie für fünfundzwanzig halten.

An einem Herbsttage fand in Grüningen die Hochzeit statt. In der Kirche, die am Berghang, über dem großen See des Landes, stand, drängten sich die Neugierigen. Es war etwas Außergewöhnliches, daß eine Bauerntochter aus dem streng protestantischen Lande einen Andersgläubigen nahm, und einen aus der Urschweiz dazu. Aber diejenigen, welche die Brautleute nebeneinander vor dem Pfarrer stehen sahen, gaben zu, daß sie zueinander paßten. An beiden war eine herbe Tüchtigkeit.

Die Feier hatte nichts Außergewöhnliches an sich. In einem guten Wirtshaus des Dorfes nahm die Festgesellschaft, zu der außer den Nächstbeteiligten nur zwei Schulkameradinnen der Marianne und einige Verwandte sich gesellt hatten, die Mahlzeit ein. Am selben Nachmittag — Denier war daheim nötig — verreiste das junge Paar nach Hause. Es war ein kurzer Abschied; aber Boßhard und seinem Weibe wie Marianne wurde er nicht leicht. Sie machten

wenig Worte. Ihre Gesichter zuckten nur, und ihre Hände lagen einen Augenblick heftig ineinander geklammert.

Marianne Denier hatte dann eine stille Hochzeitsreise. Sie und ihr Mann saßen einander gegenüber in dem Dritteklassewagen. Denier tätschelte einmal ihre Hand mit einer Art väterlicher Freundlichkeit. „Jetzt geht es in eine neue Heimat," sagte er lächelnd.

Sie sah ihn gerade und fest an. „Ja," gab sie mit frischer und starker Stimme zurück.

Je näher sie dem Vierwaldstätter See kamen, um so einsilbiger wurden sie. Denier, weil er es von Natur aus war, Marianne, weil die Landschaft, durch die sie fuhren, ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Ihr Herz klopfte. Das Land baute sich immer gewaltiger vor ihren Blicken auf. Sie war an das liebliche Bild der Heimat gewöhnt, und wie bei ihrem ersten Besuche wurde ihr der Atem eng, nun sie dieses neue, herbe Land betrachtete. Dabei war ihr, als ginge von der Gegend, die sie durchfuhren, eine geheime, auf den Menschen wirkende Kraft aus. Ihre Brust begann sich zu dehnen, und sie empfand eine frohe Ungeduld nach der Arbeit, die ihrer am Reiseziel wartete.

Der anfänglich helle Himmel überzog sich dann. Bald brach ein schwerer Regen nieder, der noch anhielt, als der Zug in Flüelen hielt.

Denier blickte aus dem Wagenfenster. „Ich habe den Postwirt von Flüelen anspannen heißen für uns," sagte er mit einer fröhlichen Wichtigkeit.

Im Aussteigen bemerkte Marianne einen Einspänner, der neben dem Stationsgebäude hielt. Er fiel ihr auf, weil das Pferd, ein starkes, schweres Tier, vom Zuge erschreckt, sich bäumte und von mehreren Männern mit Mühe festgehalten wurde, während andre Leute das Fuhrwerk neugierig umstanden.

„Er hat ein nagelneues Gespann geschickt, der Postwirt," sagte Denier und lächelte befriedigt. Dann schritten sie auf den Wagen zu.

Das Pferd trug bunte Schleifen am Kopf. Der Fuhrknecht, ein junger, kräftiger Bursche, hatte einen Maien an den Hut und einen solchen an die Brust gesteckt. Er grüßte lachend, als sie herantraten.

Denier reichte ihm die Hand und begrüßte auch einige der Umstehenden, die ihm bekannt waren. Er unterhielt sich mit ihnen und nannte Marianne ihre Namen. Es entstand ein namhaftes Aufsehen, und Marianne wurde weidlich angestaunt.

„Das Pferd scheint mir unruhig," wendete sich dann Denier zu dem Fuhrknecht, indem er das Tier musterte.

„Ich werde ihm schon den Meister zeigen," entgegnete mit lachendem Prahlen der andre.

Marianne stand auf dem Trittbrett des Wagens. Im gleichen Augenblicke zog das aufgeregte Tier an.

Der Knecht schimpfte und bändigte es mühsam.

Marianne trat in die Straße zurück. Sie fürchtete sich nicht, aber sie sagte: „Sollen wir nicht lieber den kurzen Weg zu Fuß gehen? Das Pferd ist nicht zuverlässig."

Vielleicht, daß Denier es nicht liebte, Aufsehen zu erregen oder daß er der Gaffer überdrüssig war. „Nein, nein," sagte er und schob sie in den Wagen, „der Bursche versteht zu fahren. Aengstige dich nicht."

Dann fuhren sie ab. Das Pferd lief ruhig, nur die Ohren warf es hin und her, und manchmal schnaubte es auf. Einmal erschrak es vor einem Stein im Wege und tat einen Seitensprung. Denier neigte sich vor und beobachtete es, dann sprach er ein paar mahnende Worte zu dem Knechte und saß wieder ruhig. Sie kamen wohlbehalten durch das Dorf. Die Leute blickten ihnen aus Türen und Fenstern nach.

Der Regen hörte auf, aber ein schwerer Nebel, von einem scharfen Winde gejagt, kam hinter dem Fuhrwerk her und verhüllte die Berge.

Marianne legte den Hut ab. Der Wind riß ihr kleine Haarlocken an Stirn und Schläfe auf, daß sie wehten. Ihr heller Scheitel leuchtete, während sie die verdüsterte Straße fuhren.

Nun näherten sie sich wieder der Bahnlinie.

„Ein Zug steht dort," mahnte Denier den Knecht.

„Wir kommen noch hinüber," antwortete der.

Dann fuhren sie mit einem wilden Ruck über das Geleise. Das Pferd erschrak über dem Poltern der Räder. Der Knecht keuchte und fluchte. Er hatte Mühe, das Tier zu halten. In diesem Augenblick pfiff drüben schrill und durchdringend die Lokomotive des zur Abfahrt stehenden Zuges. Das Pferd fuhr zusammen, dann bäumte es sich, schlug aus und zerschlug die linke Deichsel. Und als es die zersplitterte Stange fühlte, warf es sich wie rasend in die Stricke und schoß straßvorwärts. Ein Stoß schleuderte den Knecht vom Bocke. Aber Denier suchte die Zügel zu erhaschen. Er raffte sich auf. Als er jedoch die starken Lederriemen zu halten glaubte, sprang das Pferd zur Seite, und ein jäher Ruck warf die beiden Wageninsassen über den Bock hinaus nach vorn. Marianne wurde in einem Bogen in die neben der Straße liegende Matte geworfen, Denier verwickelte sich in die Zügel und schlug schwer auf die harte Straße. Und das Pferd war wie toll. Nun umging es den Gestürzten, vom Holz der Deichsel geschlagen. Nun schoß es wieder vorwärts. Die Straße schien unter dem Stoße seiner Eisen zu ächzen. Der Wagen schlug um und zerschlug. Das Tier riß die Trümmer und den an den Riemen des Leitseils gefesselten ohnmächtigen Mann hinter sich her. Räder gehen über ihn hinweg, drängen ihn seitwärts und fassen ihn abermals. Der Kot der Straße

hängt sich an ihn und Steine reißen ihm den Hochzeitsanzug in Fetzen vom Leibe. Endlich löst sich die lederne Schlinge. Die wilde Flucht des rasenden Tieres, des zerhauenen Fuhrwerks geht weiter. Ein dunkler, schwerer Körper bleibt in der Straße zurück: entstellt, zerschunden, zerwühlt. Eine Blutspur führt zu der Stelle. Eine Lache bildet sich, wo der Klumpen liegt, und der Boden saugt das Blut langsam ein.

Wegs daher kam Marianne Denier. Sie war bleich, ihr Haar war gelöst, vom Fall aufgerissen und im Gehen vollends entflochten. Schwer hing es ihr auf den breiten Rücken und die Achseln. Sie sah aus wie eine Frau aus einer frühen Vorzeit, als sie noch mit wallenden, ungepflegten Haaren gingen. Die Verwirrung und die ungeheure Erregung des Augenblicks gaben ihr ein wildes Ansehen. Ein Stück hinter ihr folgte der Knecht hinkend, jammernd und fluchend. Von der entgegengesetzten Seite aber erschienen bald Leute, eilig, neugierig, durch das dorfeinstürmende Pferd zum Gedanken geweckt, daß ein Unglück geschehen sein müsse.

Marianne Denier schritt aufrecht, mit starken Schritten, nur mit seltsam schlenkernden Armen ihres Weges. Von weitem sah sie den dunkeln Körper im Wege liegen. Sie war die erste, die ihn erreichte. Sie bog sich nieder. Sie fror bei dem Anblick. Sie sah in ein fürchterlich entstelltes Gesicht; aber der Verunglückte atmete. Manchmal stöhnte er kurz. Marianne hatte keinen klaren Gedanken, sonst würde ihr aufgefallen sein, daß sich wohl etwas schmerzlich in sie hineinkrallte: Mitleid um den Menschen, Schrecken, Verlangen zu helfen, ein Gefühl der Ohnmacht, aber daß ihr Herz nicht schrie ob des fürchterlichen Unglücks, das denjenigen traf, der seit heute ihr Mann war. Sonst würde es ihr aufgefallen sein, daß sie dieses Mannes bisher kaum recht geachtet, weil ihr

Blick viel mehr auf die Umgebung, in die er sie führen sollte, gerichtet war als auf ihn selbst.

Die Leute näherten sich. Der Kutscher kam heran. Es hob ein Fragen, Schreien und Untersuchen an. Da erinnerte sich Marianne an das, was ihr oblag. Sie schickte Burschen nach einer Bahre, einen Mann nach dem nächsten Arzt, den sie von ihnen erfragte. Während des Wartens wusch sie mit Wasser aus einem nahen Bach das Gesicht ihres Mannes.

Die Seedorfer erholten sich von ihrem Staunen über den Bewußtlosen und sein Mißgeschick und begannen die fremde Frau zu mustern, die ihnen jener hatte bringen wollen.

Nach einer Weile wurde die Bahre gebracht. Sie luden Denier auf, so sorglich sie es mit ihren derben Fäusten zuwege brachten. Dann setzte sich der Zug langsam in Bewegung. Mit hängenden Köpfen, die Hüte in den Händen, als brächten sie einen Toten, trugen die Männer den Verunglückten und schritten andre hinter ihm und der Frau. Der Tag wurde immer düsterer. Die Nebel jagten sich und sanken tiefer, bis sie nahe über den Boden huschten. Die Leute im Zuge bekamen feuchte Gesichter und schwernasses Haar. Das war Marianne Deniers Hochzeitsreise.

3

Marianne stand an einem der Fenster der Wohnstube in dem hohen, grau verschindelten, grüne Laden und ein schwarzes Dach tragenden Hause ihres Mannes. Dieses Haus war an einen freien Platz gebaut, in dessen Mitte ein Brunnen war. Zwei Straßen führten an ihm vorbei, die eine dem See zu, die andre nach Altdorf. An der nach dem See hinbiegenden stand die große Scheune Deniers. Jenseits des Platzes erhob sich die Kirche, weiß, mit schlankem Turm,

einer von Kletterreben umwachsenen Rundmauer und einem freundlichen Friedhof. Marianne Denier sah das alles nicht zum ersten Male seit ihrem Einzug; aber zum ersten Male kam sie dazu, zu erfassen, was sie sah: da drüben die Kirche! Dort der Stall! Hier die Straßen, eine dahin, eine dorthin laufend!

Mariannes Haar war festgesteckt. Sie trug ein braunes Kleid von rauhem Stoff, ohne Firlefanz, mit kurzer Jacke und weit hinauf gebundenem Rock. Die Jacke saß prall an Armen und Busen. Eine kattunene Schürze war um die Hüfte gelegt. An der ganzen Erscheinung war etwas Sauberes, Besorgtes und Ruhiges. An diesem Morgen hatte Marianne zum ersten Male Muße, sich umzusehen, wo sie war. Sie tat es mit ruhigem und klarem Blick, mit einem Wesen, das mit ihrer äußeren Erscheinung im Einklang war, und begann damit, daß sie die nächste Umgebung des Hauses musterte. Es war heute der dritte Tag seit ihrer Ankunft. In der Kammer, die an die Wohnstube stieß, wo die weißen Betten und die weißen Vorhänge waren, lag Denier, der in einem Augenblick verwüstete Mensch, und in dieser Nacht hatte sein Stöhnen aufgehört. Am Abend vorher hatten die Aerzte, deren zwei gekommen waren, erklärt, der Verunglückte würde leben, aber ein böses Leben! Jost Denier war blind und ein Krüppel. Da gab es kein auf und ab! Der Leib war wüst, nur der Geist hatte keinen ernsten Schaden gelitten. Das war das Ergebnis dieser drei Tage! Aber es war ein Ergebnis, ein Ende für Unklarheit und Verwirrung, Unruhe und Furcht. Die Zukunft war nicht mehr Nebel und Nacht, es war ein Weg, der hinauslief, und Marianne betrachtete ihn an diesem Tage von seinem Anfange an, Stück um Stück, soweit er zu sehen war.

Während sie nun sinnend aus dem Fenster schaute,

löste sich ihr Blick bald von den Straßen, zog weiter, über das sich dehnende schmucklose Dorf hin, und hob sich zu den Nebeln, hinter denen sie die Berge stehen wußte. Diese Nebel waren seit ihrem Einzug nicht gewichen. Schwere Regen waren niedergegangen, anfänglich warm, dann immer kälter. Heute kam Bewegung in die Schwaden. Der Regen hatte aufgehört, und die grauen Wolken rissen in der Höhe. Allmählich tauchte, von Neuschnee leuchtend, ein Berg nach dem andern hervor. Hoch, scheinbar durch nichts mit dem Tale verbunden und von seltsamen und geheimnisvollen Lichtern überloht, standen sie da. Marianne starrte wie in einem Bann hinüber. Erst als die Wohnstubentür ging und eine junge Magd, eine Tasse Milch in Händen tragend, eintrat, wendete sie sich vom Fenster hinweg. Ihr Blick gewann rasch die anfängliche Schärfe zurück. Sie achtete auf die Einzelheiten der Stube, in der sie nun schon zwei Tage wie im Traum aus und ein gegangen, und betrachtete die eben eingetretene Magd näher, mit der sie seit ihrem Hiersein das und jenes gesprochen, ohne zu fühlen, mit wem sie das tat, und ganz noch von dem befangen, was sich an ihrem Hochzeitstage ereignet hatte.

Die Stube war weit von derjenigen verschieden, in der sie daheim gehaust hatte. Jene war freundlich, fast schmuck gewesen, diese war leer und derb. An den gelben Holzwänden der letzteren hingen unregelmäßig verstreut ein paar unschöne gedruckte Heiligenbilder. In der Mitte stand herrisch und plump ein ovaler eichener Tisch mit vier schweren Füßen. Etwas Eigensinniges war an dem ungefügen Möbelstück, es war wie der König zu dem übrigen Gerät, den harten, steifen Stühlen, der krumm hängenden schwarzen Uhr und dem weit vorstehenden graugrünen Ofen, auf dessen breiter Platte die ganzen Hausbewohner sich ausstrecken konnten.

Die Magd wollte in das Zimmer treten, in dem Denier lag, als Mariannes Blick sie erreichte. „Gehst du ungekämmt herum, Heinrika?" fragte diese.

Das schmalbrüstige Mädchen stand still und wendete sich um. Ihr farbloses Gesicht, mit den Schatten unter den Augen rötete sich nicht, nur am Halse und ganz tief am Rande der Wange war eine kleine Bewegung des Blutes, die verriet, daß sie sich schämte.

„Ich bin zu spät erwacht," entschuldigte sie sich. Mit der freien Hand strich sie unwillkürlich das schwarze Haar, das in Fetzen ihr ins Gesicht fiel, zurück. Ihre braunen Augen, die den verschwommenen Zügen jugendlichen Liebreiz gaben, hatten einen halb scheuen, halb störrigen Ausdruck.

Marianne trat auf sie zu und nahm ihr die Tasse ab. „Ich trage sie selbst hinein," sagte sie. „Bring dich in Ordnung."

Die Heinrika entfernte sich schweigend. Marianne aber trat in die Nebenkammer. Diese war freundlicher als die Wohnstube. Das tannene Gerät war neu, und die weißen Bezüge der zwei nebeneinander stehenden Betten wie die Vorhänge brachten eine schöne Helligkeit hinein. In dem einen der Betten lag Denier reglos. Es war nichts von ihm zu sehen; denn der Kopf war mit weißen Binden ganz umwunden, und die Arme, von denen der rechte gebrochen war, lagen unter der Decke. Marianne trat zu ihm, und als sie auf ihn niedersah, schauderte sie. Es war nicht zu glauben, daß dieser hilflose Leib demselben starken Menschen angehörte, der sie vor wenigen Tagen aus dem väterlichen Hause geholt hatte.

„Bist du's?" lallte der Kranke, die Worte waren kaum verständlich; denn die Sprache kam ihm langsam zurück, würde vielleicht nie mehr die frühere Deutlichkeit gewinnen, wie der Arzt sagte.

„Ich bringe die Milch," gab sie Bescheid.

Da öffnete er den Mund, und sie begann, ihm Löffel um Löffel die Milch einzugießen. Einmal lallte er wieder ein paar Worte. Es war, als ob er sagte, daß ihm kein Glied ganz sei. Plötzlich brach er in ein fürchterliches Schluchzen aus. Marianne setzte die Tasse beiseite und bog sich zu ihm nieder, die Qual, die aus ihm schrie, erschütterte sie so, daß auch ihr die Tränen kamen. „Sei ruhig," sagte sie mit engem Atem, „wir müssen lernen, es geduldig zu tragen."

Das Schluchzen nahm nach einer Weile ab und verlor sich. Denier lag wieder reglos. Dann schlief er vor Schwäche ein.

Von seinem Bett hinweg fuhr Marianne dann fort, sich in ihrer neuen Umgebung umzusehen. Das Haus war groß und hatte viele leere Räume. Sie besah es vom Boden bis zum Keller. Unterwegs traf sie die Heinrika, die sich ordentlicher trug. Sie sandte sie in die Wohnstube hinauf, damit sie in der Nähe sei, falls der Kranke eines Dienstes bedürfe. Sie selber ging mit sicherer Bewußtheit ihres Weges. Sie fühlte, daß sie die Zügel dieses Hauswesens in die Hand nehmen mußte, und wollte heute wissen, wo sie regierte. In der Küche traf sie auf die Köchin Aloisia. Die war dabeigewesen, als sie mit Denier ins Haus gekommen und hatte seither bei den Mahlzeiten mit am Tisch gesessen, aber auch sie besah sich Marianne jetzt zum erstenmal und sah ein kleines, zähes Weib mit gelbgrauem Haar, einer Hakennase und hellen scharfen Augen, die vermieden, sie anzusehen.

Ganz zuletzt trat die Entdeckerin ihres Eigentums über die Straße in den Stall. Als sie die Tür öffnete, hinter der die Kühe standen, kam aus dem nebenanliegenden Schweineschlag Melk, der Knecht, mit zwei Sprüngen herausgeeilt. Das war ein Merkmal an ihm, daß er nicht mit Schritten sich fortbewegte, sondern auf seinen dünnen federnden Beinen in Sätzen

von einem Ort zum andern eilte, und er war der fleißigste Knecht landauf und -ab. Vor Marianne machte er einen unbeholfenen Bückling, als sähe er sie zum erstenmal und hieße sie auf seinem bescheidenen Eigentum willkommen.

„Ich möchte das Vieh sehen," sagte sie zu dem Knechte, und der nickte dazu und ging ihr voraus durch den Stall. Er zeigte ihr Kuh um Kuh, legte auf den Rücken einer jeden seine haarige braune Hand und erzählte eine Geschichte, was das Tier für Mücken, Tücken und Tugenden hatte. Manchmal drehte er während des Redens an den paar schwarzen steckigen Schnurrbarthaaren, die auf seiner Oberlippe links und rechts herausstanden, knixte wieder und sprang nach der Tür, als ein Windstoß sie zuschlug, war immer voll Bewegung und voll einer eckigen Unterwürfigkeit. Marianne fiel auf, wie seltsam in diesem rauhen, engen Lande alles zueinander paßte, die schmucklosen Wohnräume, diese niederen luftarmen Ställe mit unsauberem, dürrem Farnkraut als Streu statt des gelben Strohes, das eckige Volk, selbst das Vieh. Die Kühe waren von einem kleinen Schlag, zumeist mausgrau von Farbe oder weiß, nur ein kleiner, starker, unwirscher Stier stand gesondert in einer Ecke und war schwarz, als sei er aus dem Landwappen selber herausgestiegen.

Als Marianne die Ställe wieder verließ, wußte sie darin Bescheid, wie wenn sie seit vielen Wochen darin aus und ein gegangen. So eigentümlich geschärft war ihr Blick an diesem Tage, da sie aus ihrer Betäubung erwacht war.

Auf der Straße lag eine merkwürdige Helligkeit, die von den verschneiten Bergen herabgeworfen wurde. Diese Berge wuchsen immer freier und ragender aus dem Dunst der Tiefe auf. Marianne legte die Hände unter der Brust zusammen und wollte, den Kopf mit

der schweren weißblonden Haarkrone nachdenklich geneigt, die Straße überschreiten. Da eilte Melk, der Knecht, mit geschäftigem Wichtigtun an ihre Seite. „Da kommt der Pfarrherr, Frau," sagte er und knixte steif gegen einen alten, hohen Priester, der in die Straße einbog. Letzterer nickte unmerklich, und es schien einen Augenblick, als ob er vorbeigehen wollte. Dann kam er mit langsamen und würdevollen Schritten näher. Sein Oberkörper neigte sich leise nach vorn. Ein dünner, glänzend weißer Haarkranz war unter dem schwarzen Käppchen sichtbar, das er trug.

„Er ist schon alt, Euer Pfarrherr," sagte Marianne zu dem Knecht, ehe jener sie erreichte.

„Aber kein besserer weit herum," gab Melk zurück. „Und gelehrt," fügte er hinzu.

Der Geistliche, der jetzt mit einem zurückhaltenden, fast kühlen Gruß zu ihr trat, erregte Mariannes Aufmerksamkeit. Sein Talar war von feinem, tadellosem Schwarz, sein bartloses Gesicht hatte scharfe, vornehme Züge und eine hohe, wie von schwerer Arbeit müde Stirn. Er reichte ihr drei Finger seiner schlanken und weichen Hand.

„Sie sind die Frau Denier?" sagte er. Seine Stimme war sehr leise, aber die schmalen Lippen des strengen Mundes formten jedes Wort so scharf, daß diese eigentümlich deutlich und hart klangen. Dann fragte er nach dem Ergehen des Verunglückten.

Marianne blickte frei in sein Gesicht. Er hatte sich bisher nicht um Denier bekümmert, und sie wußte, daß ihm dessen Heirat nicht genehm gewesen. Aber sie betrachtete ihn ruhig und konnte sich eines Gefühls scheuer Verehrung nicht erwehren. Dann gab sie auf seine Frage Auskunft. Ein seltsamer Gegensatz war zwischen ihnen, während sie voreinander standen. Alles Licht war auf die gedrungene, blonde Frau geworfen, dunkel und streng stand der Priester da. Er hielt

sich nicht lange auf. Wie er Marianne gegrüßt hatte, so verließ er sie, zwei Finger nur in ihre volle Hand legend. Als er gegangen, war es Marianne, als hätte er sie gefragt: Was willst du — du Fremde — da unter uns?

Sie ging ins Haus zurück und traf Denier wach und bei Besinnung. Er begann zu sprechen, sobald er ihren Schritt hörte; aber sie vermochte kein Wort zu verstehen, und als sie näher trat, wurde er ungeduldig, daß sie noch immer nicht wußte, was er wollte. Er stieß sonderbare Töne aus, fast wie ein zwängendes Kind, bis sie sich neben dem Bette niederließ und ihn ruhig ermahnte, langsam noch einmal zu wiederholen, was er von ihr gewollt hätte. Als er das tat, begriff sie endlich, daß er ihr Aufschlüsse geben wollte über das, was ihr zu tun obliege. Er begann sie in seine Vermögensverhältnisse einzuweihen, soweit das nicht schon früher geschehen war, hieß sie sich um den Viehhandel und das Land im Berg kümmern, bis er selber wieder der Sache nachgehen könnte, gab ihr Lehren, wie das Hauswesen zu führen und das Gesinde zu beaufsichtigen sei und nannte einmal übers andre einen Namen, den sie unmöglich verstehen konnte, von dem sie nur nach und nach erriet, daß er einen Vetter des Kranken bezeichnete, der irgendwo als Knecht bedienstet war und den Denier herkommen lassen wollte. Das Gespräch war unendlich mühsam; immer wieder unterbrach der Kranke dasselbe mit vielen Zeichen zorniger Ungeduld, dann wieder zwang die Erschöpfung ihn, innezuhalten. Aber Marianne lernte vieles daraus und hatte ein Empfinden, als schmiegten sich die Zügel immer fester in ihre Hand, an denen sie dieses fremde Hauswesen leiten sollte.

4

Vier Wochen war es her, seit sie Jost Denier als einen Krüppel heimgetragen hatten. Er mußte nicht mehr zu Bett liegen. Mit geschientem Bein und verbundenem Arm saß er in Kissen gebettet in der Wohnstube. Aber er war blind, seine Sprache war undeutlich, so daß kein Fremder ihn verstand, und er kam nie mehr zum Gehen. Marianne hatte sich eingelebt. Sie holte sich Rat bei ihrem Mann, wenn sie dessen bedurfte; aber sie hatte einen scharfen Verstand und wußte vieles aus Eignem zu ordnen. An dem Kranken tat sie geduldig, ja mit einer gewissen Freude ihre Pflicht, obwohl das nicht ganz leicht war; denn Denier kam immer und immer nicht über den qualvollen Gedanken hinweg, daß er für sein Leben lang elend war, für ein langes Leben vielleicht. Er zeigte sich einmal weinerlich und mutlos, das andremal zornig und mit aller Welt zerfallen.

Marianne hatte Nachrichten von zu Hause. Der Vater wäre auf die Kunde von dem Unglück gern hergeeilt; aber die Mutter war schon vor der Hochzeit nicht wohl gewesen, und er wagte nicht, sie allein zu lassen. Er schrieb einen mitleidsvollen und ernsthaften Brief, mahnte die Tochter, stark und ihrem Manne nun erst recht eine treue Stütze zu sein, fest in das neue Haus hineinzustehen. Auch die Mutter fügte liebevolle Worte hinzu. Bisher hatte aber jeder Tag so viel Neues, so viel Arbeit für Marianne gebracht, daß sie nicht dazugekommen war, über sich selbst und über ihr inneres Verhältnis zu ihrem Manne nachzudenken.

Nun saß Denier in der Wohnstube und Marianne mit einer Handarbeit bei ihm. Mittagszeit war vorbei. Der Herbststurm fuhr ums Haus. Rote Blätter flogen und raschelten. Deniers noch immer verbundener

Kopf war hintenüber gesunken. Er schlief. Von dem kräftigen Manne war wenig mehr geblieben, was an frühere Zeit erinnerte. Ein Stück der starken und freien Stirn ragte aus den Binden, aber zwei Narben standen darin. Um das ehemals glatte Gesicht lief der starke Schatten eines sprossenden struppigen, schwarzen Bartes. Die eine Hand aber, die er auf die Lehne seines Stuhles gestützt hielt, war bleich, hager und schwach wie Krankenhände sind, selbst das Braun der Haut begann zu schwinden. Marianne hatte sich mit ihrem Manne unterhalten. Er war während des Gesprächs eingeschlafen, und sie hatte sich ihren Gedanken überlassen. Allmählich fühlte sie sich von der eingetretenen Stille bedrängt, ließ ihr Strickzeug sinken und richtete den Blick auf Denier. Sie hatte ihn diese Woche her oft angesehen, allein noch nie Muße gehabt, wie jetzt forschend vor ihm zu sitzen. Darum drang der Schrecken über das, was mit ihm geschehen war, stärker als je auf sie ein. Sie maß den Körper des Schlafenden mit einer Art Angst und innerer Unruhe, Glied um Glied, immer wieder, und suchte sich zu vergegenwärtigen, wie er früher ausgesehen hatte; aber es gelang ihr nicht, aus dem, was war, das Bild des Gewesenen wieder aufzubauen. Die Stube, in der sie noch nicht heimisch war, der Schlafende, der vor ihr saß, gaben ihr ein Empfinden der Qual. Dann kam ihr der Gedanke an daheim. Sie sah das freundliche Haus auf grünem Hügel in eitel Sonne stehen, nickende Blumen an schmucken Fenstern und helle wohnliche Stuben. Nun saß sie hier in einem fremden und dunkeln Lande, unter Menschen, die sie mit gleichgültigen oder unfreundlichen Blicken betrachteten, würde ein Leben lang hier sitzen müssen! Sie spürte eine leise Reue in sich, daß sie gekommen, und weil sie ihr unrecht schien, begann sie sich Rechenschaft zu geben, wie alles sich

so gefügt hatte. Dabei nahm sie ihre Arbeit wieder auf. Während die Nadeln einen seltsamen Takt schlugen, überlegte sie sich, daß niemand eine Schuld an dem traf, was war. Einzelne Dinge hatten sich verschoben, aber die Hauptsache war sich gleichgeblieben: Sie, Marianne, wohnte in dem Lande, nach dem sie ein Verlangen gehabt, und der Wirkungskreis und Lebenszweck, die sie zu finden gehofft hatte, waren nicht kleiner geworden, sondern gewachsen. Als sie das ermaß, gewann sie ihren Gleichmut und ihre innere Zufriedenheit zurück. Mit breitem Rücken lehnte sie in ihrem Stuhl. Der Wind riß draußen vor der Sonne eine Wolke entzwei. Da fuhr ein stechender Lichtblitz in die Denier-Stube und scharf über die strickende Frau. Die Härchen an den Wangen, die weißen Brauen und die schwere Haarkrone glänzten. Und während die Sonne noch in der Stube blieb, kamen draußen starke Schritte durch den Flur und pochte ein Finger ungeschickt an die Tür.

„Herein," rief Marianne leise. Denier erwachte nicht von dem Ruf.

Auf die Einladung hin kam ein Mann mit einem starken, schwunghaften Schritt über die Schwelle getreten, hatte die Hand an der Klinke, bemerkte noch beim Eintreten den Schlafenden und schloß sacht die Tür, die er laut geöffnet hatte. Er zog einen neuen weichen Filzhut von welligem, dichtem, braunem Haar und ließ einen grauen Handkoffer von der Schulter zu Boden gleiten. Dann stand er einen Augenblick, den breiten Oberkörper vorgeneigt, an die Stelle genagelt, so sehr überraschte ihn der Anblick des Schlafenden. „Das ist also — das kann er doch nicht sein — der Jost?" sagte er mit gedämpfter Stimme und einer Handbewegung gegen den Schlafenden zu Marianne.

Diese blieb sitzen, fast unwillkürlich, halb um Denier

nicht zu wecken, halb weil des Eingetretenen Leisetun sie ansteckte. „Er ist es," bestätigte sie nickend und betrachtete den Vetter Michel Denier, dem sie auf Wunsch ihres Mannes vor Wochen geschrieben, der aber seinen Knechtplatz nicht früher verlassen und erst heute hatte kommen können.

Jost Denier hatte den Vetter gerühmt. Er sei arbeitsam und habe einen klaren Kopf, brauchte schon lange nicht mehr Knecht zu sein, habe eigen Erspartes, hause nur so, weil seiner Eigenheit das harte Dienstbotenleben zusage. Etwas von der Eigenheit stand Michel Denier auf die kurze, starke Stirn geschrieben, über der sich das Wollhaar kräuselte. Er war nicht groß, breitschultrig, hatte dunkle Gesichtsfarbe, einen kurzen Hals, einen braunen Schnurrbart und blaue leuchtende Augen. Er trug dunkles Feiertagsgewand. Es verhüllte muskelharte Arme und Beine, die Hose strupfte an der starken Wade und die Armmuskeln preßten ihre Abdrücke in den rauhen Gewandstoff.

„Jesses, Jesses," sagte Michel und schüttelte den Kopf, als begreife er noch immer nicht, daß der Krüppel dort der sein konnte, den er als gesunden Menschen gekannt hatte.

Erst jetzt erhob sich Marianne, ging auf ihn zu und gab ihm die Hand. Sie errötete leicht; sie fand sich nicht gleich in die neue Verwandtschaft.

„Du bist also die Frau?" sagte Michel, lachte leise und empfand dasselbe Unbehagen wie sie.

Noch immer den Schlafenden schonend, lud Marianne ihn zum Sitzen ein, worauf er sich am Tisch Denier gegenüber niederließ. Während sie hinausging, ihm Wein und Brot zu holen, saß er still auf seinem Stuhl, den Arm auf den Tisch gelegt und betrachtete den Blinden. Erst als Marianne zurückkam, musterte er heimlich auch sie. Er wunderte sich, was der arme Mensch für eine genommen hatte, sein Elend mit ihm

zu teilen, und je mehr er die Frau ansah, desto aufmerksamer wurde sein Blick.

Marianne ging auf Hausschuhen mit einem leisen Schlürfen ab und zu. Sie hatte keinen leichten Gang; aber Michel wunderte sich über das stattliche, breithüftige Weib mit dem eigentümlich hellen Haar, das der Vetter sich ausgesucht hatte.

Da erwachte Jost Denier. Er fuhr mit der unverletzten Hand tastend auf die Tischplatte und in die Luft und zog die Brauen über den erloschenen Augen hoch, so daß sie unter der Stirnbinde verschwanden; dann blies er die Nüstern auf wie ein witterndes Tier und lallte. Wer da sei, fragte er.

Marianne trat auf ihn zu. „Der Vetter ist angekommen," sagte sie.

„Guten Tag, Jost," grüßte Michel.

Mit derselben suchenden Bewegung streckte Denier die Hand aus.

Michel trat zu ihm und ergriff sie. Er wußte nicht recht, was er sagen sollte.

„Hast — hast du mich noch gekannt?" fragte Denier. Gleich darauf stieß er ein zorniges Aechzen und dann einen Fluch aus, der so heftig und deutlich war, daß selbst Michel ihn verstand.

„Sei ruhig, Jost," mahnte Marianne.

Der Krüppel würgte und biß an dem herum, was ihn erregte. Nach einer Weile wurde er Herr darüber. „So ein Leben," knurrte er noch. Darauf hieß er Michel sich setzen, und nach einer kleinen Pause begann er ruhiger zu sprechen.

Als er drei Sätze lang zugehört hatte, sah Michel sich verlegen nach Marianne um. Er gab sich Mühe, aber er begriff nicht, was der andre sprach.

Denier mit dem scharfen Spürsinn des Blinden bemerkte die Bewegung.

Er erregte sich abermals. „Setze dich zu uns,

Marianne," befahl er mit zitternder Unwirschheit, in seiner schweren Zunge.

Gelassen setzte sich Marianne zwischen die Männer. Nun begann Denier zu erklären, warum er Michel gerufen hätte und was er von ihm wollte. Nur selten erfaßte der Angekommene sofort, was er meinte. Marianne aber nahm ihrem Manne die Worte von den Lippen und verdeutlichte sie dem andern:

„Hier bist du nicht nötig, hier wäre sie schon fertig geworden, die Frau. Sie weiß sich selber zu helfen. Und Melk, der Knecht, weiß Bescheid. Aber da ist der Handel. Er hat zugenommen. Es muß einer viel im Land herum. Und da ist das viele Land im Berg. Eine Frau kann nicht überall sein."

So schilderte Denier, scharf nachdenkend, seine Lage. Eine gewisse Hast lag in seiner Art zu sprechen, und er saß in sich hineingekauert auf seinem Stuhl.

Die beiden andern hielten die Arme auf den Tisch gelegt. Marianne sprach ruhig, und mit klarem Verständnis fügte sie da und dort eine Erklärung hinzu. Und ebenso ruhig nahm Michel entgegen, was sie ihm schilderte, nickte einmal dazu oder sagte ein paar Worte, so gedenke er es anzugreifen und so und so. Zum erstenmal seit ihrem Hiersein empfing Marianne ein Gefühl der Zufriedenheit und Ruhe. Sie hatte das Hauswesen Deniers kennen gelernt, den Knecht und die Mägde unter ihre Hand genommen, aber sie stieß auf Mißtrauen, fühlte, daß, wo sie nicht war, manches nicht ging, wie es sollte, daß insbesondere der einträgliche Viehhandel darniederlag. Nun saß neben ihr einer, der den Eindruck der Uneigennützigkeit machte, Vertrauen zu verdienen schien und Verständnis für seine Aufgabe zeigte. Michel Denier tat Marianne wohl; er war der erste, der etwas Freies und Offenes hatte und der ihr nicht wie ein heimlicher Widersacher erschien. Auch ihr Mann begann dann die Aussicht

auf eine gedeihliche Fortführung seiner Geschäfte, die sich ihnen im Verlauf der Unterredung auftat, wohltätig zu empfinden. Er saß stiller als sonst auf seinem Stuhl, hörte aufmerksam zu und nickte manchmal zu dem, was die beiden andern sprachen. Als Michel später aufstand, um nach der Kammer zu gehen, die ihm Marianne zeigen ließ, murmelte der Blinde letzterer zu: „Der ist der Rechte, Frau, das ist er, der Michel."

„Ich glaube, daß er gut für uns sein wird," gab Marianne zurück.

Schon bald nachher hörte sie, wie Michel mit Melk, dem Knecht, sprach, sah ihn in Arbeitskleidern stehen und freute sich, daß er mit Zugreifen nicht zögerte.

Michel rechtfertigte ihre gute Meinung. Er war schon am nächsten Tag früh auf Deniers Bergeigen. Am Abend brachte er Nachricht vom Stand des Viehes und vom Gehaben der Knechte. Auf die folgende Woche fiel ein Markt im Hauptort eines Nachbarkantons. Er befuhr ihn und handelte so vorteilhaft, daß Denier zu Marianne meinte, er würde selbst nicht besser geschäftet haben. Dabei überhob der neue Helfer sich nicht. Er hatte nichts Unterwürfiges in seinem Wesen, ließ erkennen, daß er mehr der Verwandte des Hausherrn, aus einer Art Gefälligkeit sein Knecht war, aber er tat nichts, ohne Denier und Marianne davon gesprochen zu haben. Wenn er vom Berg oder einem Markte zurückkam, erzählte er so lebhaft von seinen Erfahrungen, daß die andern meinten, dabeigewesen zu sein. Sie gewahrten aber auch, daß er sich bei ihnen einlebte und den eignen Tausch nicht bereute; denn je seltener er im Hause war, um so vergnügter zeigte er sich, wenn ihn Arbeit darin zurückhielt. Er, der mit einer dem Gesinde unlieben Hartnäckigkeit auf Ordnung in allen Dingen sah, hatte im Hause nichts auszusetzen.

„Du hast eine tüchtige Frau genommen,“ sagte er eines Abends zu Denier, als sie allein in der Stube saßen. „Sie hat immer alles getan, wenn einer sehen will, was es zu tun gibt.“

Dem war so. Marianne wußte, was sie wollte. Sie lebte sich in Seedorf ein und, so fremd sie den Dörflern blieb, so ließ sie sich nicht merken, daß sie sich als Fremde unter ihnen fühlte. Sie machte ihre Einkäufe bei Metzger und Bäcker, handelte bei einem Nachbar um Holz, bei einem andern um Streue und fand auf ihren Gängen eine Hütte voll Krankheit und Armut, in die sie darauf ihre Hilfe trug. Auch hier begegneten ihr die Leute mit einer mißtrauischen Zurückhaltung. Sie waren rauh, karg und verschlossen. Auf ihren harten Stirnen lag etwas mit dem grauen Stein, an dem das Tal überreich war, Verwandtes. Marianne aber fühlte sich gestählt durch die große, düstere Umgebung, in der sie lebte. Die Seedorfer traten in Türen und Fenster, wenn Jost Deniers Frau durch die Gasse schritt. Sie stießen sich an und meinten, sie habe eine eigentümliche Schönheit an sich, das sonderbar reiche blonde Haar, die scheinenden Wimpern und die breite, volle Gestalt.

Indessen kam der Winter über das Land.

5

Es war schön, wie in diesem Jahre das Wintern anhob. Der Herbst hatte ungewöhnlich lange gedauert. Eines Morgens war der Himmel zwar noch blau, wie er viele Wochen lang gewesen, aber es zogen einzelne graue Nebelschiffe den Bergen nach. Ein Sturm, von dem das Tal noch nichts wußte, fuhr dann über die Höhen. Dann kamen weiße Wolken durch den Himmel gefahren. Sie strichen heran und eilten vorüber, eine endlose Schar, wie Rosse fliehend vor

Peitschenschlägen. Bald darauf ging durch Seedorf wieder das Wirbeln welker Blätter, und als Marianne, durch den Sturm aufmerksam gemacht, ans Fenster trat, waren die Berge verhangen und ein feiner Regen stäubte auf die Dächer. Am andern Tag standen die Höhen verschneit, herab bis an den Waldsaum. Seedorf lag an der Grenze eines weiten Winterlandes. Diese Grenze rückte langsam, langsam tiefer. In dem Zögern, mit dem der Winter herabstieg, lag fast etwas wie Bedauern: „Ihr schmäht mich doch, wann ich zu euch komme!" Den Dörflern unten aber war es, als müßten sie gutmütig nicken: „Komm nur, alter, harter Freund, deine Zeit ist da!"

Es wurde Sonntag, und dieser Sonntag war weiß. Der Schnee lag auf Dächern und Straßen, und die Fenster leuchteten von seiner Helle.

Denier hatte seinen Platz im Lehnstuhl inne. Er saß in dumpfem Schweigen da, in sich zusammengekauert wie immer. Michel rückte sich einen Stuhl zu einem der Fenster, war zum Kirchgang fertig, nur den Rock hatte er noch nicht an. Die weißen Aermel des neuen Hemdes schimmerten, und die schweren Schuhe glänzten. Auch sein dichtes Haar hatte einen Glanz von Wasser und Fett. Der Sonntag sah ihm aus jeder Kleiderfalte. Er nahm eine Zeitung und begann zu lesen. Marianne trat herein und ging durch die Stube in die Nebenkammer. Als sie zurückkam, sagte sie: „Ich schicke alle in die Kirche; ich besorge selber, was zu besorgen ist."

Denier murmelte eine unverständliche Antwort. Eine eigentümliche Unruhe überkam ihn, als bedrängte ihn Mariannes Nähe. Er lauschte auf ihre Schritte, wie sie ins Nebenzimmer gingen und zurückkamen, wie sie die Wohnstube wieder verließen und schien noch lange nach ihnen zu horchen, als sie längst die Tür hinter sich zugemacht hatte. Alle seine Gedanken

beschäftigten sich mit seinem Weibe. Vielleicht war es die Sonntagsstille, die ihn dazu führte, vielleicht war das seit Wochen seiner Gedanken Weg. Plötzlich fuhr er nach Michel herum.

„Sieht sie immer noch so frisch und hell aus?" fragte er jenen.

Michel, der sich allmählich in sein Lallen gefunden, fragte über seine Zeitung hin: „Wer?"

„Die Marianne," antwortete Denier ungeduldig.

Der andre legte die Zeitung auf den nächsten Stuhl, die sonderbare Frage lenkte ihn ab. „Frisch," sagte er nachdenklich, während die Gestalt der Marianne zum erstenmal deutlich vor sein inneres Auge trat. „Wie eine Ledige sieht sie aus."

„Breite Hüften," murmelte Denier, „und starke Arme und wie ein Schein ist es in ihrem flaumigen Gesicht."

Er sagte das so, als ginge er hinter Marianne her, betrachte sie mit hungrigen Blicken und wiese mit täppischem Finger auf ihre Schönheiten.

Michel wußte nicht mehr was antworten. Er wunderte sich über Deniers Wesen. Und Mariannes Bild gewann noch immer an Deutlichkeit. Da empfand er ein Unbehagen, es wurde ihm heiß, er wußte selber nicht woher.

„Wie eine Ledige hast du gesagt," fuhr der Blinde plötzlich wieder auf. Er tastete mit der Hand nach dem andern. „Du, du, Michel! Das ist sie eben, und wird es bleiben. So hat es mir die Kraft zerhauen in einem Augenblick. So — —"

Ein Zündholzstein stand auf dem Tisch. Denier streifte ihn mit der Faust, mit der er in der Luft herumfuchtelte. Und als er ihn fühlte, packte er ihn, stieß einen Wutlaut aus und warf ihn blindlings an die nächste Wand, daß er mit Krachen zersplitterte.

Michel stand auf. „Hoho," sagte er abwehrend

und zornig. Aber selbst der Wutanfall des Kranken vermochte nicht, ihn völlig von dem Bann zu befreien, in dem er sich befand und der ihn noch immer das Bild der Marianne jäh und nah vor Augen haben ließ.

Da stand die letztere selber in der Stube. „Was gibt es denn?“ fragte sie, auf die Scherben blickend, „ich dachte, die Stube fiele zusammen.“

Denier hatte sich in dem einen Ausbruch erschöpft. Er fluchte nur noch heimlich in sich hinein.

Marianne begann die Scherben aufzulesen, wobei Michel ihr half. „Nein, nein, nein,“ sagte sie mit mißbilligendem Kopfschütteln, „das ist kein Betragen, das!“

„Wenn du so geschlagen wärst,“ zänkelte Denier.

„Ungeduld macht das Unglück nicht kleiner,“ antwortete sie. Ihre Rollen waren vertauscht. Nicht er, der Mann und der Aeltere hatte mehr die Ueberlegenheit, sie war der stärkere Teil von beiden.

Als sie sich vom Boden aufrichtete, streifte ihr Arm den Michels. Der stammelte ein Wort, als ob er sich entschuldigen wollte, das Herz klopfte ihm dabei, und das machte ihn zornig. Er stieß ein kurzes, knurrendes Räuspern aus.

Marianne achtete nicht auf ihn. Sie schaffte die Scherben aus der Stube, kam wieder herein und sprach immer noch mit klaren und scharfen Worten von Deniers wachsender Unleidlichkeit. „Du darfst dich nicht so gehen lassen, Mann! Du schadest dir selber damit und verrennst dich in deine Unzufriedenheit. Was Gott einmal geschickt hat, muß ertragen sein.“

„Habe ich recht oder nicht?“ wendete sie sich zuletzt zu Michel.

Der sah in ihr helles, freies Gesicht. „Natürlich,“ murrte er, sich wegwendend. Ein Gedanke fuhr ihm durch den Kopf. War es nicht eine Ungerechtigkeit, daß die junge Frau da zeitlebens an den unleidigen Krüppel gebunden sein sollte?

Denier saß in gehässigem Schweigen da. Dann verließ Marianne die Stube.

Der Sonntag gedieh zum Mittag und Abend. Marianne verwischte den Eindruck der Szene vom Vormittag, munterte den Blinden auf, dann und wann ihn lachend, selbst mit einer scherzenden Berührung aus seinem Brüten aufrüttelnd. Michel war in der Kirche gewesen, ging darauf ins Wirtshaus und blieb über einem Kartenspiel bis an den Abend aus. Aloisia, die Köchin, war über Land gegangen, Verwandte besuchen. So besorgte Marianne mit Hilfe der Heinrika, was im Hause nötig war. Nach Dunkelwerden vermißte sie plötzlich die junge Magd. Sie ging ihr nach, und als sie sie im Hause nicht fand, schritt sie nach dem Stall hinüber. Die Tür zu diesem stand offen. Der Schein von Melks Laterne, die irgendwo am Boden stand, beleuchtete die Schwelle und lag rot auf den runden Pflastersteinen des Eingangs. Marianne erreichte die Tür von der Seite her. Ehe sie selbst gesehen wurde, erblickte sie die Heinrika, die bei dem Knechte stand. Sie tuschelten und neckten sich. Wenn der Knecht mit linkischem Drängen dem Mädchen zärtlich tat, zierte sich dieses noch und wand sich los. Aber es lief nicht davon. Eine Art Gier nach der Berührung des Mannes lag in ihrem Wesen.

Marianne stieß die Tür an, damit sie ihre Nähe merkten. „Es gibt zu tun drüben," sagte sie mit starker Stimme zur Magd.

Die beiden stoben auseinander. Melk machte einen Bückling. Heinrika schlich sich mit hängendem Kopf hinweg.

Marianne kümmerte sich nicht weiter um den Knecht, sondern folgte dem Mädchen, verlor jedoch kein Wort weiter über die Sache.

Am Nachtessen hatten Melk wie die Magd verlegene Gesichter. Ersterer verdoppelte seine Unter-

würfigkeit, sobald Mariannes Blick auf ihn fiel. Durch die Scheu der Heinrika aber brach eine heiße, heimliche Freude. Manchmal glänzten ihre Augen.

Marianne zürnte nicht. Es gehörte sich nicht, daß die Magd aus der Arbeit lief; aber — das andre — das Tändeln mit dem Knecht erschien ihr harmlos, im letzteren lag fast eine Entschuldigung für das erstere. So sprach sie nicht mehr von dem Vorfall, wie die Schuldigen vielleicht erwartet hatten. Es war aber seltsam, daß sie selbst, Marianne, ihre Gedanken nicht davon abbrachte. In der Nacht, als sie im Bette lag, suchte das Bild sie heim, wie Knecht und Magd beieinander gestanden. Sie stellte sich vor, daß die beiden einander heiraten würden und sagte sich, daß sie, Marianne, einen wie den Melk nicht möchte. So nahm sie mit ihrem eignen Innern unwillkürlich Anteil an dem Vorkommnis.

Von da an war ihr Blick für das geschärft, was zwischen den zwei Liebesleuten vorging. Sie beobachtete und sah, wie die junge Heinrika gleichsam von einem Fieber besessen war. Das Blut wogte dieser unter der farblosen Haut. Wo sie konnte, stellte sie sich dem Melk in den Weg. Marianne fühlte eine eigentümliche Unruhe in sich. Es löste sich allmählich in ihr etwas aus, was sie bedrängte. Sie war sich über das Gefühl nicht klar. Halb war es Neid auf die Heinrika, halb ein Verlangen, das sie nicht begriff und von dem ihr schwül wurde. Sie wollte sich zwingen, das Gebaren der zwei Verliebten zu übersehen. Aber es half ihr nicht. Sie gewahrte ihre Blicke, ihre heimlichen Zeichen, hörte sie flüstern und zärtlich tun und wußte dabei nicht einmal, ob sie Wirkliches erlauschte, oder ob, was sie vernahm, nur in ihrer Einbildung lebte.

„Du bist nicht bei Laune letztlich,“ schmälte Denier eines Tages.

Marianne drehte sich jäh nach ihm um. Sie fühlte, wie ihr heiß wurde. Ahnte er etwas von dem, was ihr zu schaffen machte? Witterte er? Es hieß, Blinde hätten ein feines Gefühl für andrer Empfindungen.

„Wieso?“ fragte sie.

„Was weiß ich,“ stichelte er zurück. „Vielleicht fängt es an, dir langweilig zu werden bei dem Menschenscherben, der da — da in dem Stuhl liegt.“

„Klag nicht immer,“ erwiderte Marianne.

Das war richtig. Seine Klaghaftigkeit und Unzufriedenheit wuchs von Woche zu Woche. Er war mit sich und der Welt zerfallen. Manchmal schien es, als empfinde er Freude daran, andern Menschen weh zu tun und sich damit gleichsam für sein eignes Elend zu rächen. Alles freie und aufrechte Wesen fiel nach und nach von ihm ab, und ein kleiner Mensch kam zum Vorschein, der etwas Giftiges hatte.

Und nun kam der schwere Winter ins Dorf und über das Denier-Haus, der Lärm und Leben dämpft. Das Dach ächzte unter der Last von Schnee, die es trug. In den Gassen lag er in harte Haufen geschichtet, die über die Höhe der Hüttenfenster hinausragten. Im Walde standen die Tannen gebunden, reglos, mit hängenden Aesten.

Mit dem Lärm in der Natur stockte die Arbeit der Menschen. Michel Denier war viel daheim. Im Berge saß nur ein einziger Winterknecht; es genügte, wenn Michel in der Woche einmal dort oben zum Rechten sah. Viel Vieh war verkauft. Zu handeln gab es in diesen verdienstlosen Tagen nichts.

„Ich könnte mich über Winter irgendwo verdingen,“ murrte Michel, „das faule Herumhocken paßt mir nicht.“

Aber der Blinde wurde zornig, als er diese Worte hörte. „So, ist dir das bißchen Barmherzigkeit schon verleidet?“ schimpfte er.

Der andre beschwichtigte ihn. „Dummes Zeug! Wenn du es haben willst, so will ich schon bleiben." Dann schaute er sich nach Arbeit um. Er nahm Melk, den Knecht, mit in den Wald und ging ans Holzen. Aber nach zwei Wochen machten Stürme den Weg unmöglich. So wurde er ins Haus gebunden. Er kam viel mit Marianne zusammen. Dabei ward er inne, was für ein böses Leben sie in der Nähe ihres Mannes hatte. Denier, der sich selbst verloren hatte, quälte seine Frau. Wenn sie ins Zimmer trat, fuhr er sie an: „Geh doch, du brauchst dir nicht Gewalt anzutun und dich bei mir zu langweilen." Wenn sie aber aus der Stube ging, hob er sich bald im Stuhl: „Wo ist sie wieder? Wo? Sie kümmert sich schon nicht mehr groß um mich."

Seine Gehässigkeit steigerte sich so, daß Michel sich einmal nicht hielt, sondern ihm zurief: „Nimm dich zusammen, du! Sei froh, daß du eine Frau hast wie die!"

Marianne nahm alles ruhig hin. Sie antwortete nicht auf sein Schmälen. Nur ihr Mund wurde ein wenig enger in diesen Tagen. „Er ist krank," sagte sie, den Blinden gleichsam entschuldigend, zu Michel.

Michel fühlte in sich die Hochachtung wachsen, welche die junge Frau ihm gleich von Anfang an abgenötigt. In dem Maße, wie sie wuchs, konnte er nicht helfen, daß er Marianne oft nachsehen mußte. Wie sie sich umtat! Wie sie sich beherrschte und wie stattlich sie war! Mit dem Nachsehen war es aber eine eigne Sache. Es hatten nicht nur die Augen daran teil. Michel ballte die Faust. Der Teufel, daß ihm immer das Herzklopfen kam. Die breiten Hüften! Die starken Arme! Der helle Schein auf dem Haar! Es war alles an Marianne, wie der Vetter gesagt hatte! Und — — die wurde nun alt

neben dem — dem unglücklichen Menschen! Bei Gott, es war fast, als ob sie mit Ketten an einen Leichnam geschmiedet sei!

Michels Blick, der frei und gerade gewesen war, hing von da an viel am Boden. Manchmal hatte er einen heißen Kopf. Wenn doch der eklige Winter bald vorbei wäre!

Der Winter hatte nicht Eile. Er setzte sich immer schwerer, gleich einem Block, ins Dorf.

Eines Abends brauste ein Sturm vom See her. Es war ein wildes Wetter, von dem man mehr hörte als sah. Der Nordwind schien aus dem grauen Wässergrunde herauf Nebel zu reißen, Fetzen um Fetzen, die er gegen Seedorf wirbelte. Wenn man in die Straße blickte, war nichts als dieses wirre, graue, rauchhafte Wirbeln, und nur manchmal zuckte ein rotes Feuer darin auf, wenn für einen Augenblick das Licht eines erleuchteten Fensters sichtbar wurde. Dann sah man auch, wie die Flocken durcheinander rasten. Sonst aber war vor den stöhnenden Scheiben nichts als Sausen und Zischen und Schlagen wie von schweren Tüchern.

Marianne Denier saß in der warmen Stube und nähte. Die Abendmahlzeit war abgeräumt, Denier lag zu Bett. Das Wetter behagte ihm nicht, er war heute gar nicht aufgestanden. Marianne zog einen neuen Faden durch die Nadel. Sie lehnte sich dazu mit beiden festen Armen über den Tisch vor. Vielleicht war es diese Ruhestellung, die sie, als die Nadel eingefädelt war, eine Weile mit der Weiterarbeit zögern ließ. Gedanken kamen ihr. Jetzt fiel ihr die Heinrika ein. Ob sie wieder bei Melk, dem Knecht, steckte? Eher wie nicht! Sie war wie hungrig hinter ihm her die letzten Tage. Marianne sah mit weiten Augen ins Leere.

Da kam Michel herein. Er sagte nichts, ging an

die Wand hinüber, wo sein Rock noch am Nagel hing, und kramte in der Tasche.

„Was suchst?“ fragte Marianne.

„Meine Pfeife will ich holen.“

„Wo bleibst du denn? Du sitzest doch sonst bei uns am Abend,“ fuhr sie fort.

Er fand nicht gleich eine Antwort darauf, wurde rot, ließ sich aber am Tisch bei ihr nieder und fing an, seine Pfeife zu stopfen.

Auf dem Tisch lag ein Brief, den der Briefträger über dem Nachtessen gebracht hatte. Mit einem Blick darauf fragte Michel: „Hast du Nachricht von daheim, Marianne?“

Sie hatte in ihrer Arbeit fortgefahren. „Ja,“ antwortete sie nun.

„Es geht der Mutter nicht besser,“ fügte sie einen Augenblick später hinzu. Dabei lag mehr Bekümmernis in ihrem Gesicht, als Michel je darin gesehen hatte.

Sie setzten das Gespräch fort. Von der Krankheit der Mutter kam Marianne auf Elternhaus und Heimat zu sprechen. Dann ergab sich, daß Michel einmal einen Sommer lang in jener Gegend gedient hatte und in dem grünen, hellen Hügelland wohl Bescheid wußte. Er verlor seine Wortkargheit, als er von dieser Dienstzeit zu sprechen begann. Das Land und die Leute hatten Eindruck auf ihn gemacht. „Sie sind offener und gemütlicher da außen bei euch. Es ist mehr Gleichmaß in ihnen als in uns,“ sagte er nachdenklich. Dabei sah er Marianne an, und sie merkte zum ersten Male, daß er nicht den unruhigen und fast versteckten Blick der Urner hatte, sondern daß seine Augen mit einem warmen Schein aus seinem starken, braunen Gesicht blitzten. Er ließ sich dann über das Wesen seines eignen Volkes aus, wie bei ihm Leid und Freude, überhaupt alle Gefühle, gleichsam am Stricke lägen und sich nicht recht rühren

könnten. Darum arte auch der Zorn, der losbreche, leicht zur blinden Wut, die Freude zum besinnungslosen Taumel aus, wenn sie sich wirklich einmal offen zeige. „Bei euch ist alles ruhiger," schloß er, „ihr seid wie euer Land, hell und weit. Greif bei uns den ersten besten Felsblock an oder den ersten besten Menschen, der dir fremd ist, du wirst beide ungefähr gleich störrisch finden."

Marianne erwiderte dann, daß sie ähnliche Empfindungen gehabt, und dieses Uebereinstimmen ihrer Ansichten machte ihnen Freude. Sie fanden eines an des andern Gesellschaft ein ruhiges Gefallen.

Es war sehr spät, als Michel sich erhob. Die Pfeife war ihm ausgegangen.

„Es ist Zeit bei Gott," sagte er. „Du mußt zu Bett. Ich hätte nicht so lange schwatzen sollen."

Sie lachte, was sie jetzt selten tat. Dieses Lachen ging nur wie ein heller Schein über ihr Gesicht. „Bei uns daheim schläft man nicht so viel," scherzte sie, worauf er ruhig gute Nacht wünschte und ging. Erst auf der Schwelle befiel ihn wieder das Unbehagen, das ihre Nähe ihm sonst verursachte. Mit einer linkischen Bewegung schloß er die Tür.

Marianne räumte langsam ihre Arbeit zusammen und dachte dabei über das eben gehabte Gespräch und über Michel nach. Die ruhige Freude über den friedlichen Abend hielt an. Dann fiel ihr wieder ein, wie ihre und Michels Ansichten übereingestimmt hatten, und sie fand, daß der weite Sinn ihm gut stand — ihm, der in seinem Aeußeren doch ganz dem herben, dunkeln Volk des Landes glich. Sie sah dabei Michels Gestalt deutlich vor sich, den eigentümlich breiten, stämmigen Nacken, den kurzen Hals, das wollige Haar und die braunen, sehnigen Arme, sah sie noch vor sich, als sie in die Kammer ging, wo der Blinde schlief.

6

Es war Feiertag. Marianne betrat die Küche, wo die Aloisia, schon zum Kirchgang gerüstet, noch einige Arbeit tat.

Die Magd hatte ein schwarzes Kleid und eine dunkle Winterjacke an und trug ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf gelegt. Ihr gelbes Gesicht mit der gebogenen Nase hatte etwas Vogelartiges. Die scharfen Augen blickten unstet umher.

„Bist du noch nicht fort?“ fragte Marianne.

„Es ist noch Zeit,“ gab die Magd zurück.

Auf dem Küchentisch lag ein abgegriffenes Gebetbuch. Marianne griff mechanisch danach und blätterte darin.

Da stand die Magd mitten in der Küche still und sah ihr mit weit aufgerissenen Augen zu. Das Blut stieg ihr jäh ins Gesicht, daß sie wie übergossen war. Es schien fast, als ob es ihr Schweiß durch die schlaffe Wangenhaut triebe.

Marianne beachtete es nicht, legte das Buch beiseite und sagte: „Geh jetzt doch. Ich besorge schon, was zu besorgen ist.“

Aloisia jedoch trat mit einem hastigen Schritt auf ihr Gebetbuch zu, nahm es auf und wischte es mit einem Zipfel ihrer Jacke ab, hastig und heftig, als könnte es nicht rein genug werden.

Die Bewegung fiel Marianne auf. „Was ist denn?“ fragte sie.

Aloisia gab keinen Bescheid. Ihr Gesicht wurde nur noch heißer, ohne sich dunkler zu färben.

„Dem Buch ist nichts geschehen,“ sagte Marianne.

Da muckte die andre mit einem versteckten Zorn auf. „Ihr müßt meine Sachen nicht angreifen, Frau!“

Marianne staunte. „Was meinst du denn?“ fragte sie.

„Ihr seid nicht von unserm Glauben,“ sagte die Magd. Dann machte sie sich aus der Tür, noch immer die versteckte Erregung in Miene und Gebärde.

Marianne fing an zu arbeiten, als sei nichts geschehen. Dann und wann hielt sie ein wenig inne und sann nach. Sie wollte lachen über die Magd. Dann wieder fiel ihr ein, welch ernste Seite die Sache hatte. Sie waren hier in Seedorf beinahe alle so wie die Aloisia, hielten sich fern von ihr, der Ketzerin. So sicher waren sie, daß sie den rechten Glauben hatten!

Nach einer Weile begann sie im Herd Feuer zu machen. Das bereit liegende Holz war zu grob. Sie griff nach dem Beil, das in einer Ecke lehnte, und hob an, ein paar Klötze zu spalten. Dabei fiel ihr Blick aus dem Fenster. Der Tag war hell. Ein Berg leuchtete drüben, und das Gefühl der Stärke durchrieselte sie, das sie oft aus dem Anblick dieses Landes saugte. Sie fühlte, wie sie allein stand, aber ihre innere Kraft wuchs nur bei dem Gedanken.

In diesem Augenblick kam Michel aus der Wohnstube. Er wollte ebenfalls zur Kirche; aber er blickte im Vorbeigehen durch die offene Küchentür herein, und als er Marianne das Beil handhaben sah, trat er näher, zog mit einem Ruck den Rock aus und griff nach dem Axtstiel.

„Soll die Frau das auch noch selber tun in der faulen Winterzeit?“ sagte er.

Marianne gab lachend nach.

Während er in wenigen Schlägen einen Vorrat von Scheiten schlug, tauschten sie ein paar scherzhafte Bemerkungen. Er solle die Kirche nicht verfehlen! Sonst müsse sie, Marianne, die Ketzerin, schuld sein! — Bah, die Kirche laufe ihm nicht fort! — Die Aloisia sei andrer Meinung!

Und Marianne erzählte das kleine Vorkommnis von vorhin.

Michel lachte laut. „Ich scheue mich nicht vor dir, Ketzerin." Er legte das Beil beiseite und streckte ihr mit offener Freundschaftlichkeit die Hand hin. „Ade," sagte er.

Aber als ihre Hände zusammen fielen, wurden sie plötzlich und ohne Ursache verlegen.

„Ade," wiederholte Michel gezwungen und ging. Er schien froh zu sein, als er draußen war.

Marianne war errötet. Sie zürnte sich darum. Mit ein paar raschen Schritten ging sie nach der Wohnstube, wo Denier in seinem Lehnstuhl kauerte. Sie ließ sich bei ihm nieder und begann ein Gespräch. Allmählich verlor sie dabei das innere Unbehagen. Dann prüfte sie sich selbst. Was hätte das vorhin sein sollen? Sie war Jost Deniers Frau! Was brauchten sie und Michel verlegen zu werden, wenn sie einander trafen!

Aber es war nicht das letztemal, daß sie erröteten. Ihre Wege kreuzten sich oft des Tages. Zuweilen hatte ihr Verkehr nichts Außergewöhnliches, und fanden sie ein heiteres, gleichmütiges Wesen, mit dem sie sich begegneten, dann überfiel sie plötzlich wieder eine unklare Scheu, von der sie nicht wußten, wie sie ihnen kam. Sie glaubten, daß sie nur in ihrem Inneren sei, daß keines am andern noch dritte sie sähen. Aber bald wurden ihre Augen scharf, und sie fühlten jedes, wie manchmal bei der Begegnung des andern Atem enger wurde. Auch andre Leute wurden aufmerksam. Aloisia, die mit Habichtsaugen aus dem bleichen Gesichte sah, erspähte zuerst, daß etwas Fremdes zwischen die Frau und Michel Denier trat. Einmal aufmerksam geworden, war sie wie ein Spürhund. Sie hielt die Blicke auf Marianne gerichtet, als sei sie ihr Wächter.

Marianne merkte, wie die Magd sie beobachtete. Aloisas Augen verfolgten sie in den Schlaf hinein, so oft begegnete sie ihnen des Tags.

Die Aloisia betete viel und auffällig in dieser Zeit. Ein paarmal im Vorbeigehen gewahrte Marianne, wie sie das Kreuz schlug. Alles ihretwegen! Als sei die Luft im Hause durch sie vergiftet!

Das seltsame Wesen der Magd fiel auch dem Blinden auf. Des letztern Spürsinn hatte sich allmählich so geschärft, daß er ihm beinahe die Augen ersetzte. Eines Tages putzte Aloisia in der Wohnstube Fenster. Da trug Marianne ihren Mann in die Stube und bettete ihn in seinen Lehnstuhl. „Mach vorwärts," mahnte sie die Magd, „Zugluft ist dem Mann nicht gut." Mit diesen Worten ging sie hinaus. Aloisia aber, während sie in ihrer Arbeit weiterfuhr, betete vor sich hin, ein eintöniges Vaterunser ums andre.

„Bist aufgezogen?" fragte Denier nach einer Weile, während welcher er vor sich hinbrütend dagesessen.

„Es tut not, daß eines betet hier im Haus," gab die Magd zurück. Sie fuhr fort zu murmeln und rieb bedächtig an der Scheibe, die sie unter den Händen hatte.

„Hör auf, zum Teufel," schimpfte Denier.

Aloisia zitterte, als sie sich umdrehte. „Vielleicht, wenn Ihr keine Ketzerin genommen hättet, wäret Ihr jetzt gesund," sagte sie. Ihre Backenknochen klapperten, so erregt war sie.

„Haha," lachte der Blinde. Er war in seinem Unglück nicht frömmer geworden.

„Ihr könnt noch etwas erleben," eiferte die Magd weiter, ohne daß er groß acht auf sie hatte.

„Sie sehen sich mit sonderbaren Augen an," fuhr sie fort, „die Frau und der Michel."

Sie brachte dann die Arbeit zu Ende. „Ich weiß nicht, ob ihr der Gesunde nicht besser gefiele," schloß sie.

„Halt dein Schandmaul," brauste Denier auf. Gedankenlang war etwas von der aufrechten Art seiner gesunden Tage an ihm.

Aloisia war auf dem Weg, aus der Stube zu gehen. „Wenn eine keinen Glauben hat, ist ihr nichts zu schlecht,“ sprach sie. Es war keinerlei persönliche Gehässigkeit in ihrer Rede. In ihr bäumte sich etwas auf, was von Kindesbeinen an vielleicht die meiste Gewalt über den beschränkten Menschen, der sie war, gehabt hatte. Die Worte sprangen ihr aus einem Vulkan innerer Erregung heraus auf die Lippen. Sie konnte es nicht helfen, daß sie so sprach. Noch immer am ganzen Leibe zitternd und mit klappernden Kiefern ging sie hinaus.

Denier stützte den gesunden und den lahmen Arm, welch letzterer die Schlinge nicht mehr trug, auf die beiden Stuhllehnen. Als die Tür sich schloß, neigte sein Oberkörper sich immer mehr nach vorn. Er dachte nach. Dann windete er mit aufgeblasenen Nüstern. Der Michel — und — die Frau! Er giftelte etwas in sich hinein. Er sah die Marianne vor sich, und es gab ihm wie einen Ruck: „Verdammtes Lästermensch, die Aloisia!“ Er glaubte kein Wort. Dafür kannte er die Marianne zu gut! Oder — — —? Allmählich verlor sich die sichere Stimmung. Zweifel kamen gekrochen, langsam, einer nach dem andern.

An diesem Tage war es, als ob Denier mit hundert Ohren hörte. Es entging ihm kein Wort, das gewechselt wurde, und er schien die Anwesenden an jeder Bewegung zu kennen. Manchmal saß er mit weit über den Tisch geneigtem Oberkörper und drehte sich plötzlich, wenn Michel sprach oder Marianne ein Wort sagte. Es war, als risse es ihn förmlich hin, auf jede Silbe zu lauschen. Marianne staunte, und als sie Michel ansah, wußte sie, daß auch ihm des Vetters Art auffiel. Aber sie sprachen nicht von ihrem Befremden.

Der Winter bröckelte dann seine Tage und Wochen

den Leuten im Denier-Hause langsam hin, Marianne aber begann zu erkennen, wie Mißtrauen ihren Mann in den Klauen hatte. Das verstärkte ihre innerliche Unruhe. Ihre heimliche Qual wuchs und sog ihre Nahrung aus vielem. Da war das Wesen der Magd, der Aloisia, mit ihrem Sichbekreuzigen, ihrem immer heftiger sich äußernden Abscheu vor ihr, Marianne! Das ging auf die Länge nicht! Marianne fürchtete sich nicht. Sie war entschlossen, die Magd aus dem Hause zu schicken, wenn es ihr zu bunt wurde. Nur das Mitleid, eine gewisse Hochachtung davor, daß die Aloisia so lange im Hause war, hielten sie noch zurück. Da war ferner diese Liebschaft zwischen Heinrika und Melk, dem Knecht! Der Himmel wußte, warum sie alles sehen und, was sie nicht sah, ahnen mußte! Der Knecht hatte sich in die Kammer der Heinrika schleichen wollen; aber sie, Marianne, hatte ihn gestellt: „Wenn dir dein Dienst lieb ist," sagte sie, „so nimm dich in acht!" Mit heißem Gesicht und unterwürfigem Gebaren suchte er die Sache ins Scherzhafte zu ziehen. Die Liebschaft aber dauerte fort. Es war, als ob ein Feuer im Hause brenne, von dem die Stuben schwül wurden. Marianne mußte die Heinrika ansehen, wo sie sie traf. Sie konnte es nicht helfen. Immer mußte sie die Magd betrachten, die — die — die Liebe hatte. Dabei rann es über ihren eignen jungen und starken Leib wie Fieber.

Was — was war das nur? Und dann — noch eines! Die Augen Michel Deniers! Sie waren nicht zudringlich. Sie vermieden die ihren oft und geflissentlich. Nur manchmal fühlte sie sie im Rücken, merkte, wie sie an ihr niederglitten, an ihren Armen, über ihr Haar. Und manchmal bei Tisch oder beim Gutenachtsagen trafen sie plötzlich voll ihren Blick, ungewollt, ja mit Schrecken, und dann hingen sie fest, wie gefangen. Mein Gott, was das eine Zeit war!

— Und der Blinde! Es war ihr manchmal, als schliche er hinter ihr her, obwohl sie wußte, daß er nicht gehen konnte, als belausche er jeden ihrer Schritte.

Als die Wirrnis in und um Marianne wuchs und wuchs, suchte sie sich einen Ort, wo sie allein war. Ihre Gedanken waren immer klar und lauter, ihr Sinn gerade und fromm gewesen. So hatte sie das Verlangen, sich von der inneren Bedrängnis frei zu machen, indem sie genau vor sich selber Rechenschaft gab, wie ihr Leben war und werden sollte. Unter dem großen Hausdach lagen die Gesindekammern, wo auch Michel die seine hatte. Eine dieser Kammern war unbewohnt, diente zum Aufbewahren von allerlei Vorräten, die zum Teil in einem großen, weißen Kasten untergebracht waren. Ein alter Stuhl stand darin, auf den man stieg, wenn man die oberen Schrankfächer erreichen wollte. Diesen Stuhl rückte sich Marianne zum Fenster und ließ sich darauf nieder. Niemand störte sie da.

Das Fenster ging nach Norden. Die sumpfige Ebene von Seedorf breitete sich unten aus, die jetzt tief im Schnee lag, so daß das Schilf, das auf dem Moorland wuchs, nur mit ein paar kümmerlichen Spitzen aus der weißen, schimmernden Fläche sah. Weiterhin rauchte der graue, düstere See.

Marianne hielt den runden Arm auf das Gesimse gestützt und blickte ins Leere. Sie sah nicht das graue neblige Land, sondern die grünen Hügel, wo sie daheim war, und das Holzhaus mit der Zinne, wo sie gesponnen hatte. Ihre Gedanken blieben an jenem Tage hängen, da sie Denier, ihren Mann, zum erstenmal gesehen hatte. Sie wiederholte sich jede Begebenheit. Welchen Eindruck er auf sie gemacht! Wie sie mit einer starken und freien Freude ihm gefolgt war! Was sie erwartet hatte! Alles wäre gut

geworden, wenn er, der Mann, gesund geblieben, wenn sie zusammen gearbeitet hätten! Sie hätte ihm eine gute Frau sein können. Ein Augenblick hatte alles zerschlagen. Keine der Erwartungen hatte sich erfüllt! Tausende ihres Alters hatten glückliche Zeit. Sie aber hatte keine Jugend! Und sie hatte doch keinerlei Schuld — keinerlei Schuld! Warum konnte sie die Ketten nicht abstreifen, die ihr, der Unschuldigen, angelegt waren! Pflichten! Ja doch! Sie war Denier, dem Manne, Treue schuldig! Dem Manne! Aber nicht dem giftigen, mit aller Welt zerfallenen Zänker! Warum sollte sie, die Junge, Starke und Lebenslustige an einen Halbtoten geschmiedet bleiben! War das Gerechtigkeit und Gesetz?

So rang Marianne Denier mit sich und haderte und stritt wider ihr Gewissen.

7

Die Dachkammer, in die Marianne immer häufiger flüchtete, je mehr der Zwist ihres Innern sich steigerte, wurde zu einer Folterkammer. Marianne war nicht nur äußerlich eine starke Frau. Was an Jugend und heißem Leben in ihr war, loderte auf. Sie glühte davon, und täglich hatte sie größere Mühe, das Feuer ihres Innern zu dämmen. Das schwüle Liebestreiben zwischen Heinrika und dem Knecht Melk nahm seinen Fortgang. Auch Michels Wesen änderte sich nicht. —

Der Abend kam früh wie jetzt alle Tage über das Dorf. Der Himmel war nicht hell. Rotgraue Wolken bedeckten ihn auf allen Seiten, aber da und dort brach ein heißes Blau hindurch. An den Bergen brannten eigentümliche Feuer. Wie der Schein einer Lohe über ein weißes Antlitz zuckt, so war über die ragenden Schneehäupter zeitweilig ein geheimnisvoller Schimmer gegossen. Die Marterkammer der Marianne

Denier empfing von einer rotgesäumten Wolke eine reine und edle Helligkeit. Marianne selbst saß seit einer kurzen Weile auf ihrem Stuhl und rang gleichsam körperlich mit ihren beiden schweren Armen die Bedrängnis nieder, die auch dieser Tag ihr gebracht und die sich über einem langen Zusammensein mit Denier und Michel unten in der Wohnstube gesteigert hatte. Sie hatte das Fenster geöffnet, um Luft einzulassen, und bot der Kälte das Gesicht hin. So nach außen gewendet, konnte sie nicht hören, was im Innern des Hauses vorging, hörte darum auch nicht, daß jemand sich der Kammer näherte. Sie blickte erst zurück, als sich die Tür öffnete.

Michel trat über die Schwelle. Als er die Tür hinter sich zutat, war sein dunkles Gesicht rot. Die Wolke zündete ihm hinein.

„Was tust du denn jeden Tag da oben?“ fragte er Marianne. Aber im Augenblick des Fragens fiel ihm selbst die Antwort ein. Er bekam ein Schlucken in den Hals und brachte die Worte nicht frei und ungezwungen über die Lippen.

Marianne erhob sich. „Ich habe mich einen Augenblick hingesetzt,“ sagte sie.

Er versuchte, ein leichtes und gleichgültiges Wesen anzunehmen, trat zu ihr ans Fenster und blickte hinaus. „Es ist schön heute abend,“ sagte er.

Marianne wollte beiseite treten, aber die Kammer war schmal, und sie konnte sich nicht vorüberdrängen. Einen Augenblick lang, während Michel sich aus dem Fenster bog, blieb sein harter Arm fest an den ihren gepreßt. Vielleicht lag es daran, daß er die Ungezwungenheit wieder verlor. Er fuhr sich in das dichte, krause Haar. Dann brachte ihn der Zorn über die Scheu, die ihn befiel, völlig aus der Fassung.

Plötzlich brach er los: „Jetzt will ich wissen, was ist! Meinst, ich merke es nicht, daß du etwas an dir

hast! Daß die Unruhe dich in die Kammer heraustreibt!"

Marianne machte sich Weg und ging langsam der Tür zu. „Es schickt sich nicht, daß wir miteinander hier oben stecken," sagte sie. Sie schlenkerte die Arme, als sei sie ganz ruhig und habe eben etwas Nebensächliches gesagt. Nur in ihrer Stimme war ganz versteckt, ein bloßer Rest, den sie nicht hatte unterdrücken können, ein Zittern.

Michel aber hörte den Ton heraus. Er sah, daß sie mühsam über sich Herr wurde. Das Mitleid raubte ihm den Verstand. „Marianne!" schrie er sie mit engem Atem an. Sein breiter Nacken war gebogen, der kurze Hals vorgebeugt. Die scharfen Augen glänzten, und die ganze stämmige Gestalt hatte eine Haltung, als ob er sie packen wollte.

„Bleib stehen, wo du bist," sagte Marianne. Sie legte die Hände an die Wand und stand mit dem Rücken daran gelehnt, auch sie breit, aber mit einem Gesicht so weiß wie die Gipswand der Kammer. Die Härchen der Wimpern und Brauen leuchteten in diesem kalkigen Gesicht.

„Du, du," begann Michel wieder.

Sie unterbrach ihn. „Wohin soll es kommen, wenn wir so fortfahren?"

„Ich habe mich nie um euch Weiber gekümmert," warf er hin, „aber —"

Er stockte und wußte nicht weiter. Freilich, um Weiber hatte er sich nie bemüht! Er war nicht umsonst in diese Jahre hinauf ledig geblieben.

Jetzt kamen ihm die Worte wieder.

„Aber —" begann er dort, wo er aufgehört hatte, „an dir könnte ich verrückt werden! Ich kann mir nicht helfen! Tag für Tag sehe ich, wie du weggeworfen bist an den Krüppel, den Jost. Du wirst alt werden neben ihm und hast keine Jugend gehabt

und hättest doch ein Recht, du — mehr Recht — wie manche — und —" Er trat einen Schritt vor Marianne aber glitt der Tür näher, immer den Rücken angelehnt, als ob sie Halt brauchte.

„Bleib, wo du bist, sage ich," fuhr sie ihn leise an. Die Zähne schlugen ihr aufeinander, als sie fast mechanisch das Gesicht über die Achsel und ihm zudrehte.

Es war weder Berechnung noch Vorbedacht in dem, was er sagte. Die Worte sprudelten ihm fast wider seinen Willen heraus. „Ein Lump werde ich, wenn — wenn ich mit dir nicht zusammenkommen kann!"

Sie hatte jetzt die Tür ganz nahe, legte die Hand auf die Klinke und öffnete sie. „Es ist genug," sagte sie; „ich will nicht, daß uns einer da oben beisammen ertappt." Und plötzlich trat sie hinaus und zog hinter sich die Tür zu. Michel blieb allein zurück.

Im Davongehen schon fühlte Marianne, wie nach dieser Unterredung alles noch schlimmer war als früher. Es reute sie, daß sie nicht geblieben war und auf irgendeine Weise ein Ende gemacht hatte. Auf irgendeine Weise! Im gleichen Augenblick empfand sie, daß sie nicht wußte, wie sie ein Ende machen sollte. Sie stieg über die Treppe nieder. Ihr Gesicht färbte sich nicht. Sie fror vor Erregung. Oben hörte sie Michel aus der Kammer treten und in seine eigene gehen. Bald nachher — während sie sich an eine Arbeit gemacht hatte — kam er herunter. Sie begegnete ihm im Flur. Er hatte gute Kleider angelegt und trug die Mütze auf dem Kopf. Sie sah ihn an, wollte fragen, was er im Sinn habe, und scheute sich doch, wieder mit ihm zu reden. Aber er gab ihr Auskunft, ohne daß sie sie forderte.

„Ich will nicht den ganzen Abend in der Stickluft hocken."

Sein Aussehen befremdete sie. Jetzt schob er die Mütze seitwärts, so daß etwas Leichtfertiges an ihm war. Er brauchte nicht zu sagen, daß er ins Wirtshaus wollte; man sah es ihm an.

„Es ist bald Nachtessenszeit," sagte Marianne, die ohne ihn anzublicken, ein paar Schritte von ihm hinweggetreten war.

„Meinetwegen," gab er achselzuckend zurück.

Da ging sie mit gesenktem Kopf die Treppe hinauf. Michel verließ das Haus.

Das Nachtessen war vorüber, aber Knechte und Mägde saßen noch am Tisch, als jener zurückkam. Er war nicht lange fortgeblieben; doch mußte er seine Zeit wohl genutzt haben. Sein Gesicht war heiß. Einzelne Schweißtropfen standen auf seiner Stirn, und seine Augen erschienen klein und wässerig.

Denier hatte nach ihm gefragt. Sein feines Empfinden ließ ihn den Zustand des andern erraten, ehe der nur ein Wort sprach. Er lachte höhnisch. „Was kommt dich an, mitten in der Woche?" fragte er Michel.

„Das wird wohl meine Sache sein," gab dieser zurück. Er warf die Kappe in einen Stubenwinkel, lachte kurz auf und ließ sich auf einen Stuhl am Tisch fallen.

Melk und die Mägde staunten.

„Willst du noch essen?" fragte Marianne. Sie wußte kaum, was sie sagte, fror noch immer, und die Stube drehte sich mit ihr.

„Wenn es noch etwas gibt," antwortete Michel grob.

Das Gesinde erhob sich. Marianne wollte nicht, daß eine der Mägde zurückkomme. So trug sie selbst das Essen dem Betrunkenen hinein. Als sie mit der Schüssel kam, saßen die beiden Männer in störrischer Haltung am Tisch. Keiner hatte gesprochen; es fühlte

jeder, daß der andere ein zorniges Wort auf den Lippen hatte. Aber Michels Zunge saß loser. Plötzlich roch ihm auf, daß Denier sich über ihn ärgerte. Er legte klirrend den Löffel in den Teller. „Es paßt dir etwas nicht an mir, he?" wandte er sich höhnisch an den anderen. „So kann ich ja gehen, das kann ich!"

„Schlaf deinen Rausch aus," murrte Denier zurück.

Der Streit war ganz nahe. Michel kannte sich selbst nicht mehr. Da trat Marianne zu ihm und packte seine auf dem Tisch liegende Hand. „Du kommst," sagte sie. Er fühlte, wie ihre Hände vor Angst eiskalt waren. Das ernüchterte ihn. Mit einer Art dumpfen, murrenden Grolls gab er nach, ließ sich von ihr aus der Stube führen, und als sie ihn draußen schweigend der Treppe zuschob, stieg er diese tappend hinan.

„Was ist in den hineingefahren?" fragte Denier, als Marianne wieder bei ihm eintrat.

„Das weiß ich nicht," antwortete sie mit erstickter Stimme.

Denier fragte nicht weiter. Sie ließ ihm auch nicht Zeit dazu, sondern machte sich draußen zu schaffen. Bald brachte sie ihn zu Bett, nur damit er nicht rede. Aber sie merkte, wie er das fahle und entstellte Gesicht oft und oft schnuppernd hob, als sei er auf der Spur dessen, was den Michel verändert hatte.

In der darauffolgenden Nacht, wie nun schon in vielen, fand Marianne den Schlaf nicht. Sie wälzte sich im Bett. Die Gedanken warfen sie hin und her. Einen Ausweg, einen Ausweg! War ihre Jugend nichts? Sollte sie nichts von ihrer Jugend haben! Nein doch, nein! Sie gehörte zu dem da, drüben im Bett zu — —. Aber das Verlangen konnte einen zugrunde richten! Es — es richtete auch einen anderen zugrunde — den — den Michel! Wie eine Pest war

es ihn angesprungen! Seit er im Hause war, hatte er sich nie anders als mäßig, arbeitsam und ernsthaft erwiesen! Und heute, als breche eine Wut an ihm aus, hatte er getan, was die Tagediebe und Säufer im Dorfe taten! Durfte sie das zugeben — sie?

Auch die wilde Nacht brachte keine Klarheit. Mit schwerem Kopf erhob sich Marianne am Morgen. Es war noch stockfinster, und die Petroleumlampe mußte zum Frühstück leuchten, das sie mit Knecht und Mägden in der Stube einnahm. Kaum saßen sie am Tisch, als Michel dazu kam. Er tat, als ob nichts vorgefallen sei, wünschte kurz guten Tag und nahm schweigend und hastig die Mahlzeit ein. Beim Aufstehen machte er eine Bemerkung bezüglich der Arbeit, die er eben vorhatte. Als Melk und die Mädchen nach ihm die Stube verlassen hatten, kam er zurück, um etwas Vergessenes zu holen. Er trat zu Marianne, ehe er sich wieder entfernte. „Ueberlege, was werden soll," raunte er ihr zu. „Es muß einen Weg geben."

Sie antwortete nicht und ließ ihn gehen. Ihr Sinn war wirr. Mühsam ging sie daran, die Stube aufzuräumen. Heinrika kam herein und half ihr. Sie öffneten die Fenster, und die eiskalte Luft quoll in Wellen herein.

Es war dämmernder Tag, als sie die Fenster wieder schlossen. Marianne zögerte einen Augenblick, den Fensterknauf zu drehen, den sie eben hielt. Ihr Blick war auf die Kirche gefallen, von der eine der Glocken in eintönigem Singsang scholl. Die Frühmesse war zu Ende. Der Pfarrherr trat eben unter die Tür. Als sie seiner hohen, vornüber gebogenen Gestalt gewahr wurde, haftete ihr Blick wie unter einer plötzlichen Erleuchtung darauf. Die dunkle Erscheinung des Priesters trat scharf aus der Umgebung, dem tiefverschneiten Kirchenvorplatz, heraus. Mit der

Vorsicht des Alters und doch mit der würdevollen Sicherheit, die ihm eigen war, schritt der Pfarrherr über den Schnee. Seine feinen, klugen und strengen Züge unterschieden sich vom Fenster aus, das dünne Haar war nicht weniger weiß als der Schnee, aber es glänzte wie Seide.

Der Pfarrherr hatte sich wenig um Marianne Denier gekümmert. Er bewies ihr eine zurückhaltende Kälte, wenn er sie traf, hielt sie gleichsam mit einem strengen Blick fern: Dein Weg ist nicht mein Weg! Aber Mariannes Interesse für ihn, das bei der ersten Begegnung mit ihm erwacht war, war lebendig geblieben. Der scharfe Geist, der aus seinen Zügen sprach, flößte ihr eine scheue Verehrung ein. „Den mußt du um Rat fragen," durchfuhr es sie plötzlich. Sie hatte wohl daran gedacht, mit Boßhard, ihrem Vater, von ihrer Bedrängnis zu sprechen. Allein, dieser hatte andere Sorgen genug; denn die Mutter lag seit Monaten zu Bett, und es war wenig Hoffnung, daß sie wieder genese. Der Gedanke an den Pfarrherrn kam ihr jäh. „Das ist ein Richter," fiel ihr ein. Dann reifte der Entschluß. Sie wollte sich dem Geistlichen anvertrauen.

8

Die Stube des Pfarrherrn Peter Diog zu Seedorf hatte altersbraune, tannene Tafelwände, von denen zwei durch hohe Bücherregale fast verdeckt waren. Schräg in einer Ecke, so daß das Licht eines Fensters von links darauffiel, stand ein schöner Schreibtisch aus Luxusholz. Auch in ihrer sonstigen Einrichtung, einem Schrank und ein paar altertümlichen Stühlen, insbesondere in zwei wertvollen Madonnenbildern, zeigte die Stube eine Vornehmheit, die nicht aufdringlich war, die sie aber stark von den sonstigen

kahlen Pfarrstuben des Landes unterschied. Der Pfarrherr saß seitwärts gewendet auf dem Drehstuhl vor dem Schreibtisch. Sein rechter Arm stützte sich auf die Platte des Tisches. Er war barhaupt, so daß man seinen gelichteten Scheitel sah. Sein nach vorn gebogener Kopf zeigte eine schön geschwungene Schädellinie, weich und fein legte sich das dünne, weiße Haar an Stirn und Schläfen. Vor ihm stand Marianne Denier und hatte eben die Tür hinter sich geschlossen. Sie trug ein dunkles, schmuckloses Kleid und ein Tuch um den Kopf geschlungen, das letztere nahm sie jetzt ab und legte es ruhig und ohne Verlegenheit über einen Sessel.

Der Pfarrherr betrachtete sie. Wie schon früher fiel ihm die starke, etwas plumpe Erscheinung der jungen Frau auf. Ihr helles, reiches Haar lag in schweren Zöpfen um den Kopf gewunden, und ihr Gesicht war schön, obwohl die Haut von Sommersprossen bräunlich war und der seltsame Goldflaum, der darüber lag, ihm etwas Fremdes gab.

„Verzeihen Sie mir, daß ich komme, Herr Pfarrer," begann Marianne.

Der Geistliche wies auf einen Stuhl, der in der Nähe stand. „Nehmen Sie Platz," sagte er mit kühler Zurückhaltung, aber nicht ohne eine achtungsvolle Höflichkeit.

Marianne setzte sich. Ihr Stuhl hatte zwei Lehnen. Sie legte beide vollen Arme darauf und strich mit den Händen langsam über das Holz, dabei scharf nachsinnend. Ihr Gesicht wurde bleicher, und ihre Lippen zuckten wieder. „Sie sind der Mann, bei dem sich die Leute Rat und Trost holen können," begann sie. „Ich bin nicht von Ihrem Glauben; aber ich gehöre in diese Gemeinde und — und darum habe ich gewagt, zu Ihnen zu kommen."

„Gut, gut," sagte der Pfarrherr. Der Besuch

befremdete ihn, aber er lud sie mit einem Kopfnicken ein, fortzufahren. Sein Gesicht nahm leise eine größere Strenge an. Der Mund bildete eine schmale und feine Linie, und senkrecht an die Nasenwurzel liefen zwei wie mit einem Messer geschnittene Furchen. Es schien, als errate der Scharfsinnige zum voraus, was sie ihm erzählen wollte.

„Sie wissen, was an meinem Hochzeitstage geschehen ist," hob Marianne wieder an. Dann sprach sie langsam weiter, immer mit den Händen nachdenklich und ohne zu wissen an den Stuhllehnen spielend. „Ich bin mit einem starken und lebensfrohen Manne nach diesem Orte abgereist und mit einem armen Krüppel angekommen, einem, der an diesem Tage nicht nur am Leibe verkrüppelte, sondern dem auch der Geist eng — zornig — geizig wurde. Ich — ich bin nicht gekommen, meinen Mann hier zu verklagen. Nur — einmal muß ich es sagen — ich habe einen Menschen an meiner Seite, dem ich nichts mehr bin und sein kann — —."

Hier unterbrach sie der Pfarrherr. „Nichts sein kann, Frau? Hände und Kopf müssen Sie dem kranken Manne sein, Pflege und Stütze!" Er sah sie scharf an. Während er so sprach, öffneten sich seine Lippen nur leicht. Aber seine Worte hatten etwas von feinen, geschliffenen Klingen.

„Ein Werkzeug kann ich sein," fuhr Marianne in stillerem und schwerem Ton weiter, „aber nichts sonst. Wenn er jemand um sich hat, an dem er seine Ungeduld und Zerfallenheit auslassen kann, hat er, was er sucht. Weiter hat er nichts zu geben, er nicht! — Ich — auch nicht."

Sie stockte jetzt. Dann senkte sie den Kopf und suchte mit den Augen am Boden. Auf einmal wogte ihre Brust. Nun sprach sie hastiger. „Ich bin mit einer großen Freude nach Seedorf gekommen. Das

Land zog mich. Aber ich hatte noch etwas in mir, von dem ich nichts wußte. Jeder Mensch — weiß ich jetzt — hat das einmal irgendwie. Ich — möchte — einen liebhaben — einmal! Oder hat der Mensch, der jung ist, nicht ein Recht darauf?"

Der Pfarrherr staunte. Sie sprach wie eine gebildete Frau. Er konnte nicht wissen, daß sie in ihrer Jugend viel gelesen hatte. Aber er sagte sich, daß die Frauen dort, wo die Marianne herkam, geschulter waren als da zu Land. Zum Bescheid gab er ihr: „Sie sollen Ihren Mann lieben! Pflichterfüllung ist Glück, Frau!"

Marianne hob den Kopf. „Ja, Pflicht," sagte sie heftig. „Zur Pflichterfüllung gehört Kraft und zur Kraft Freude. Wer in seinem Leben keine Freude hat, dem verdorrt die Stärke, der hat die Kraft nicht mehr, seine Pflicht zu tun! Aber," unterbrach sie sich selbst, in einer wilden Hast, „ich will Ihnen alles sagen, Pfarrherr. Darum bin ich da. In unserm Haus ist einer, der mir geben kann, was mir not ist, ein gesunder und heiterer Mensch, den — ich gern habe — — zu dem es mich zieht und — —"

Sie hielt plötzlich inne. Es war, als ob eine ungeheuere Scham sie packe, nun sie zum erstenmal ihren innersten Gedanken Worte gab. Ihr Gesicht wurde heiß. Sie blickte den Geistlichen scheu an.

Dieser vergaß einen Augenblick, daß er die Protestantin vor sich hatte. Er hatte eine Beichte gehört, und er nahm es mit seinem Berufe ernst. Er war streng, aber wenn er strafte, so suchte er stets in die Strafe den starken Trost zu legen, den seine klare und ruhige Seele ihm eingab. Er schüttelte langsam und schwer mißbilligend den Kopf, als begriffe er nicht, in welche Verirrungen die menschliche Seele immer wieder geriet. Dann sagte er, ganz als wendete er sich zu einem seiner Beichtkinder, auch plötzlich

das „Sie“ in das landesübliche „Ihr“ wandelnd: „Ihr müßt dieser Gefühle Herr werden, Frau! Was für lasterhafte Gedanken kommen Euch an!“

„Herr werden,“ wiederholte Marianne, noch immer mit heißer Stirn, aber wilder, sich selbst verlierend. „Wie? Das eben will ich Sie fragen, Pfarrherr! Wie?“

Der Ausbruch empörte den Geistlichen. Sein Ton wurde bitter. „Wenn aus meiner Kirche ein Mensch zu mir käme, würde ich ihm sagen: ‚Bete, bete unablässig. So oft sollst du den Namen Gottes und der heiligsten Mutter sagen, daß deine Gedanken nicht Zeit haben, andre Wege zu gehen.‘ Das Laster würde nie so viel Raum gewinnen bei einem, der betete, wie *wir* beten, Frau! Das sage ich Euch!“

Er zeigte äußerlich keinerlei Erregung. Seine Worte waren deutlich, langsam, jedes wohl bedacht. Die Sünde, die ihm gestanden worden war, aber schob er gleichsam mit seinen feinen, alten Händen von sich als etwas Unsauberes und stellte seine Forderung unablässigen Gebetes als Rettung vor die Sünderin hin, streng, mit beißendem Vorwurf: Warum greifst du nicht danach!

Marianne schwieg. In sich zusammengeworfen saß sie in ihrem Stuhl. Sie dachte nach. Aus diesen Gedanken heraus hob sie erst nach einer Weile langsam wieder zu sprechen an. „Ihr seid sicher vor solchen Versuchungen, meint ihr, ihr Katholischen! — Ich weiß es nicht! Aber — aber — wenn sie da ist — die Sünde — mit eurem Gebet bringt ihr sie nicht hinweg.“ Wieder schwieg sie und sann. „Ich sehe,“ fuhr sie dann in halblautem Tone fort, „Ihr könnt mir nicht helfen, Pfarrherr!“ Plötzlich wurde ihre Stimme stärker: „Ich bin in mir selber krank! Jetzt fühle ich, daß ich auch aus mir selber gesund werden muß. Aus mir muß der Herrgott kommen, aus mir selber,

der mir über das hinweghilft, was mich quält und mich gelüstet und mich hungert! Was hilft mir das Schreien um Hilfe, wenn ich die leibliche Kraft nicht habe!"

Sie stand auf. Ihr ganzes Innere schien sich aufzubäumen. Sie hob beide Arme und hatte die Hände zu Fäusten geballt, als ob sie wirklich ihres Leibes Kraft zusammennähme. Etwas Helles, Wuchtiges war an ihr, etwas Ursprüngliches, gegen das die dunkle, gemessene und sich ganz in der Gewalt habende Art des Priesters seltsam abstach. Auch dieser erhob sich. Sein Gesicht verlor den letzten Schimmer von Freundlichkeit.

„Sie sind ein Mensch, der seine Lüste nicht zu zähmen weiß," sagte er streng.

Marianne nahm ihr Tuch vom Stuhl. Sie hörte kaum mehr, was der andre sprach, empfand nur, daß auch dieser Gang für sie kein Ergebnis gehabt. Sie murmelte ein paar Worte der Entschuldigung.

Der Pfarrer machte ihr das Weggehen leicht; denn er wendete sich ab und einem der Bücherregale zu, als habe er ihr nichts mehr zu sagen.

Sie legte ihr Tuch um und neigte leicht den Kopf. „Ade," sagte sie und ging.

Auf dem Rückwege jedoch war dennoch nicht mehr so viel dumpfe Schwere an ihr, als sie hergetragen hatte. Sie war gleichsam an ihren eignen Worten und ihrer Erregung erstarkt, hatte sich selbst aufgerüttelt. Die scharfe Kälte, die ihr auf der Straße das Gesicht brennen machte, erzeugte ein Empfinden der Klarheit in ihr. Während sie durch die weiße, frostige Straße ging, verließ die Empfindung sie nicht, als sei sie widerstandsfähiger geworden gegen die innere Not.

Unter der Haustür begegnete ihr Michel. Er sah sie mit dem verlangenden Blick an, den er nun hatte.

„Wo bist du gewesen?" fragte er. Seine Stimme klang leise und heimlich.

Sie ging an ihm vorbei. „Fort bin ich gewesen," gab sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch ihm kurzen Bescheid. Dann stieg sie nach der Wohnstube.

Auf dem Tisch in der Stube lag eine Depesche. Denier, der in seinem Stuhle saß, nahm sie auf und drehte sie in den Fingern, als sie eintrat. Er zankte, daß sie zu lange weggeblieben. Sie hätten das Telegramm von der Post gebracht. Er habe es von dem Boten lesen lassen. Sie werde wohl heimreisen wollen; es ginge der Mutter schlecht!

9

Auf der Hügelgegend von Grüningen lag noch Schnee. Eine neblige Nacht hatte neuen zum alten hinzugetragen. Aber die Straßen dehnten sich braun und weich zwischen den weißen Matten hin, und da und dort aus einer Wiese schimmerte ein grüner, bereister Fleck. Es brach schon etwas wie Frühling aus der Erde. Die Bäume und Sträucher trugen auf blattlosen Aesten und an den Stämmen den zarten Schneeflaum, den der rauhe Nachtwind darangepeitscht. So bot der Laubwald ein wundervolles Bild. Wie in Rauhreif erstarrt, stand er da, Stämme und Zweige umsponnen von Schnee. Es woben noch Nebel über seinen Kronen. Das Blau des Himmels war nur dunkel und hinter Dünsten sichtbar.

Ein zarter Streifen Schnee, Sternchen auf Sternchen gesammelt, lag auch auf jedem Fensterbrett des Boßhard-Hauses. Nur im obern Stock am Gesimse einer Schlafstube war der Flaumstreifen hinweggestrichen. Das Fenster stand offen, und die kalte Luft des Morgens drang in die Kammer. Sie war

neben der Stube gelegen, wo Boßhard und seine Frau zu schlafen pflegten, und hatte Marianne angehört, solange sie noch zu Hause gewesen. Jetzt lag in dem weißbezogenen Bett Frau Anna Boßhard, die Mutter, tot, und Marianne ging an diesem Morgen bei ihr aus und ein als ein fleißiger und stiller Gast, den es immer wieder in die vom Schneelicht helle Kammer zurückzog. Die Verstorbene hatte ein so stilles, noch von keinem Todeszeichen entstelltes Gesicht, daß sie anzusehen war, als ob sie sich aus einem ihrer friedlichen und schönen Lebenstage heraus eben nur zu einem kleinen behaglichen Ausruhen hingelegt hätte. Sie hatte noch immer die glänzende, wenig runzlige Haut. Der Mund war nur leicht geschlossen, als atmete er noch und hätte noch nicht lange sein zufriedenes Lachen getan. Kein Zug verriet überstandene Krankheit oder verwundenen Schmerz. Nur das schöne Apfelrot hatten die Wangen verloren.

Marianne trug ein schwarzes Kleid, in dem sie jünger aussah als sonst. Es machte ihre Gestalt schmiegsamer, und das reiche Haar glänzte dagegen. In einem sonderbaren Traumzustand ging sie an diesem Morgen im Hause umher. Sie war gestern von Seedorf durch die Unruhe eines stürmischen Tages und erfüllt und betrübt von der Unruhe, die in ihr selber war, hergereist. Die Mutter hatte sie nicht mehr lebend gefunden. Aber nun geschah es, daß in dem ersten Ausbruch ihres Schmerzes um die Verlorene die Gedanken fast völlig von dem abgelenkt wurden, was sie vorher gequält hatte. Sie weinte und faßte sich nach einer Weile, wie das starken Naturen eigen ist. Allmählich empfand sie die freundliche Stille, die über der Mutter lag, so mächtig und wohltätig, daß ihr war, als lasse sie sich von einem schweren Gange oder harter Arbeit tief erschöpft in weiche Kissen nieder, und sie überließ sich mit un-

bewußter Wollust der gedanken- und qualloseN Ruhe, die auch in ihr Platz griff. Dabei half ihre ganze Umgebung mit, sie über den wirklichen Inhalt des Lebens hinwegzutäuschen, die Helligkeit und Weite der Landschaft, die Traulichkeit des Hauses und die gefaßte, schmerzlich heitere Art des Vaters. Jakob Boßhard ging seiner täglichen Arbeit nach. Er hielt keinen großen Viehstand mehr, aber da er sich ohne Knecht behalf, gab es doch vom Morgen zum Abend zu tun, und er durfte auch an diesem Tage nicht rasten. Er kam jedoch aus dem Stall oder dem Holzraum oft und oft herauf, um nach der Tochter oder der toten Frau zu sehen. „So, so," sagte er ein paarmal zu Marianne, sie auf die Schulter tätschelnd. Und in den zwei Worten lag die stille Freude und Befriedigung, sie wieder einmal daheim zu haben. Er fragte an diesem Tage nichts, was auf ihre Ehe und ihr Leben Bezug hatte. Es lag nur ein forschendes Mitleid in seinen braunen, freundlichen Augen, ein Ausdruck, der zu sagen schien: „Ja, ja, jetzt ist die Mutter tot und dein Leben, Tochter, nicht so heiter, wie ich es für das einzige Kind wünschte." Daneben aber in einem Aufblitzen seines Blickes stand auch schon die Ermunterung: „Es ist der Gang der Welt, daß wir Widriges tragen müssen, viel auf einmal zuweilen, aber wir müssen das Beste daraus machen. Es kommen wieder andre Zeiten!" Wenn er in die Leichenkammer trat, so vermied er es, am Bett seiner Frau stillzustehen. Der Anblick der Leiche bedrängte ihn und verschärfte den Kummer über den erlittenen Verlust, so daß sein fester Mund zu zucken begann. Er machte sich deshalb im Zimmer allerlei zu schaffen, jedesmal der Toten einen Liebesdienst erweisend. So strich er wohl mit der ungefügen Hand glättend über die Bettdecke, öffnete das Fenster ein wenig mehr, damit die Winterkühle besser in das muffige Zimmer

dringe, oder rückte einen Kranz von Blumen, mit denen sich die Stube füllte, sorgsam zurecht. Wenn er mit der Tochter von der Verstorbenen sprach, so gab er nicht seinem Schmerz um die Tote Worte, sondern erzählte von der Lebenden, ihren letzten Tagen, ihrem Wirken, von dem und jenem freundlichen Zug in ihrem Wesen. Alle Augenblicke fiel ihm wieder etwas Schönes ein. Das hatte sie gesagt! So hatte sie von Marianne gesprochen, diesen Scherz einmal gemacht und jene drollige, zum Widerspruch reizende Meinung gehabt! Dabei war Boßhards äußere Erscheinung im Einklang mit seinem gefaßten, fast heiteren Wesen. Er hatte sich im Laufe der Jahre wenig verändert. Sein Gesicht war noch immer sauber rasiert bis auf den schmalen, grauen Bartkranz, der um Wangen und Kinn lief. Geradheit und eine vernünftige Behaglichkeit der Lebensauffassung sprachen aus seinen Zügen. Marianne empfand den Unterschied zwischen ihm und denjenigen, die in Seedorf ihre Umgebung bildeten. An ihm fand sie sich unbewußt in ihre eigne Jugend zurück und damit in jene schlichte, von keinen Stürmen bedrängte Gefühlswelt, aus der erst Jost Denier, der Urner, sie gerissen hatte.

Die Stunden vergingen und nahmen die erste Verwirrung des Schmerzes von Marianne. Allmählich begann sie wieder schärfer nachzudenken und die Gefühle, die sie in Seedorf erfüllt, mit der Geistesverfassung zu vergleichen, in der sie einst hier im Hause und als ledig gelebt. Eine letzte Nacht saß sie dann mit dem Vater an der Leiche der Mutter, an die langsam das irdische Zerfallen kam. Am andern Tage begrub man die Tote. Als aber Marianne nach dem Begräbnis daheim allein in der Wohnstube stand und das Fahrplanbuch zur Hand nahm, um mit sich zu beraten, mit welchem Zuge sie am besten in die Berge

zurückfahre, trug sie das während ihrer Anwesenheit im Vaterhause immer fühlbarer gewordene starke, fast schmerzliche Verlangen in sich, sich wieder zu der Lauterkeit zurückfinden zu können, die sie an Vater und Mutter gewohnt gewesen und einst selbst gelernt hatte.

Am folgenden Morgen reiste sie ab.

„Ich besuche dich im Sommer einmal," versprach ihr der Vater.

„Ja, komm," sagte sie mit plötzlich drängender Hast. Dann merkte sie, daß er erstaunt war und fügte mit nicht ganz echter Lustigkeit hinzu: „Sie könnten sonst in Seedorf meinen, wir lebten in Unfrieden miteinander."

Der Zug, den sie benutzte, war ein Schnellzug. Das, was sie hinter sich ließ, und das, dem sie entgegenfuhr, nahmen sie so ganz in Anspruch, daß sie auf den Weg nicht achtete. Sie war in Flüelen lange, ehe sie es dachte.

Ein Windstoß fuhr ihr in die Röcke, als sie ausstieg. Der Föhn sauste aus dem Reußtal herab. Ein eigentümliches Singen war in den Lüften. Sie machte sich zu Fuß auf den Weg feldein und hatte einen mühsamen Gang; denn der warme Wind hatte die Schneedecke durchweicht, und ihre Schritte gruben häßliche Löcher, in denen das Wasser klatschte, wenn sich der Schuh daraus löste. Der Wind fegte von der Seite an sie heran und vorüber. Einmal trug er einen Fetzen bunten Stoffes von weither über das Feld, vor ihre Füße, faßte ihn neu, noch ehe sie vorüber war, und riß ihn weiter. Es lag etwas Beängstigendes in der Hilflosigkeit des Fetzens, den der Sturm mit sich trug. Marianne war der einzige Mensch auf der weiten Ebene und kämpfte mühsam gegen den sausenden Wind. Es kam ihr vor, als habe sie selber kaum mehr festen Stand.

Sie brauchte die doppelte Zeit zu dem Wege als sonst. Ermattet erreichte sie das Denier-Haus. Niemand war um den Weg, als sie eintrat. Sie stieg die Treppe hinan und begab sich von außen in die Schlafstube, die sie mit ihrem Manne teilte. Sie legte Hut und Gepäck ab und trat kurz darauf in die Wohnstube hinaus. Es war nahe an der Zeit, zu der das Vesperbrot eingenommen wurde. Tassen standen auf dem Tische. Denier saß in seinem Stuhl und schlief. Aber er erwachte, als sie die Türe sacht hinter sich schloß. Sein Hals reckte sich lang. Der Kopf mit dem glatten, schwarzen Haar, dem hochgewölbten Schädel und den Narben an Stirn, Nase, Wangen neigte sich einen Augenblick horchend. Es fiel Marianne auf, wie bleich die Stubenluft ihn machte.

„Bist du wieder da?" fragte er jetzt.

„Ja, ich bin da," antwortete Marianne mit klarer Stimme. „Der Vater grüßt dich," fügte sie hinzu.

Sie trat zu ihm und faßte nach seiner Hand; aber er ließ die Stuhllehne nicht los, auf der sein Arm lag. Marianne betrachtete ihn. Etwas andres als die gewöhnliche Unwirschheit sprach aus seinem Gebaren. Sie ging an ihm vorüber und setzte sich an den Tisch. „Die Mutter war schon gestorben, als ich kam," begann sie zu erzählen.

Er wiegte sich in seinem Stuhle hin und her, als suche er die Tür, durch die er hinaus wolle. Was sie sagte, schien er kaum zu hören. Plötzlich hielt er inne. Sein Hals streckte sich wieder.

„Hast du ihn schon gesehen?" fragte er, sprach die Frage in die Luft hinaus und drehte dann doch den Kopf nach ihr. Man sah, wie er auf die Antwort gierig war.

„Wen?" fragte Marianne. Das Blut stieg ihr zu Kopf.

Denier lachte kurz in sich hinein. „Bah, den Michel,“ sagte er.

„Ich habe noch niemand gesehen als dich,“ antwortete Marianne. Sein Mißtrauen war ihr unerträglich, aber nicht wie früher, nur weil sie sich beobachtet fühlte, sondern weil sie wußte, daß er Grund zu diesem Mißtrauen hatte. Aus dem ehrbaren Hause des Vaters kommend, schämte sie sich. Sie schauerte, so schämte sie sich.

Dann fuhr Denier in derselben schnuppernden, suchenden Art fort. „Weiß der Teufel, was in ihn gefahren ist. Er ist auflüpfisch und gibt mir kein rechtes Wort. Er sucht Streit, sobald er in die Stube kommt!“

„So schick ihn fort,“ sagte Marianne laut. Ein plötzlicher Entschluß legte ihr das Wort auf die Zunge. Sie stand auf, und der Kopf fuhr ihr in den Nacken, so jäh kam ihr der Entschluß.

Denier drehte sich langsam noch mehr nach ihr herum, als ob er sich vergewissern wollte, daß er recht verstanden hätte, und als ob er trotz seiner toten Augen den Hintergedanken lesen könne, den ihre Worte bergen mußten.

„Es wird ohne ihn gehen,“ sagte Marianne jetzt wieder. Ihre Stimme klang noch schärfer. „Ich bin so weit, daß ich Geschäft und Haus verstehe.“

Denier rückte im Stuhl. Er war verwirrt, wußte nicht, was er denken sollte.

In diesem Augenblick trug die Aloisia den Kaffee auf, zwei bauchige Krüge aus Email. Hinter ihr traten Melk und Heinrika ein. Ersterer knixte vor Marianne, weniger tief als sonst. Die Heinrika war sehr bleich; in dem sonst ausdruckslosen Gesicht stand ein eigentümlicher Zug von Herbheit oder Sorge.

„Seid Ihr wieder da, Frau?“ sagte Melk, als er sich niederließ.

Marianne stand in ihrem schwarzen Kleide breit am Tisch und schnitt von dem großen, derben Brot mächtige Stücke ab. Zu jeder Tasse legte sie eines. Als auch sie sich setzte, kam Michel herein und grüßte mürrisch. Er trug das rauhleinene Stallhemd, dessen Kapuze ihm auf den breiten Rücken hing. Der Hals stieg rot und kurz aus dem an der Brust offenen Leibhemd, Heufäden hingen an Kapuze und Rücken und in seinem dichten, wolligen Haar. Sein braunes Gesicht mit der kühnen Nase und den leuchtenden Augen hatte immer noch das Aussehen, das Marianne letztlich an ihm kannte. Unruhe und heimlicher Grimm lagen in seiner Erscheinung. Er war die Verkörperung dessen, was er im Sinne trug. Er war überzeugt, daß der Krüppel dort sein Weib nicht verdiente, daß umgekehrt die Frau nicht an des Halbtoten Seite verkümmern durfte. Diese Ueberzeugung war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er bereit war, sie mit seiner ganzen Kraft und seinem ganzen Ungestüm zu verfechten.

Die Mahlzeit war bald vorüber. Keins mochte reden. Melk, der Knecht, schoß heimlich neugierige Blicke auf Michel und die Frau. Die Heinrika schaute versonnen auf ihren Teller und schien sich nicht um die andern zu kümmern; die Aloisia aber saß mit gesenktem Kopf und betete lange, als sie mit dem Essen fertig war. Dann stand das Gesinde gleichzeitig auf. Michel allein blieb sitzen; er schnitt sich, nachdem er wie die andern zu essen aufgehört, plötzlich noch ein Stück Brot ab.

„Wer ist noch da?“ fragte Denier.

„Ich bin noch da,“ gab Michel laut zurück. Dann stand er auf. Den letzten Bissen Brot warf er auf den Tisch, daß die Brosamen stoben, ging bis zur Tür und faßte die Klinke.

Marianne war im Begriff, ihm zu folgen. Dann blieb sie stehen.

Michel, der wie ein Stier, die Stirn voran, zur Tür gegangen war, drehte den Kopf nach ihr und fragte: „Nun? — Was ist jetzt?“

Sie verstand nicht, was er meinte. Aber sie blickte ihn zornig an. Es empörte sie, daß er ihr das Leben noch schwerer machte.

Da versperrte er mit dem Rücken die Tür. Die eine Hand legte er von rückwärts um die Klinke. Seine Schultern waren breit, seine Beine stämmig, und an seinen Armen lagen die Muskeln wie rauhe Granitbrocken unter der Haut. „Wie es ist, will ich jetzt wissen!“ wiederholte er.

Nun erriet sie, wo hinaus er wollte. „Bist du nicht bei Trost, Michel!“ sagte sie.

Er hielt die Tür zu und blickte höhnisch auf die beiden, denen er den Ausweg versperrte. Der Gedanke, daß er sie in seiner körperlichen Gewalt hatte, machte ihm Freude. „Soll ich schweigen, weil der dort hört, was ich sage?“ antwortete er Marianne. „Was kümmert es mich, was der dort hört! Wenn er einen Funken Ehrgefühl im Leibe hätte, hätte er lange gewußt, was Pflicht wäre!“

„Was — was wäre das?“ fragte Denier. Er lehnte sich so heftig im Stuhle vor, daß dieser mit ihm einen Schritt vorrutschte.

„Die Frau loszugeben! Du!“ schrie Michel ihn an. „Blutsauger, giftiger! Weil dich ein Unglück getroffen, hältst einen andern Menschen neben dir im Unglück fest! Weil du vom Leben nichts mehr haben kannst, lässest einen andern neben dir verkümmern! Ich habe dich für einen rechten Mann gehalten, aber ein Schinder bist, einer der — — —“

„Jetzt ist es genug, Michel!“ sagte Marianne.

Vom Augenblick getrieben, trat sie dicht neben den Stuhl Deniers und legte die eine Hand auf die Lehne. Ihre Augen, die sonst häufig unter den langen weißen

Wimpern verborgen waren, standen groß offen, und die Erregung des Augenblicks zuckte in allen Zügen des starken Gesichts.

Michel stutzte. Ihre volle frauliche Gestalt schien sich gestreckt zu haben, und er hatte sie noch nie in solchem Ton reden gehört. „Verstell dich doch nicht, du," fuhr er dann, zu ihr gewandt, zornig weiter. „Sei ehrlich und sag ihm, zu wem du gehörst, zu mir oder zu ihm!"

Seines Rechtes sicher, staunte er fast, daß sie noch immer neben ihres Mannes Stuhl stand. Er ließ die Türklinke los und kam näher. „Hahaha!" lachte er. „Du hast Angst vor ihm. Ich will dir helfen. Ich will dich schon wegbringen von ihm." Er streckte die Hand aus und wollte ihren Arm fassen.

Da lehnte sich Marianne über den Stuhl Deniers zurück, um ihm auszuweichen. Sie war so bleich, als ob sie im nächsten Augenblick umfiele. Und plötzlich stieß sie heraus: „Geh, pack zusammen, Michel; wir zahlen dich aus!"

Michel zog die ausgestreckte Hand zurück, sah sie an, schluckte und sah sie wieder an; dann verzog sich sein Gesicht. Er spuckte ihr vor die Füße und ging. Es war aber nicht sein gelenkiger und doch lauter Schritt, mit dem er sich entfernte. Es hörte sich an, als bliebe er immer wieder stehen, um sich zu besinnen.

Marianne verließ die Stelle, wo sie stand, und trat zum Schrank, wo Denier sein Geld hatte. Sie entnahm ihm ein Buch. Dann begann sie mit dem Blinden zu unterhandeln. Das und das hätte Michel zu gut. Was sie ihm bezahlen sollte?

Denier gab in einer halb verfahrenen, halb mißtrauischen Art Bescheid. Es war, als warte er immer noch auf das, was kommen sollte. Ueber das, was geschehen war, redete er kein Wort.

10

Marianne schickte die Aloisia mit einem Zettel, auf dem die Ausrechnung stand, und mit dem Geld zu Michel hinauf, den sie in seiner Kammer wußte. Die Aloisia sah sie ungläubig an. Dann ging sie doch. Nach einer Weile kam sie mit dem Zettel zurück. Michel hatte ihn mit festen Schriftzügen unterschrieben: „Mit vielem Dank für das schöne Geld. Michel Denier."

Marianne sah ihn vor sich, wie er zornig sich hingesetzt und die Feder ins Papier gekratzt hatte. Es schien ihr eine Drohung in den Worten zu liegen, und sie wartete den ganzen Abend darauf, daß er diese Drohung wahr mache. Sie glaubte nicht daran, daß Michel gutwillig aus dem Hause gehe. Den ganzen Abend blieb sie wie zur Verteidigung gerüstet. Sie ging mit lauten Schritten hin und her, hatte eine barsche Stimme, wenn sie mit dem Gesinde oder mit Denier sprach, und gab sich den Anschein, als ob die Sache mit Michel ihr schon aus dem Sinn gefallen wäre. Aber sie sah die lauernde Spannung, die immer noch in des Blinden Gesicht stand, und alle ihre Gedanken gipfelten in dem einen: „Er muß aus dem Hause, der Michel! Fort muß er, sobald es sein kann!"

Michel ging an diesem Abend nicht. Er verließ zwar bei Einnachten das Haus, und Marianne hörte ihn die Haustüre zuschlagen; aber sein Koffer stand noch in seiner Kammer, als sie nachsah.

Denier fragte, ob er gegangen sei. Darauf gab sie Bescheid, daß er wohl noch einmal wiederkomme, und fügte hinzu: „Er soll nicht machen, daß ihn der Polizist hinausbringen muß!"

Das Wort stach sie wie ein Messer, als sie es sagte, aber sie *wollte* es sagen. Sie hätte in diesem

Augenblick selbst mit den Fäusten den Michel gepackt, wenn es nötig gewesen wäre.

Dann kam die Nacht. Die Heinrika ging schlafen. Melk, der Knecht, kam herein, sagte mit seiner halb neugierigen, halb unterwürfigen Miene „Gut' Nacht!" und stieg nach seiner Kammer hinauf. Marianne brachte ihren Mann zu Bett, wobei sie kein Wort miteinander sprachen. Zuletzt schlurfte die Aloisia über die Treppe hinauf nach ihrer Schlafstube. Ein Knarren kam noch von oben herab, als sie ihre Türe schloß. Dann wurde es ganz still.

Marianne saß noch, ein Kleidungsstück ihres Mannes ausbessernd, am Tisch, hörte das Knarren und lauschte mit eingezogenem Atem. Ohne daß sie ganz klar darüber gewesen, hatte sie es miterlebt und miterlauscht, wie es im Hause stiller und stiller geworden war. Nachdem das Knarren jener Türe verstummt war, erschreckte sie das jähe, tiefe Schweigen, als ob etwas Drohendes und Gefürchtetes plötzlich vor ihr stehe. Sie legte die Arbeit auf den Tisch und hob den Kopf. Langsam und scheu sah sie sich im Zimmer um. Es war als hätte die Stille Gestalt, nicht eine, sondern vielfache, als käme sie aus dem unteren Stockwerk heraufgestiegen mit lautlos schleppenden Schritten und von unterm Dache her und der dunkeln Küche, selbst von nebenan aus der Kammer des Mannes. Dieses unsichtbar Nahende, Schemenhafte und Dunkle stellte sich rings um sie, Marianne, an den Wänden auf und stierte sie an. Nicht daß sie sich fürchtete! Aber der mühsam in sich aufgerüttelte Zorn, die Stärke der Erregung lösten sich von ihr ab, als nähmen unsichtbare Hände sie von ihr. Es war nichts mehr da, was ihren Widerstand herausforderte. Michel war noch nicht zurückgekommen! Michel! Auf einmal sprang ihr das Bewußtsein auf, daß jener nicht lange mehr hier sein würde, wenn er auch zurückkam! Er ging

fort — aus dem Hause, aus ihrem Leben hinaus, für immer!

Herrgott!

Nun packte sie auf einmal die Sehnsucht, das jähe fiebrige Verlangen. Die Magd, die oben in der Kammer, die Heinrika, die hatte, nach was sie hungrig war! Und Tausende hatten es! Nur sie, Marianne, mußte verdorren, langsam, neben dem — dem da drinnen!

Sie hob die vollen Arme an den Hinterkopf und drückte die schweren Flechten zusammen, als ob das ihr den Kopf klarer machte. Ihre Brust schwoll dabei, und sie seufzte zitternd. Dann stand sie auf. Es litt sie nicht. Obschon sie fror, war der Kopf ihr heiß, und die Lippen waren ihr trocken wie vor Durst. Sie hätte in die Nacht hinauslaufen mögen, den Michel zu suchen, zu —

Horch! Da ging die Haustür, scholl ein Schritt unten im Flur. Das — das war er! Nun hatte sie Angst. Sie faßte die Lampe und löschte sie. Das Glas klirrte, die Hast machte ihr die Hand unsicher. Sie stellte die Lampe hin, unachtsam, wohin sie zu stehen kam, und verschwand fast laufend in der Nebenkammer. Er — Michel — hätte über sie kommen können! Einen Augenblick lauschte sie. Der Heimkehrende war noch immer auf der unteren Treppe. Langsam, wie tappend, kam er herauf. Vielleicht — vielleicht hatte er wieder getrunken! Jetzt rührte sich Jost, ihr Mann, in seinem Bette. Er durfte nicht merken, wie sie lauschte, er wußte ohnehin mehr als einer mit sehenden Augen. So begann sie sich zu entkleiden und hielt nur zuweilen den Atem an, um zu horchen, was geschehe, ob Michel näherkomme, vorübergehe, hinaufsteige. Eben als sie sich zu Bette gelegt hatte, kam er an der Kammer vorbei, zögerte und ging dann weiter. Es war ihr, als murre er etwas in sich hinein.

Dann setzte er stetig seinen Weg fort, und bald verhallte sein tappender Schritt hinter der Türe seiner Schlafstube. Marianne aber hatte nicht Ruhe. Sie lag mit eingezogenem Atem in den Kissen, vom Bette ihres Mannes abgedreht, und manchmal hob sie vorsichtig den Kopf und lauschte, mit großen Augen ins Leere spähend. Zuweilen wurde ihr heiß, sie fühlte, wie das Blut in ihr wallte und zu Häupten drängte. Dann ließ sie die runden weißen Arme, von denen die Aermel des Nachtgewandes sich zurückstreiften, aus dem Bette hängen mit einer Art Gier nach etwas Unbestimmtem, nach dem sie halb willenlos die Arme reckte. Allmählich neigte der Oberkörper sich den Armen nach. Es zog sie fast von ihrem Lager. Die Zähne schlugen ihr aufeinander. Im nächsten Augenblick meinte sie aufspringen zu müssen, im folgenden warf sie sich schon wieder in die Kissen und krallte die Finger ins Linnen, als müßte sie sich festhalten, damit das Verlangen sie nicht losriß und zu dem andern hinaufpeitschte.

Plötzlich stand ihr der Herzschlag still vor Schreck. Ihr Mann sprach ganz laut hinter ihr.

„Du hast nicht viel Ruhe heute nacht!"

Er hielt das Gesicht ihr zugewendet. Sie sah nicht, daß er lachte, aber es hatte in seinen Worten wie ein spöttisches Lachen geklungen.

Sie entgegnete kein Wort, lag von da an nur wie betäubt, ganz reglos auf dem Rücken, als ob er sie geschlagen hätte, wie sie es verdiente.

Lange bevor es hell wurde, stand sie auf. Dieselbe Erregung wie am Abend bemächtigte sich ihrer, und sie war bereit, Michel zu begegnen, wo er wollte. Inzwischen arbeitete sie. Es war der Tag, an dem sie noch vor dem Morgenessen die Wohnstube zu scheuern pflegte, und sie warf sich in die rauhe Arbeit mit dumpfer Verbissenheit, damit sie die eignen Ge-

danken betäube. Aber als sie eben an eines der Fenster trat, um es zu reinigen, während die Heinrika im Innern der Stube ihr an die Hand ging, sah sie Michel unten auf die Straße treten. Sie traute ihren Augen nicht. Es war ihr, als hätte sie hören müssen, wie er hinabstieg. Aber sie erkannte den Koffer, den er auf der Schulter trug, und dann ihn selber, den braunen Kopf, den stämmigen Rücken. Die Hände auf das Gesims gestemmt, beugte sie sich vor. Sie wollte schreien. Es riß sie vorwärts, als müßte sie aus dem hohen Fenster ihm nach, gleichviel wie sie unten ankam. Aber sie schwieg, schwieg noch immer, und — — Jetzt war er schon fort, drüben um die Ecke gebogen.

Sie nahm ihre Arbeit wieder auf. Sie hatte ein Empfinden, als sei ihr das Blut in den Adern erfroren. Und kalt, wie sie am ganzen Leibe war, fegte und wusch sie in ihrer Stube. Sie griff stark zu und fühlte doch nicht, was sie anfaßte. Ihre Bewegungen waren alle wie von einem Räderwerk getrieben. Dennoch, nach einer Weile — war es die ihr Blut zum Wallen bringende Arbeit, war es, daß sie bei ihrem Scheuern an die Wand gekommen war, wo die Photographie ihres Vaters unter Glas und Rahmen hing — hob ein Aufatmen ihr die Brust. Er war fort jetzt! Und nun erkannte sie ihre Umgebung wieder. Das Zwinkern vor ihren Augen verlor sich. Sie sah genau, was sie angriff, wie die Stube allmählich schmuck wurde unter ihren und des Mädchens ordnenden Händen. Da begann es langsam in ihr ruhig zu werden. Es fiel ihr ein, daß zwischen Michel und ihr äußerlich nichts geschehen, was eine Pflichtverletzung bedeutete. Dieser Gedanke machte ihr das Herz schneller schlagen. Was war das gut! Daß der schamlose Hunger nur in ihr gewesen war! Daß kein Schrei, noch weniger eine Tat ihn verraten hatte! Nun war

ein Ende! Michel war fort! Es half nichts mehr, wenn es sie im Innern brannte. Das tat keinen Schaden mehr! Und — mit der Zeit — wollte sie auch über das Herr werden! Die Sehnsucht nach Lauterkeit, die sie aus dem Vaterhause mitgebracht hatte, regte sich. Eine leise Wärme legte sich auf sie.

Marianne schaute sich nach Heinrika um, die sie gar nicht mehr beachtet hatte. Letztere hob eben einen Blecheimer Wasser vom Boden, um ihn hinauszutragen. Plötzlich hörte Marianne, wie sie ächzte und einen kurzen, rasch verbissenen Wehlaut ausstieß. Unwillkürlich wendete sie sich ihr zu. Sie sah, wie Heinrika den Kessel auf die Schulter heben wollte, ihn aber, wie von einem jähen Schmerz durchzuckt, wieder sinken ließ und ihn mit hängendem Arm mühsam hinaustrug.

„Was hast du?" fragte Marianne.

Heinrika drehte sich nicht um, griff nur mit der freien Hand nach der Hüfte und stotterte, daß sie sich beim Heben weh getan. Marianne bemerkte die Verlegenheit, die in ihrer Haltung lag, als sie die Tür gewann. Als das Mädchen zurückkam, blickte sie sie scharf an. Heinrikas Gesicht glänzte von Blässe. Die eigentümlich verschwommenen Züge hatten einen scheuen Ausdruck, das schwarze Haar hing wie immer unordentlich in die Wangen. Sie tat, als bemerke sie Mariannens Blick nicht. Als sie aber gewahr wurde, daß ein Verdacht in letzterer aufstieg, wurde sie unruhig, dann ängstlich. „Was hast du, Heinrika?" fragte Marianne strenger.

Jene wollte antworten. Dann aber stellte sie den Eimer zu Boden und hob den Arm schnell zu den Augen. Das Gesicht zuckte ihr. „Er will mich nicht mehr, der Melk," stieß sie heraus, drehte sich ab und weinte bitterlich. „Jesses, o Jesses," klagte sie.

Marianne erriet alles. Und nun stießen Gedanken

wie Pfeile auf sie ein. Sie und die Magd! Erlegen war die eine! Und — es war nicht weit davon gewesen, daß auch die andre erlegen wäre! Was für eine Schwüle war da im Hause! Wie tat da Luft not! Sie empfand, daß eines sich aufraffen mußte, wieder Sauberkeit in das Haus zu bringen, empfand, daß das an ihr war.

„Es wird mit Melk zu reden sein," sagte sie.

Die Heinrika schüttelte den Kopf.

„Das wäre mir sonderbar, wenn er nicht seine Pflicht tun müßte!" beharrte Marianne.

„Ein Mann, der einen gezwungen nimmt," gab Heinrika zurück, „dem man immer ansieht, wie er einen nicht mehr mag."

Marianne schwieg jetzt. Es drang viel auf sie ein; aber je mehr sie in diesem Augenblick erlebte, desto mehr wuchs ihre Widerstandskraft und fiel die lähmende Leidenschaft von ihr ab.

„Jesses, o Jesses!" wimmerte die Heinrika. „Wo soll ich hin? — Ich kann nicht heim! — Der Vater würde mich erschlagen. — Und ich kenne keinen, zu dem ich gehen kann." Sie stand untätig da, während die Frau ihre Arbeit fortsetzte.

„Sei ruhig jetzt," befahl Marianne barsch. Dann hieß sie sie am Tisch mit angreifen, der beiseite stand und den sie an seine alte Stelle zu rücken hatten; und nun ließ sie ihr keine Ruhe mehr, sich auf neue Klagen zu besinnen, sondern faßte sie gleichsam mit harten Meisterhänden und zwang sie zu arbeiten, rüttelte sie immer aufs neue auf, wenn sie in ihr Schluchzen zurückfallen wollte.

Sie kamen bald mit ihrer Aufgabe zu Ende. Dann nahm der Vormittag seinen gleichförmigen Gang. Der Blinde wurde angekleidet, in die Stube geholt und das Frühstück eingenommen, von dem jedes aufstand, um an sein Tagewerk zu gehen.

„Ist er fort jetzt?“ fragte Jost Denier Marianne wieder.

Sie merkte wohl, daß er auf die Art, wie sie ihre Antwort geben würde, gespannt war. „Ja,“ entgegnete sie kurz und machte Miene, die Stube wieder zu verlassen.

„Was ist mit der Heinrika?“ fragte er da.

„Wieso?“

„Meinst, ich habe sie nicht jammern gehört?“

„Ich werde es dir sagen — später!“

Mit diesem Bescheid ging Marianne. Jost Denier saß da, als ob sie ihn tiefer in seinen Stuhl gedrückt hätte. Er hatte erwartet, sie verlegen und nachgiebig zu finden. Statt dessen war sie kurz angebunden und überlegen. Er war so erstaunt, daß er stiller und bescheidener in seinem Stuhl saß und darauf den ganzen Tag vergaß, sie mit seiner übeln Laune zu quälen.

Am Abend, als Denier wieder in seiner Kammer lag, hatte Marianne Melk, den Knecht, bei sich. Er brachte wie immer den Stallschlüssel und hängte ihn an den kleinen Wandkasten. Mit einem kurzen „Gut' Nacht“ wollte er sich entfernen. Da rief Marianne ihn zurück. Sie hatte am dunkeln Fenster gestanden und wendete sich ihm nun zu.

„Ich habe ein Wort mit Euch zu reden,“ begann sie.

Er nahm unwillkürlich die Kappe vom struppigen Kopf, die er beim Hereinkommen hatte sitzen lassen. Dazu lachte er und kam um einen seiner weiten, federnden Schritte näher. Erwartungsvoll, in halb gebückter Stellung und die Kappe vor sich hinhaltend, stand er da. Als Marianne nicht gleich sprach, drehte er an seinen drei Schnurrbarthaaren und lachte abermals mit einer katzenhaften Freundlichkeit, die etwas Unmännliches hatte.

„Wann wollt Ihr die Heinrika heiraten, Melk?" fragte die Marianne. Ihr Ton war fast gütig, klang aber, als ob sie von einer abgemachten Sache spreche.

Der Knecht wurde gleich zornig. „Ich denke nicht daran," sagte er und zog ein paarmal den dünnen Hals in die Länge vor Entrüstung.

„So?" erwiderte Marianne gedehnt. „Und was Eure Pflicht anbetrifft ..."

„Bah," gab er höhnisch zurück. „Pflicht! Sie ist mir nachgelaufen, bis es so weit gekommen ist. Nicht um tausend Franken heirate ich die," fügte er hinzu.

Marianne betrachtete ihn. „Ihr seid ein netter Bursche," sagte sie und setzte sich an den Tisch, auf den sie ihre Arme legte.

Er hörte den Ausdruck von Verachtung heraus, der in ihren Worten lag. Eine Seite wurde an ihm sichtbar, die er sonst sorglich hinter seiner kriecherischen Unterwürfigkeit barg. „Es hat sich niemand da hineinzumischen," sagte er frech, „niemand geht es an. Ich gehe ohnehin von hier fort, habe eineweg den Dienst aufsagen wollen."

„So — fort geht Ihr?" fragte Marianne in demselben verächtlichen Ton wie vorhin. „Und laßt die Heinrika im Stich?"

„Die mag zum Teufel gehen!" schimpfte er brutal. Sein innerstes Wesen, die Frechheit, kam immer mehr zum Vorschein, aber er war das unterwürfige Mäntelein so gewöhnt, daß er es immer wieder darüber anlegte. Er streckte sich ein über das andre Mal und schnellte doch immer wieder in die halb gebückte Stellung zurück, die dem Schmeichler eigen ist.

„Und wenn ich Euch verzeige, Meister Melk?" sagte Marianne. „Ihr wißt doch, daß ein Kindsvater pflichtig ist, zu — zahlen?"

Er stutzte einen Augenblick. Dann nahm sein hageres Gesicht einen giftigen Ausdruck an.

„Was wollt Ihr eigentlich von mir," sagte er, die Hand am Hals, als ob ihm der Kragen eng säße. „Ihr hättet, meine ich, vor Eurer Tür zu kehren."

Es war ein Bild, wie er das halb dreist, halb ängstlich herausstieß. Er blickte nachher unwillkürlich nach der Tür, als erwarte er schon, daß sie ihm gewiesen würde.

Marianne stand auf. Sie war weiß im Gesicht, stemmte die Hände auf den Tisch und schaute, sich weit vorbeugend, den Knecht an. Der Schein der Lampe fiel voll in ihre Züge. Der Flaum an Stirn und Wangen und das schwere, weißblonde Haar glänzten. Ihre Augen aber schienen ganz dunkel.

Der Knecht griff nach der Türklinke. Es wurde ihm doch unbehaglich, wie sie ihn so anschaute.

„Geh, du Schuft!" sagte Marianne.

„Ja, ja," zänkelte er, „noch so gern gehe ich."

„Ich will dich morgen nicht mehr an der Arbeit sehen," schloß Marianne.

Er zog ein hämisches Gesicht. Dann ging er, etwas in sich hineinmurmelnd, hinaus.

Marianne verstand ihn nicht mehr. Er zog die Tür zu früh hinter sich zu.

11

„Was kommt dich an?" fragte Jost Denier. Marianne hatte ihm gesagt, daß sie Melk, den Knecht, ausgezahlt und weggeschickt habe.

„Er hat mich verunglimpft," antwortete sie. „Zudem, daß du es nun weißt, er hat die Heinrika in Schande gebracht. So einen behalte ich nicht."

Sie sagte das so hin, während sie, die Aermel weit aufgestülpt, zwischen zwei Arbeiten in die Stube getreten war. Ihr ganzes Wesen dampfte von Festigkeit des Handelns. Sie hielt sich bei der Frage ihres

Mannes nicht auf, als ob es auf ihren Bescheid überhaupt keine Widerrede gäbe, und verließ im nächsten Augenblick wieder das Zimmer. Denier kam nicht zu Wort. Mit demselben entschlossenen und kraftbewußten Wesen ging sie von da an ihres Weges. Sie nahm alles an die Hand, was bisher den beiden Männern, Michel und Melk, obgelegen hatte. Dazwischen fand sie Zeit, mit einem Nachbarn wegen eines neuen Knechtes zu verhandeln.

Jost Denier lauschte auf ihre Schritte und ihr Tun. Er war verdrießlich. Aus seiner anfänglichen Ueberraschung über ihr Auftreten erwachte sein kleiner, zänkischer Zorn wieder.

„Wann geht die Heinrika?“ fragte er plötzlich und ohne Einleitung Marianne, als sie wieder einmal bei ihm eintrat.

Sie stand still und legte die Hände an die breiten Hüften, während sie einen Augenblick nachsann. Dann blickte sie auf ihren Mann nieder. „Das Mädchen ist ein armer Tropf. Sie weiß nicht, wo aus noch ein. Ich will es ihr durchfechten helfen.“

Jost Denier lachte. Eine ganze Weile kicherte er in sich hinein, und jeder Ton war wie ein hämisches und stechendes Wort.

Marianne errötete. Sie verstand ihn. Dennoch fragte sie hastig und scharf: „Was meinst du mit deinem Lachen?“

Er wechselte den Spott in Zorn. „Mein Haus ist keine Anstalt für schlechte Weiber,“ sagte er grob.

Da trat sie dicht an ihn heran. „Nimm dich zusammen!“ sagte sie mit engem Atem. Unwillkürlich fiel ihre Hand dabei auf seine Schulter. Vielleicht fühlte er die Erregung, in der sie dastand. Er verlor die Sicherheit. Sie hatte sich äußerlich nichts zu schulden kommen lassen, mochte sie innerlich erlebt haben, was sie wollte! Sie hatte im Gegenteil den fortgeschickt

— den —. Zudem — er — Jost Denier — bedurfte ihrer. Es lag ihm nicht daran, es mit ihr zu verderben.

„Verdammte Widerwärtigkeiten!" fluchte er. Dann schüttelte er ihre Hand unwirsch ab. Aber er wagte nicht, mehr zu sagen.

Weil sie ihn kannte, ging Marianne. Die Arbeit drängte auch. Sie riß sie förmlich aus dem Bedenken und dem Zorn über das, was er gesagt hatte, heraus.

So kam es, daß die Heinrika im Hause blieb. Jost Denier hob zwar noch ein paar Tage lang, wann die Magd im Zimmer gewesen war, den Kopf und fragte: „Das ist doch das Mädchen noch? — Wie lang soll sie noch im Hause bleiben, die?"

Aber Marianne antwortete nicht darauf. Sie hatte wieder Ruhe genug in sich, das Gifteln des Blinden zu überhören, wie sie es getan, ehe Michel ins Haus gekommen. Sie trug eine schwere Arbeitslast. Tagelang besorgte sie das Vieh allein. Als der neue Knecht seine Stelle antrat, wendete sie ihre Aufmerksamkeit dem Handel und dem Landbesitz im Berge zu. Sie hatte die Augen überall, und es gelang ihr bald, sich noch mehr als früher in alles einzuarbeiten und eine größere Uebersicht zu gewinnen. Den Viehhandel gedachte sie einzuschränken und nach und nach ganz aufzugeben, dafür aber um so besser auf die ausgedehnte Landwirtschaft zu achten. Inzwischen führte sie den Knecht, einen schon älteren und verständigen Mann, in die Obliegenheiten Michels ein, so daß dieser zwar nicht ersetzt, wohl aber einigermaßen entbehrlich gemacht wurde.

Von Michel verlautete kein Wort. Er hatte nach seinem Wegzug das Dorf verlassen. Wohin er gegangen war, kam niemand ins Denier-Haus erzählen.

Der Winter verging vollends, und der Frühling kam. Marianne hatte im Gesicht einen Ausdruck, der früher nicht dort gewesen war. Er schien am Kinn

zu sitzen und an der unteren Partie des Mundes und war nicht Härte, aber eine stille Festigkeit. Ihre Gestalt neigte sich etwas vornüber, nicht weil eine Erinnerung sie drückte, sondern weil sie wenig auf ihre Haltung achtete. Auch verlor sie einen Zug von Jugendlichkeit, der bisher an ihr gewesen war. Aber sie war eine eigentümlich schöne Frau mit ihrem hellen Haar und ihrem starken und doch weichen Gesicht. Sie kam ihren Pflichten mit einer schweigsamen Ruhe nach, welche wohltätig für die war, die um sie waren. Jost Denier selbst empfand diese klare und arbeitschwere Ruhe, und seine Unwirschheit verstummte jetzt vor der Gelassenheit der Frau. Freilich blieb etwas Fremdes zwischen ihnen. Sie hatten kein warmes Wort für einander. Marianne besorgte den Krüppel täglich und besprach mit ihm der Geschäfte Lauf; aber über eine trockene, nicht unfreundliche Art des Miteinanderberatens und Verhandelns kamen sie nicht hinaus. Dagegen änderte sich einigermaßen Mariannes Verhältnis zu den übrigen Hausgenossen. Heinrika, als sie allmählich die Gewißheit erhielt, daß sie im Hause bleiben durfte, fing an, in ihrer Angst vor dem, was ihr bevorstand, und zugleich im Aufatmen darüber, daß die Sorge um ihren Aufenthalt ihr abgenommen war, auf Marianne als diejenige zu blicken, an der sie allein Halt und Stütze fand. Sie nahm sich, ohne eine mehr als mittelmäßige Arbeiterin zu sein, zusammen, ihr mehr als früher im Haushalt zu nutzen, und folgte ihr mit fast drolliger Anhänglichkeit überallhin. Zuweilen, wenn die Angst vor der Mutterschaft die noch halb Kindische peinigte, hatte sie nicht Ruhe, bis sie Marianne im Hause gefunden, und hielt sich unter allerlei Vorwänden in ihrer Nähe, wo sie sich allein sicher fühlte.

Aber auch Aloisias Wesen verwandelte sich. Zwar vermied sie es, mit der Frau mehr als nötig in Be-

rührung zu kommen; aber — war es der Umstand, daß Michel entfernt, oder daß die jüngere Magd im Hause behalten worden, an die sie sich angeschlossen und mit der sie Mitleid hatte? — sie erblickte eine Rechtschaffenheit in dem Benehmen Mariannes, die auch ihren Glaubensforderungen entsprach, und ihr Herz wärmte sich manchmal für jene.

Der Schnee, der noch auf den nahen Bergen gelegen hatte, verging, und des Frühlings Herrschaft befestigte sich. Die Bergamseln sangen am Morgen in den Dorfgärten. Die Bäume hatten Laub, und auf den Beeten begann das Blühen. Die Stürme, die jeden Frühling vom Gebirge ins Tal brechen, schwiegen. Eine laue, wohltätige Luft wehte, der man weit die Fenster auftat.

Mariannes Tagewerk war jetzt ein geregeltes. Sie war noch immer am Morgen die erste im Hause und die letzte am Abend; allein sie ging nachts nicht mehr als eine völlig Erschöpfte, keines Gedankens mehr Fähige schlafen, sondern sie hatte zuweilen untertags eine Mußestunde, und wenn sie zu Bett ging, war sie noch frisch genug, um über das nachzudenken, was der Tag gebracht hatte. Es waren zumeist friedliche Gedanken, die sie bewegten. Sie fühlte, wie der vergangene Tag sich nach einem klaren und schlichten Gesetz erfüllt hatte. Er war voller Arbeit gewesen; aber jedes im Hause hatte ohne Murren und Unlust seinen Teil daran getan. Kein Streit war im Hause und nichts, das unschön oder unlauter war. Selbst des blinden Mannes Unzufriedenheit fing an, stiller zu werden. Das Haus und die Stuben — Marianne hielt nach Art mancher Frauen auch äußerlich auf peinliche Sauberkeit — waren blank bis zur letzten Ecke, und nun der Frühling mit seinem klaren Licht in alle Fenster schaute, war eine Helle in den Räumen, die den Augen wohltat, wenn man eintrat, und die

einen frei atmen ließ. Es schien etwas von dem Licht in die Stuben zu kommen, das daheim im Hügelland immer im Hause gewesen und das Marianne nach ihrem Weggang so köstlich erschienen war. Und schon erwachte auch ihre eigne innerliche Helligkeit. Sie wurde munter, hatte manchmal einen Scherz für Knecht und Mägde, und zuweilen über der Arbeit sang sie unbewußt vor sich hin.

Aber der Frühling gewann an heißer Pracht. Die Wälder über dem Dorfe trieben. Grüne Lärchen leuchteten aus dem Schwarz der Tannen. Auf den Firnen lag die Sonne, und sie blitzten wie goldene Kuppeln und Spitzen ferner Dome. Drüben lag in wundervoller blauer Stille der See zwischen seinen Ufern, von denen nur das Gestade von Seedorf flach und hell, die andern schroff und waldig waren.

Wenn Marianne in ihrer Muße den herrlichen Frühling sah, kam sie nur schwer vom Fenster los. Oft saß sie in irgendeiner der Stuben, wo sie allein war, den einen Arm weit aufs Gesimse des offenen Fensters gelegt. Und dann kam die alte Bedrängnis. Zuerst war sie unklar, ein dumpfer Schmerz, eine Leere in ihrem Innern, die doppelt gähnte, da draußen Blühen und Sichverjüngen war. Sie wuchs zu einem Verlangen nach Weiten, die sie kaum kannte. Es war, als zöge der ferne Horizont, der in Sonne oder Sternen glänzte, sie an, und sie glaubte, ihm entgegenlaufen zu müssen. Dann — dann stand auf einmal dicht vor ihr, unten vor dem Hause oder drüben am Weg oder am Seeufer unten, kraftvoll, mit kurzem Nacken, mit dem dichten, wolligen Haar und dem braunen Gesicht — Michel Denier. Und Mariannes Jugend schrie in ihr.

Sie fühlte bald, daß sie diese heimlich in ihr hausende, verlangende Macht nicht würde ausrotten können, sondern ihre Kämpfe mit ihr würde fort-

führen müssen, vielleicht ihr Leben lang. Sie empfand sehr wohl, daß der Mensch nicht wider seine eigne Natur anzukämpfen vermochte; aber eine seit jenem Besuch bei dem Pfarrherrn erwachte Widerstandsfähigkeit, ein Gedanke an den rechtschaffenen Vater daheim, auch nur ein Anschauen der stillen, starken Berge halfen ihr jeweilen die Ruhe wiederfinden. Das heimliche Verlangen schrieb sich ihr indes, wie jedes starke Empfinden seine Spur in den Zügen hinterläßt, immer mehr ins Gesicht als ein Ausdruck sinnenden Ernstes und verborgener Wehmut.

Anfangs Sommer kam die Zeit der Heinrika. Die junge Magd legte sich, zitternd vor Angst, in ihre Kammer, nachdem sie zu Marianne gelaufen war: „Frau, ich — ich werde sterben." Marianne stand ihr mit der Hebamme eine ganze schwere Nacht lang bei, und je verzagter die Heinrika war, um so stärker und heiterer wurde sie. Am Morgen war das Kind, ein Mädchen, auf der Welt.

„Wenn ich wieder aufstehen kann," sagte die Magd verzagt, „werde ich gehen müssen! Zwei werdet Ihr nicht im Hause behalten wollen."

„Sei still," entgegnete Marianne, „das wird sich zeigen."

Die Magd und ihr Kind blieben im Hause. Die Seedorfer hatten zu reden. Das Geschick der Heinrika war nicht mehr verborgen geblieben. Auch von Michels plötzlichem Fortgehen wurde viel gesprochen. Die Dörfler bekamen vor Neugier und Aufpassen spitzige Nasen und glitzernde Augen. „Die Marianne," flüsterten sie sich zu, „die junge Frau?" War da etwas nicht richtig? Das Geschwätz drang auch zum Pfarrherrn. Er sagte nichts dazu, aber auch er wurde aufmerksam. Er wunderte sich, wie das Schicksal der Frau, die bei ihm gewesen war, sich erfüllen würde. Getrieben von Amtseifer und Pflichtgefühl, befragte

er die Aloisia, sein Beichtkind, die so lange Zeit im Denier-Hause war. Die alte Magd senkte das dürftige Gesicht und schlug die scharfen Augen zu Boden. So besann sie sich einen Augenblick. „Etwas ist einmal gewesen," sagte sie dann nachdenklich. „Auf alle Fälle — jetzt kann man der Frau nichts nachsagen." Sie sagte das zögernd und mürrisch. Es war kein frohes oder nur bereitwilliges Lob, sondern war mit Widerstreben gegeben. Der Pfarrherr fühlte heraus, daß sie mit dem Gegenteil nicht zurückgehalten haben würde, wenn die Wahrheit anders gelautet hätte. An der Frau Denier war kein Makel!

Was der Pfarrherr erkannt, teilte sich allmählich der Gemeinde mit. Es wurde viel gelästert. Dann aber wurden einzelne Stimmen laut, welche Marianne rühmten darum, daß sie des armen Geschöpfs, der Heinrika, sich angenommen. Aus dem ersten kargen Lob schöpften die Dörfler langsam eine bessere Meinung von Marianne. Die üble Nachrede schlief ein. Andere kamen in die Mäuler der Schwätzer. Marianne Denier konnte unbelästigt, ohne Liebe zu ernten, aber mit einer noch zurückhaltenden Achtung betrachtet, ihres Tagewerkes pflegen.

Es wurde abermals Herbst, ehe Boßhard, Mariannes Vater, seinen längst beabsichtigten Besuch in Seedorf ausführen konnte. Arbeit hatte ihn zu Hause festgehalten. Marianne ging ihm auf der Straße entgegen, auf der das Unglück mit ihrem Mann geschehen war. Boßhard erinnerte sich daran und ließ sich noch einmal schildern, wie sich alles zugetragen.

„Wie geht es ihm?" fragte er darauf nach Denier.

„So gut es kann," erwiderte Marianne kurz. Sie wechselte gleich darauf den Gesprächsstoff und begann von dem klaren Tag zu sprechen, der den Vater in Uri empfing. Die Herbstfeuchtigkeit färbte die Straße dunkel, das Grün der Matten hatte keine Leuchtkraft

mehr. Da und dort lag ein welkes Blatt im Gras. Aber die Luft war klar, der blaue Himmel noch von Sonne hell und weit, während über Seedorf schon Schatten sich breitete. Es schritt sich leicht durch diese kühle Klarheit, und sie hatte etwas Beruhigendes. Auch die beiden nebeneinander Gehenden empfanden das. Boßhard freute sich, die Tochter wieder zu sehen, und Marianne schien seine Gesellschaft so vertraut, als ob sie sie nie entbehrt hätte. Er ging in einem hellen, derben Anzug, war ein wenig grau geworden, aber sein Blick war noch voll des alten, jugendlichen Frohmutes, sein Gesicht rund, gutmütig, und er erzählte lachend von allerlei kleinen Geschehnissen aus seinem einsamen Leben. Marianne war ihm im Hauskleid entgegengegangen. Ihr Haupt war unbedeckt, aber sie trug ein schwarzes Tuch in der Hand, das sie hätte umnehmen können. Ihre Gestalt war schwerer geworden, aber nicht plump, kräftig wie der Vater schritt sie aus, und in der klaren Luft leuchtete ihr weißes Gesicht und ihr helles Haar. Die stille Freudigkeit, die sie in sich trugen, blieb ihnen, als sie ins Haus traten. Selbst der Blinde vermochte sie ihnen nicht zu nehmen. Er war in einer bösen Laune, als Boßhard ihn zuerst begrüßte. Der Besuch weckte eine schmerzliche Erinnerung in ihm auf, und er antwortete auf den Gruß Boßhards nicht, sondern ächzte: „Das ist anders, Vater, als zur Zeit, da Ihr zum erstenmal hier waret. Das ist ein Leben, ein verfluchtes!"

Als jedoch der Gast ihn mit zwei Worten aufmunterte und sich bei seinen Leiden nicht lange aufhielt, sondern von anderem zu sprechen begann, vergaß er sich selber ein wenig. Sie kamen in ein Gespräch, an dem auch Marianne teilnahm. Und nun erinnerte sich der Kranke vielleicht der Zeit, da er im Boßhardschen Hause aus und ein gegangen, und ver-

gaß einigermaßen sein jetziges Schicksal in Gedanken an jene Tage, die auch für ihn viel Schönes gehabt hatten. Er wurde gesprächiger, sein Ton wärmer und freier; für eine ganze Weile kam kein verdrossenes oder hämisches Wort über seine Lippen. Auch später kehrte sein unwirsches Wesen nicht ganz zurück. Boßhards Heiterkeit schien ihm wohl zu tun. Er unterhielt sich gern mit ihm, und manchmal fiel unwillkürlich auch für Marianne ein wärmeres Wort ab. Freilich zeigte er ihr gegenüber noch eine Zurückhaltung, die ihrem Vater aufgefallen wäre, wenn der nicht des Schwiegersohns Art auf seine Krankheit zurückgeführt hätte. Vielleicht bewegte Denier manchmal noch das alte Mißtrauen, vielleicht die Scheu, daß er Marianne unrecht getan, oder die leise Erkenntnis, daß er eine Last in ihrem Leben sei.

Boßhard fühlte sich wohl im Hause und blieb ein paar Tage. Ohne daß die anderen es wußten, sah er sich auch fleißig um. Manchmal folgte er mit den Augen der Tochter, halb erstaunt, halb besorgt, halb wieder mit einem fröhlichen Stolz. Sie hielt das Hauswesen in festen Händen und arbeitete, wie er noch niemanden hatte arbeiten sehen.

Am Tage vor seiner Abreise fand er sich mit Marianne allein in der Kammer, die ihm zugewiesen war. Da erst stellte er eine Frage an sie, die ihn seit seiner Ankunft beschäftigt hatte.

„Ihr habt doch einen Verwandten im Hause gehabt? Ist der so lange in Geschäften fort oder nicht mehr bei euch?"

Marianne war daran, des Vaters Stube aufzuräumen. Sie beugte sich tief über das Bett, das sie eben zurecht machte. Einen Augenblick hatte sie heiße Wangen. Dann sagte sie ruhig: „Der ist schon lange fort!"

Ihre Augen gingen über des Vaters Gesicht hin

und durch die Scheibe des Fensters ins Freie. Gleich darauf trat sie zu diesem und öffnete es weit. Als ob etwas ihren Blick festhalte, stand sie eine kurze Weile reglos und weit hinausschauend.

Boßhard betrachtete sie. Er war ein einfacher Mensch, der in nicht viele menschliche Wirrnisse hineingeschaut hatte. Aber er erriet aus dem Wesen der Tochter eine Geschichte. Sie sah aus, als ob sie ihn vergessen hätte und nach etwas ausschaute, dem sie hätte nachlaufen mögen, soweit ihre Füße sie trugen. Eine Ahnung dämmerte in ihm, daß die Tochter ein Ereignis in ihrem Leben hatte, das ihr tiefer gegangen als selbst das große Unglück mit ihrem Manne. Er dachte nach und glaubte zu wissen, daß jener Verwandte an diesem Geschehnis teilhatte. Er war Mariannes so vollständig sicher, daß er nicht einen Augenblick an eine Schuld dachte, die sie auf sich geladen. Aber er ahnte viel inneren Streit, harte Tage, die noch nicht zu Ende waren, und nun fand er plötzlich das gute und feste Wort: „Es muß dir doch Freude machen, Marianne, wenn du siehst, wie hier alles in deiner Hand liegt!"

„Gewiß," antwortete sie langsam und versonnen, sich vom Fenster abwendend.

Der Vater fuhr fort: „Und weißt du, was mich freut?"

Sie blickte ihn an. „Was?" fragte sie.

„Daß eine gute Luft in deinem Haus weht — wie es daheim gewesen ist!"

Da kam sie mit ihren Gedanken wie aus einer andern Welt zurück. Ihr Gesicht leuchtete auf. Sie nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf und führte sie frisch und rüstig zu Ende. Das war, was gegen die heimliche Not half: im Gewissen ruhig sein zu können. Zu des Vaters Worten lächelte sie. „Es muß noch vieles besser werden," gab sie ruhig zum Bescheid.

12

Marianne Deniers Leben nahm seinen Lauf. Jost, ihr Mann, war zäh, wie die Aerzte es gesagt hatten. Sein Haar ergraute früh; aber keine Krankheit kam an ihn, die ein unnützes Leben gekürzt hätte. Er selber sagte manchmal, als in der Jahre Gang der und jener Junge und Gesunde seiner Bekanntschaft hinwegstarb: „Warum hat der Herrgott mich nicht genommen statt seiner, mich Häuflein Scherben?“ Das war ein ernstgemeintes, festes und ruhiges Wort; denn Jost Denier verlor allmählich einen Teil seiner Unzufriedenheit und Zänkischkeit. Nicht ganz verlor er sie; aber die Zeit macht auch das Leid zur Gewohnheit, und so gewöhnte Denier sich daran, zu wissen, daß er ein Krüppel war, und gewöhnte sich an eines Krüppels Leben.

Aber mehr noch als die Zeit hatte Marianne Verdienst daran, wenn der Blinde geduldiger wurde. Je mehr sie selber in ihren Pflichten Befriedigung fand, um so mehr gewann sie die Heiterkeit zurück, die ihr als Kind eigen gewesen war. Es war keine laute, zum Lachen neigende Heiterkeit, sondern sie war still, ein unwillkürliches Behagen weckend. Das Gesinde empfand sie und tat, von ihr ermuntert, willig seine Pflicht, und Marianne trug sie unwillkürlich auch in die Stube, wo der Blinde in seinem Stuhl kauerte. Denier hatte manchmal das Gefühl, als wehe ihn ein freier, stärkender Wind an, wenn sie bei ihm eintrat. Er begann deshalb, ohne es zu wissen, sie im Gespräch länger als sonst festzuhalten. Manchmal klang durch seine Worte etwas von der Festigkeit und kurz angebundenen Selbstbewußtheit seiner gesunden Tage. Sie sah ihn dann mit scharfen, suchenden Blicken an und fand manches in seiner äußeren Erscheinung, was sie an den hohen und herben Menschen, als den sie ihn zuerst kennen gelernt, er-

innerte. Das erwärmte ihren Sinn für ihn; auch sie wurde geduldiger und liebevoller. Ihre Tage waren ereignislos. Aber gerade ihre Einförmigkeit glättete manchen Gegensatz, der zwischen den Gatten gewesen war. Unmerklich blühte Jost Denier, dem in seinem Leben Verarmten, wieder eine heimliche Freude an der Frau auf, die er nun nicht mehr sah, aber deren Wesen ihm wohltat wie damals, als seine Augen sich noch an ihrer äußeren Erscheinung ergötzt hatten.

Eine Freude für das Deniersche Haus wurde auch das Kind der Heinrika. Es war ein schwächliches Geschöpf, das sorgfältiger Pflege bedurfte, hatte die farblosen und verschwommenen Züge und die großen, schönen Augen der Magd. Marianne brachte es über die ersten schweren Jahre hinaus. Es wurde ihr anhänglich, folgte ihr in die Wohnstube und wurde so auch bei dem Blinden heimisch, der anfänglich schalt und es nicht nahe haben wollte, dann schwieg und dann an seinen ersten Kindeslauten sich unterhielt. Mit der Zeit gab es sich, daß die kleine Maria den ganzen Tag in der Stube blieb, um die Knie Deniers spielte und ihm ein Zeitvertreib wurde. Sie bekam weiches, lockiges, blondes Haar, das er staunend durch seine Finger gleiten ließ. Er begann mit Marianne von der Kleinen zu sprechen. Sie mußte ihm manchmal an des Kindes äußerer Erscheinung schildern, was er nur erriet, nicht sehen konnte. Bald trafen sich ihre Gedanken in gemeinsamer Sorge um das kleine Mädchen, und es wuchs so sehr in diese Sorge und ihren Schutz hinein, daß es mehr wie ihr Kind denn das der Heinrika schien, die auch mit der Gleichgültigkeit ihres Alltagsverstandes behaglich sich gefallen ließ, was sie von einer Mühe befreite.

Ein Erlebnis hatte Marianne im fünften Jahre, nachdem Michel Denier das Haus verlassen hatte. Ihre Natur verleugnete sich nicht. Noch immer hatte

sie Stunden, in denen der geheime Hunger sich regte, wenn sie auch immer wieder an ihrer Arbeit sich aus der Dumpfheit dieser Stunden erhob. Von Michel hatte nichts mehr verlautet. Er war wie ausgelöscht; manche, die ihn gekannt hatten, sprachen im Laufe der Zeit von ihm und wunderten sich, wo er hingekommen. Keiner wußte eine Antwort. Mariannes Herz klopfte, wenn sie seinen Namen hörte, und sie quälte sich. Er war ein Lump geworden, sicher! Oder umgekommen, oder — —

Da kam nach all der Zeit ein Brief aus Amerika. Als Marianne ihn aus der Hand des Briefträgers nahm und die Marke und Schrift sah, wurde ihr heiß. Sie kannte Michels Hand nicht mehr recht, hatte wenig davon gesehen seinerzeit, aber während sie an der Aufschrift des Briefes herumstudierte, war ihr, er könnte von niemanden anders sein als von — ihm. Er war an sie gerichtet. Langsam steckte sie ihn in die Tasche, mit gemachter Gleichgültigkeit sich umsehend, ob niemand sie beobachtet habe, und mit erzwungener Ruhe stieg sie über die Treppe hinan. Die Gedanken jagten sich in ihrem Kopfe, der Brief in der Tasche brannte sie, und ihre Hand zuckte danach. Sie stieg zur Kammer hinauf, wo sie früher mit ihrer inneren Mühe gesessen hatte. Leise trat sie auf; es war seit langer Zeit das erstemal, daß sie etwas heimlich tat. Als sie die Kammertür hinter sich geschlossen hatte, war sie so erregt, daß sie sich setzen mußte. Dann las sie den Brief. Und während des Lesens fiel alle Unruhe von ihr ab, und das Herz schlug ihr bald in einer großen Freude.

Michel schrieb gut. Der ganze Brief hatte schon äußerlich ein sauberes und klares Ansehen. Es war nicht die Schrift eines Verkommenen, sondern der Schreiber hatte offenbar ruhig und wohl überlegt Wort neben Wort gesetzt.

„Liebe Marianne!" hob der Brief an. „Seit langem liegt mir etwas auf dem Herzen. Dir und mir bin ich es schuldig, daß ich diesen Brief schreibe. Ich habe mich vor Jahren in Deinem Hause schlecht benommen! Du wirst kaum mehr etwas von mir halten! Aber wie ich Dich kenne, wirst Du Dir manchmal Gedanken machen, ich möchte, wie ich es seinerzeit versprach, ein Nichtsnutz geworden sein, und Du wirst glauben, daran Schuld zu haben. Das Schlechtwerden hätte geraten können; es war vielleicht eine Gefahr, aber ich hatte doch nicht das Zeug dazu, schämte mich vor mir selber und vor Dir. So bin ich nach Amerika gegangen, arbeite hier auf einer Farm und verdiene schönes Geld. Die Leute wundern sich, warum ich nicht heirate. Du wirst Dich nicht wundern! Im übrigen habe ich noch nicht herausgefunden, ob es recht ist, wenn es im Leben einem Menschen geht wie Dir. Nur — meine ich freilich — daß Du und ich nichts ändern können."

Der knappe Brief schloß mit einem kurzen Gruß an sie und — ihren Mann, dem er sagen ließ, er möge sie, Marianne, in Ehren halten.

Marianne erhob sich. Es war ihr, als stünde Michel Denier bei ihr in der Stube. Der Brief war wie er: stark, kurz angebunden, leibhaftig wie er. Und — er war kein Lump! Sie brauchte sich nicht zu schämen, daß sie gut von ihm gedacht hatte!

Die Freude in Marianne drängte so mächtig, daß sie zweimal mit raschen Schritten die Kammer maß, und sie fühlte dabei das Brennen kaum, das auch in ihr anhob und von den alten Wünschen kam, die sich nicht erfüllen konnten.

Ehe sie in die Wohnstube hinabging, besann sie sich, ob ihr Mann von dem Brief hören sollte. Warum aber aufrühren, was still war! Warum mit dem Blinden um Dinge markten, von denen sich zu

aller Nutzen besser schwieg? Es war eine neue Heimlichkeit, aber eine, die keine Folge hatte; denn auf den Brief war keine Antwort nötig!

So schwieg Marianne und richtete Michels Gruß nicht aus. Aber ihr Lebensmut und ihre Arbeitsfreude waren von dieser Stunde an noch mehr erstarkt. Gleichmäßig ging von da an ihre Zeit. Im Hause war Friede und Ordnung. Sie sah die Umgebung dieses Hauses an. Ihre Freude an dem Lande, in dem sie wohnte, kehrte zurück. Wieder spürte sie, wie das verschlossene Volk der Einheimischen gleichsam Stärke aus dem starken, düsteren Land sog, und ihre eigne Kraft mehrte sich; auch sie empfing eine seltsame Lebenshärte aus der harten, steinigen Erde, auf der sie schritt. Und zuweilen wurde sie sich dieser Kraft bewußt. Ihre Sehnen spannten sich, ihre Brust dehnte sich aus; es durchrieselte sie ein wundersames Empfinden, als ob sie wachse, die Stirn ihr freier sei, der Blick groß. Dann erst nach all der Zeit, wußte sie, daß sie gesund geworden war, ohne Hilfe, ohne Rat, wie die Menschen gesunden müssen, — aus sich selbst.

Requiem

Die Hütte liegt am Vierwaldstätter-See in einem jener Winkel, welche die Sonne nur am Vormittag findet, wo kein Dampfschiff hält, der Sturm den schwarzen See hinpeitscht, aus der Sturmflut des Lebens aber keine Welle an das Gestade rauscht. Die Hütte ist braungrau und hat ein Schindeldach, Schiebladen und kleine Fenster, aus denen sie auf eine grüne Ufermatte, einen Bestand flüsternder Rohre und hinaus auf den See sieht. Eine schmale Straße führt hinter dem Hause den See entlang, und ein Nauen liegt im Schilf. Straße und Nauen bringen den Liberius Infanger, den Fischer, zu den Menschen, wenn er will. Jenseits der Straße ist Wald und Berg, dann jähe, graue Wand. Wer letztere erkletterte, käme nahe an die Gipfel, in deren Hut die Hütte liegt, die den ewigen Winter haben und das Leuchten um das weiße Haupt, von dessen Schönheit die lauten Menschen im Tal still werden. — Mehr nun will ich euch von dieser Hütte nicht sagen; denn eure Neugier soll sie nicht suchen. Das mögt ihr noch wissen, daß ein Dorf nahe ist und ein großes, weißes Kloster. Aber geht ihn nicht suchen, den Fischer Liberius. Was ich Schönes von ihm und seinem Hause sagen kann, ist nur da, weil sie beide die große Stille haben, der Mann und das Haus. Kommt ihr hin, ihr Leute, mit eurer Neugier und euerm Mitleid, selbst mit eurer freundlichen Liebe, so macht ihr mir den Fischer entweder scheu, dann schlüge er sich in die Berge — oder aber zutraulich, und dann schliffe er sich ab an euern guten Sitten, täte seine Augen euerm großen Leben auf und würde fremd in seinem Winkel.

Der Fischer Liberius Infanger ist hager, mittel-

groß und hat einen schwarzen, kurz und rund geschnittenen Bart. Er ist weder schön noch häßlich, weil niemand sich die Mühe nehmen wird, darüber nachzudenken, welches von beiden er ist. Es wird ihn auch keiner wegen seiner Kraft bestaunen, wie man wohl den und jenen Gebirgler bestaunt. Zähe Glieder hat er deswegen doch und sehnige Fäuste, die den Nauen schon durch manchen Sturm über den See gezwungen haben.

Liberius hatte eine Frau, wie sie sie dazuland haben, bescheiden, aus armen Verhältnissen stammend. Sie war in einem benachbarten Dorfe daheim gewesen, wo er seine Fische zum Teil verhandelte. Mit siebzehn Jahren hatte sie den Liberius genommen. Ihre Liebesgeschichte ist weder lang noch außergewöhnlich. Mit einem Kirchweihtanz hat sie begonnen, mit ein paar heimlichen Zusammenkünften sich fortgesetzt, mit der Heirat geendet. Dann hob ein gemeinsames Hausen an, das sich in nichts von dem andrer Ehepaare unterschied, die schlecht und recht sich durchs Leben schlagen. Sie waren vergnügt beisammen, vielleicht um so vergnügter, weil die andern Menschen nicht zu nah bei ihnen wohnten. Die Isidore Infanger freute sich, daß der Mann nicht trank, wie der Vater und die Brüder daheim es getan, sah, wie er ein fleißiger und sparsamer Mensch war, und tat es deshalb, fast ohne es zu merken, ihm nach. Ein bißchen Eigensinn und Sonderbarkeit, aus vielem Alleinsein herausgewachsen, bemühten sie weiter nicht groß. Wenn er seiner Eigenheit Worte gab, so hatte sie eine Zunge, die ihm nichts schuldig blieb. Einmal, als sie ins Zanken und Keifen kamen, hieb Liberius auch zu. Er fluchte nach landläufiger Art. Aber auch die Redensarten der Isidore waren nicht feiner als die andrer Weiber. Daß ihr mir also kein Wesens aus ihnen macht, nicht etwas Vornehmes

hinter ihnen sucht oder meint, zwei solche lebten nicht mehr! In allen Dörfern, meine Heimat auf und ab, könnt ihr sie sehen, den Liberius und die Isidore. Meine Geschichte aber hebt jetzt an, an dem Tag, an welchem Liberius mit der Isidore zum Arzt nach Schwyz fuhr, weil sie seit Monaten schon einen grausamen Husten und engen Atem hatte. Sie waren just ein Jahr verheiratet an diesem Tag.

Der Arzt in Schwyz, ein wackerer, landauf und -ab bekannter und gesuchter Mann, der nicht nur ein bedeutendes Wissen, sondern auch ein warmes und menschenfreundliches Herz hatte, sah sich Mann und Frau mit einem scharfen Blick über die Brille hinaus an; er war gewohnt, nicht nur den Patienten, sondern auch seine Umgebung zu betrachten. Dann lächelte er, weil ihm die scheue Unbeholfenheit, die er an seiner Bauernkundsame gewohnt war, an dem Infanger-ehepaar wieder besonders in die Augen sprang. Als er die Isidore untersucht hatte, lächelte er nicht mehr.

„Ihr seid noch jung, Frau," sagte er zu ihr. Seine Augen lasen dabei in ihrem Gesicht. „Ist schon jemand in Eurer Familie an dergleichen krank gewesen?" fuhr er dann fort zu fragen.

Ja, meinte die Isidore, der Vater habe es ähnlich gehabt wie sie und eine Schwester gleichfalls, die aber gestorben sei.

Der Arzt nickte und freute sich innerlich, wie gut es eingerichtet war in der Welt: daß die Kranken heimlich über andre lächelten, die ähnlichen Leiden erlegen, als hätten jene es recht dumm angestellt, ob solcher Lappalie zu sterben. Er riet dann Isidore zu dem und jenem einfachen Mittel, die Kräfte zu heben, den Husten zu lindern und dergleichen. Zu Liberius sagte er: „Haltet sie gut, Mann, Eure Frau!"

Damit tat er ihnen die Türe seines Zimmers auf.

Als sie aber schon an die Treppe gelangt waren, rief er, der auf der Schwelle stehen geblieben war, den Infanger noch einmal zurück. Er sah nachdenklich aus, fast als ob er den Blick erst jetzt und ungern von der Gestalt der Isidore nehme. „Ihr habt da eine zarte, saubere Frau, Infanger," sagte er.

Dieser machte ein halb verlegenes, halb vergnügtes Gesicht. Die Erinnerung durchzuckte ihn, wie an jenem Kirchweihtanz die Burschen sich um die Isidore bemüht hatten, und es schmeichelte ihm zum erstenmal, daß er die Umworbene besaß. Noch ehe er etwas sagen konnte, fuhr der Arzt weiter: „Es steht nicht am besten mit ihr, mit Eurer Frau, daß Ihr es wißt!" Er entließ ihn mit diesen Worten, kannte seine Bauern, wußte, wie wenig diese um Krankheit und Kranke sich kümmerten, und pflegte durch eine derbe Offenheit manchen zum Aufsehen zu bringen, der sonst von seinen Mitmenschen wie von seinem Vieh, unacht aller Gebrechen, Arbeitsleistung bis zum Zusammensinken forderte.

Liberius folgte seiner Frau über die Treppe hinunter auf die Straße. Als sie wissen wollte, was der Arzt noch gesagt habe, war ihm selber dessen Wort noch nicht klar — denn dazuland sind sie langsam im Denken —, aber er fühlte instinktiv, daß die Isidore die Wahrheit nicht zu wissen brauchte.

„Du sollst nicht zu viel arbeiten, hat er gesagt," erklärte er ihr.

Dann schritten sie nebeneinander vom Hause hinweg. Liberius war einsilbig, in Gedanken versunken. Einmal blickte er nach dem Arzthause zurück. Da sah er den Doktor mit seiner Frau am offenen Fenster stehen. Sie schauten ihnen nach, und es war leicht zu erkennen, daß sie von ihnen gesprochen hatten. Aus Haltung und Gebärden sprach eine merkwürdige Anteilnahme an Isidore. Der Stolz stach den Liberius

zum zweiten Male: Dein ist sie, die da, der die Leute nachsehen, als ob sie Gott weiß was wäre.

Darauf gingen sie fürbaß und zu einem Imbiß. Gegen Abend erreichten sie Brunnen, wo des Liberius Nauen an der Lände lag. Sie hielten sich nicht auf. Die Isidore setzte sich in den Bug des ungefügen grauen Bootes und Liberius nahm das schwere Ruder. Auf dieser Heimfahrt aber vollzog sich in dem Fischer der Wandel, um dessetwillen ich euch von ihm erzähle.

Solange noch der Lärm des Ufers zu ihnen drang, führten auch sie ein Gespräch: über das, was sie eben hinter sich gelassen, über die Fahrt, dann über ein — zwei Arbeiten, die ihrer daheim warteten. Als sie die Häuser von Brunnen nur noch als Steinfeld sahen, wurden sie still. Liberius hatte Rock und Weste weggelegt, stand aufrecht, die Aermel des baumwollenen Hemdes bis zum Ellbogen aufgekrempelt, und trieb in gleichmäßigen Ruderstößen das Boot vorwärts. Er brauchte weder auf Fahrzeug noch Stange zu achten, so vertraut waren ihm Weg und Beschäftigung. Seine langsamen Gedanken wanderten, gingen nach Schwyz und zum Arzt zurück und kamen wieder hinter ihm drein, machten den ganzen Weg noch einmal, bis sie alle sich auf Isidore hefteten, die vor ihm im Nauen saß. Sie trug ihr schwarzes Sonntagskleid. Schlicht ohne schmückende Krause schloß es sich oben um ihren Hals und um ihre feinen Handgelenke. Vielleicht hob die düstere Farbe die Blässe der Haut. Liberius hatte nie darüber nachgedacht, was für eine weiche, weiße Haut seine Frau hatte. Nun aber — — Schau, schau, was das ein schönes Menschengesicht war, da in dem dämmernden Licht des Abends! Volles, braunes Haar und braune Augen, Nase, Kinn und Ohr fast durchsichtig weiß! Liberius staunte. Dann fiel ihm etwas ein.

„Ist dir nicht kalt?" fragte er die Frau.

Sie lachte über die ungewohnte Teilnahme. Dabei aber war ihr wohlig zumut, als rieselte ihr warme Sonne über den Rücken. Allmählich kam ein Empfinden über sie, als sei Sonntag. Diese Reise! Sapperlot, es war etwas Seltenes, so müßig über den See zu fahren! Dabei der Mann so recht! Es war ihr, als ob nichts mehr zu wünschen bliebe.

Liberius ließ das Ruder, kam herüber und legte ihr den eignen Rock um die Schultern, ihn unterm Halse knüpfend.

„Du, so führe ich noch lange hin," sagte sie.

„Es ist schön auf dem See," gab er zurück und faßte die Stange wieder.

Sacht tauchte das schwere Holz dann aus und ein. Das oft von Winden zerwühlte Wasser schien völlig entschlafen. Seine steilen, steinernen Ufer ragten auf, und das Buschwerk hing reglos aus grauen Wänden. Die Tannen standen schlank und still auf ihren Felstürmen. Selbst ein paar weiße Wolken, die hinter den Bergen blitzten, kamen nicht ins Wandern, waren wie festgewachsen am Gebirg.

„Es ist schon Betzeit," sagte Isidore und begann ihr Ave-Maria vor sich hinzusagen.

Sie näherten sich ihrem Hause. Auf dem Klostertürmchen läutete die Glocke. Die Töne kamen ihnen entgegen, schienen rings um sie in den stillen See zu sinken und in den Tiefen fortzuläuten. So von den Glockenstimmen umsungen, machten sie den letzten Teil ihres Weges.

Beim Aussteigen half Liberius seiner Frau. Dann trug er ihr das Wasser ins Haus, das sie sonst selbst vom Brunnen holte, und als er sich bei angebrochener Dunkelheit auf die Bank am Hause setzte, rief er sie zu sich; sie mußte sich neben ihn setzen.

Von nun an begann für die beiden eine Zeit, die

voll einer merkwürdigen Ruhe war. Die Ursache dafür lag zunächst in Liberius. Aus der kleinen Freude über die Teilnahme des Arztes an Isidore wuchs ihm ein immer größeres Gefallen an ihrem Besitz heran. Es würde vielleicht nicht so stark geworden sein, wenn nicht neben ihm die Furcht vor dem baldigen Verlust gewohnt und wenn nicht auch die Frau in diesen Tagen sich von ihrer besten Seite zu zeigen begonnen hätte. Die Anhänglichkeit, die in seinem Wesen lag, weckte auch ihre Liebe, die noch frisch und unzerteilt war, zu stärkerem Leben. Sie zahlte ihm einen kleinen Dienst mit zweien, und so kamen sie allmählich in ein gegenseitiges Einanderzugefallenleben hinein, das ihrem Hausen eine große Behaglichkeit gab. Sie hatten den ganzen schönen Sommer vor sich, die Zeit, in der die Freude am besten gedeiht. Die Isidore fühlte sich wohl, den lästigen Husten und eine schwere Mattigkeit abgerechnet. Sie besorgte nach wie vor den Haushalt und den kleinen Garten, der nun voll bunten Blütenzeugs stand. Die Zufriedenheit, die sie beide beseelte, ließ sie auch das kleine ärmliche Haus und das Geviert, wo die Blumen fast wuchernd wuchsen, in einem verklärenden Lichte sehen. Sie kamen sich reich vor im Bewußtsein, daß das alles ihnen gehörte. Mit einer schweigenden Fröhlichkeit gingen sie durch Haus und Garten; manchmal rührten sie unbewußt draußen eine Blume an, und es tat ihnen dabei wohl, zu wissen, daß sie ihr Eigentum war, und manchmal wiederum, wenn sie in die niedere Stube traten, quoll ihnen das warme Blut zu Herzen, weil sie ihnen hell und behaglich erschien wie keine andre. Mit zwei Fenstern blickte diese Stube auf den See hinaus, über dem die Lichter wechselten, das reine des Morgens, das heiße des Mittags und das geheimnisvolle des Abends, die Flammen des schweren

Sommertages und der fast erlöschende Schein zur Gewitterzeit. Oft, wenn der See raste und dem Fischer die Ausfahrt wehrte, saßen sie beisammen am Fenster und schauten hinaus. Und während der Regen an die Hauswände peitschte und der Donner rollte von Berg zu Berg, überall zurückprallend, wie ein Riese murrend im Kerker ohne Ausweg, saßen sie da, die Isidore mit einer Arbeit, Liberius mit der Pfeife, sagten nicht viel und hatten auch keinen Wunsch in sich, der sie gesprächig gemacht hätte.

Nach den Menschen trugen sie in diesen Wochen kein Verlangen. Seinem Handel ging Liberius nach; dann blieb die Frau zu Hause; aber am Sonntag schritten beide miteinander zur Kirche. Dann sprachen sie mit den Dorfgenossen, waren in nichts anders als jene, begaben sich nur unwillkürlich bald wieder auf den Heimweg.

Der Sommer hätte wohl noch vierzehn Tage länger dauern können, als plötzlich ein Wetterumschlag eintrat. Heftige Gewitter setzten ein, die in kalten Regen übergingen. Dann fiel Schnee in den Bergen und hinab bis auf die niederen Alpen, ein rauher Westwind strich über den See. Isidore fröstelte, hustete stärker; dann mußte sie sich legen. Liberius ging zum Arzt nach Schwyz. Der gab ihm neue Mittel mit. „Aber", sagte er, „lang werdet Ihr Eure Frau nicht mehr behalten." Dennoch erholte sie sich. Aber Liberius betrachtete sie von da an manchmal heimlich, und dann kam sie ihm fremd vor; zuweilen kroch eine leise Scheu vor ihr in ihm auf. Er hielt sich aber noch mehr in ihrer Nähe, wußte es nicht, fühlte sich aber nicht wohl, wenn sie nicht bei ihm war. Nicht, daß irgendeine landesungewohnte Zärtlichkeit zwischen ihnen gewesen wäre. Jedes ging seiner Arbeit oder hing seinen Gedanken nach. Ihre Art blieb rauh; aber den raschen Zorn

hielt Liberius nieder, sobald er seine Frau ansah, und sie hatten beide eine Art Scheu vor irgendwelcher Sünde, selbst vor dem Gebrauch ihnen sonst geläufiger Schimpfwörter. Die Ehrfurcht vor etwas Großem, Geheimnisvollem, das in naher Zukunft über sie kommen wollte, machte sie still und fast gut.

Unvermutet kamen warme Herbsttage. Ueber der Hütte lag eine wundervolle Klarheit. Die Berge schienen gewachsen und der Himmel weit. Langsam kamen die Wolken gezogen, einzeln und leise, heran, vorüber. Fast so lautlos glitt des Liberius Nauen über den See, wenn er täglich zum Fischfang ausfuhr. Die Isidore fehlte nie im Boote. Liberius warf die Netze und zog sie wieder ein oder saß stundenlang, die Angel in der Hand. Des Liberius Gedanken beschäftigten sich viel mit der jungen Frau. Es fiel ihm ein, wie seltsam es sei, daß dieser Mensch da neben ihm gleichsam vor einem Wege stand, der aus der Welt führte. Er sah diese Welt an, und die Isidore tat ihm leid darum, daß sie nicht darinnen bleiben durfte. Weil jene im Begriff war, sie zu verlieren, erschienen ihm die Heimat, der Tag schöner, als er sie je gekannt hatte. Sein Blick wurde groß, etwas Versonnenes trat hinein. Etwas Versonnenes kam allmählich in beider Wesen, das des Liberius und das der Isidore.

Wann das Kloster läutete, fuhren sie heimzu — langsam — über den glatten See. Hinter ihnen versank die Ferne in Dunst und Nebel.

Eines Tages fühlte die Frau sich besonders schwach. Aber draußen war es so strahlend hell, daß sie nicht daheim bleiben wollte. Sie verbrachten Stunden auf dem See. Mit dem Abend wurde es kühl. Liberius schlug eine Decke um die fast kindlich zarte Gestalt seiner Begleiterin. Dann trieb er den Nauen heimwärts. Auf einmal hob im Kloster

drüben ein Musizieren an. Die musikkundigen Nonnen übten eine Totenmesse ein. Die Orgel rauschte. Dann, wie aus einer dunkeln Tiefe brechend, erhoben sich die Stimmen der Nonnen über den Orgelklang: „Requiem aeternam dona eis.“ Sie lösten sich aus dem dumpfen Grunde der Orgelstimme, dann aus dem Bau des grauen Klosters, und kamen, wie mit weitem Schwingenschlage, über den See daher. Es war, als wandere der Gesang weithin über das Wasser, leiser und ferner: „Requiem!“ und als sänge es an den Bergen: „Requiem aeternam,“ und als verlören sich Stimmen hoch im Himmel: „Requiem! Requiem aeternam dona eis.“

Liberius ruderte sein Boot. Die Isidore saß zusammengekauert im Bug. Dieselbe Stille wie seit Wochen war über ihnen. — — —

Die Isidore verging in dieser Nacht. Erst am Morgen sah der Fischer, daß sie tot war. So leise war das Sterben über sie gekommen. Als ob sie die große Ruhe, welche die Hütte und das Leben darin erfüllte, durch ihr Davongehen nicht hätte stören wollen!

Liberius begrub sie. Er gebärdete sich nicht anders als andre, denen die Frau stirbt, sprach über den Tod mit den Dorfgenossen: „Ja, das ist nun so! Lange gewußt hat man es ja!“

Es war ein trockenes Wort. Er trank nachher sein Glas im Wirtshaus, stopfte beim Nachhausegehen die Hände in die Taschen und ging, als er seine Hütte wieder betrat, an das Ausbessern eines Netzes, als sei er eben nur für einen Augenblick von dieser Arbeit aufgestanden.

Und dennoch — dennoch: die fremde Stille liegt noch über dem Seewinkel, wo der Liberius wohnt. Ueber der Hütte und über ihm. Wenn ihr ihn auswärts seht, dürr, braun, mit eckigen und scharfen

Zügen, das Gesicht von dem kurzen, runden Bart und dem wolligen schwarzen Haar wie von grobem Moos gerahmt, glaubt ihr es nicht. Dennoch — es ist so! Eine Verträumtheit ist an ihm, eine Art Andacht. Ich wohne manchmal dort, seit ich durch Zufall den Weg zu ihm und seiner Freundschaft fand. Nicht, weil er unterhaltsam ist oder — oder — besonders merkwürdig. Wir können stundenlang auf dem See oder in der Hütte beisammen sitzen und nicht reden. Nur — gerade in dem Schweigen liegt es. Etwas von dem Bann, den die schwere Krankheit der Isidore über ihn und das Haus gelegt, eine ruhige Wunschlosigkeit und eine seltsame Freude an den Gaben des Augenblicks, etwas Feierliches wie von der noch immer atmenden Nähe eines Todes.

Die Begegnung

1

Christoph Stadtmann hämmerte sein Leder. Die Sonne, die draußen auf das weiße Straßenpflaster brannte, vermochte nicht mit ihrer ganzen Kraft in die tiefer als die Gasse liegende Schuhmacherwerkstatt zu dringen. Sie legte nur den Widerschein des Fensters als schmales, langes, schimmerndes Viereck an die graugrüne Täfelwand. Der Kanarienvogel, der in seinem Bauer dicht neben dem sonnigen Viereck hing, sang. Christoph saß gebückt, in grüner Schürze, die ausgetretenen Pantoffeln an den Füßen. Er lag emsig und geschickt seiner Arbeit ob und blickte nicht auf, wenn die Steine über seinem Fenster klangen und der Schatten eines Vorübergehenden geheimnisvoll durch seine Werkstatt huschte. Erst als die Türklingel, wie plötzlich aus behaglichem Dämmern aufgeschreckt, ihr ängstliches Bimmeln hören ließ, hob er langsam den Kopf mit dem aufgestellten schwarzen Haar und sah der Kundin entgegen, welche die kleine, steile Holztreppe zu ihm herniederstieg. Schmale Füße wurden sicher und in schöner Anmut auf die leise knarrenden Stufen gesetzt. Eine jugendliche, schlanke Gestalt in dunkelblauem Kleide folgte, und bald sah Christoph Stadtmann ein schmales Gesicht mit frischen Lebensfarben und braunem weichem Haar, das, in Zöpfen rund um den Kopf gelegt, einen schönen Rahmen für das feine Antlitz bildete.

Der junge Handwerksmann erhob sich nicht von seinem Stuhl, gewohnt, sich in seiner Arbeit nicht durch die zuzeiten häufigen Kunden mehr als nötig stören zu lassen; aber er ließ den Hammer ruhen und erwiderte den Gruß der Eintretenden mit einem freundlichen „Guten Tag, Fräulein".

Die Fremde entnahm einer mitgebrachten, aus Stroh geflochtenen Tasche ein Paket und reichte es

dem Flickschuster. Es waren ein Paar kleiner Stiefel, zwar von wenig feinem Schnitt und starkem Leder, doch aber zierlich und offenbar der Ueberbringerin selber eigen. Diese bat Christoph in einem dem seinigen unähnlichen Dialekt, ihr die Schuhe möglichst rasch instand zu setzen, und fügte, als jener Bedenken machte und in aller Freundlichkeit von vieler, dringender Arbeit sprach, mit leichter Verlegenheit hinzu, sie sei eben nur für wenige Tage in der Stadt und bedürfe der Schuhe für die Heimreise. Da erst betrachtete Christoph seinen Besuch genauer und glaubte in der etwas fremdartigen Erscheinung eine Angehörige eines der Bergkantone zu erkennen, wo die Frauen schlanker und größer sind und ihr Haupt höher tragen. Das Kleid schloß sich der Fremden nicht nach städtischer Mode am Halse fest, sondern zeigte einen kleinen Ausschnitt, der von einem weißseidenen, im Zipfel in den Rücken fallenden Tüchlein zierlich gesäumt war. Aus diesem Tüchlein stieg der fast ebenso weiße Hals in edler Linie unter das dunkle Haar, zu letzterem einen schönen, reinen Gegensatz bildend. Christophs Augen vergrößerten sich in staunender Freude ein wenig, als er das liebliche Aeußere der Kundin ermaß. Er stand unwillkürlich auf, und seine ruhige Höflichkeit wurde eifriger.

„Das Fräulein ist wohl des Schützenfestes wegen hier?" erkundigte er sich, auf ihre Andeutung Bezug nehmend, daß sie nur zu kurzem Besuche in der Stadt weile.

„Aber nein," entgegnete sie lächelnd und über die Annahme belustigt, daß ein Mädchen eines Schützenfestes wegen in die Stadt reisen könnte.

Er aber blieb ernsthaft und setzte ihr mit einer gewissen Wichtigkeit auseinander, daß es für die Stadt eine große Ehre sei, das eidgenössische Schützenfest auf ihrem Boden gefeiert zu sehen. Er erzählte,

wie viel Volk aus allen Gegenden der Schweiz bei diesem Anlaß in die Stadt ströme und wie manches diesen Gästen zur Freude und Belustigung geboten werde. Sein Eifer veranlaßte nun das Mädchen, auch seinerseits den jungen Mann etwas näher zu mustern, und sie tat es nicht ohne Wohlgefallen. Er war ein kräftiger und über sein seßhaftes Gewerbe hinaus umtunlicher Mensch, aus dessen braunen Augen große Lebhaftigkeit blitzte. Sein braunes, durch einen kleinen schwarzen Schnurrbart geziertes Gesicht erhöhte noch den Eindruck gesunder, jugendlicher Stärke, den seine übrige Erscheinung machte. Unvermutet und ohne sich früher begegnet zu sein, befanden sich die beiden bald in einer eifrigeren Unterhaltung, als sonst zwischen Ladeninhaber und Kunden sich zu entwickeln pflegt. Christoph nahm dann sein Bestellbuch zur Hand und bat um den Namen seiner Auftraggeberin. Er schrieb diesen, Maria Cawiezel, mit fester, etwas ungelenker Schrift und augenscheinlicher Sorgfalt ein und setzte die Unterhaltung fort, indem er sagte: „Ja, ja, Fräulein, in Schützensachen weiß ich wohl Bescheid und denke am Sonntag auf dem Scheibenstand auch noch dabei zu sein."

Demnach sei er wohl auch ein Schütze, fragte das Mädchen, wendete sich aber gleichzeitig zum Gehen.

Er aber, noch mehr in Eifer geraten, winkte sie zurück und trat zu einem kleinen Schrank aus schwarzem Holz, der im Hintergrund des Ladenraumes an der Wand hing. Freilich sei er ein Schütze, bestätigte er nicht ohne Stolz und öffnete den Schrank mit einer Bewegung, die Maria Cawiezel einlud, näher zu treten.

In dem mit schwarzem Samt ausgeschlagenen Kästchen befand sich ein halbes Dutzend schöner Becher von verschiedener Größe, die Christoph Stadtmann im Laufe einiger Jahre sich auf dem Scheibenstand gewonnen hatte.

Das Mädchen besah die silbernen Prunkstücke und darauf mit einem Gefühl der Achtung auch wieder den Besitzer derselben und gestand sich, daß ein Gewehr recht wohl zu diesem passe und daß er mit seiner kräftigen Gestalt und mit dem mutig blitzenden Auge das treffliche Urbild eines wackern Vaterlandsverteidigers sei. Sie verließ den Laden mit der Empfindung, auf dem kleinen Geschäftsgang eine interessante und freundliche Bekanntschaft gemacht zu haben, und ging vielleicht etwas versonnener von dannen, als sie gekommen war, das Bild des jungen Handwerkers und Meisterschützen unwillkürlich mit sich tragend.

Christoph Stadtmann kehrte, als seine Kundin sich entfernt hatte, zu seinem Werkstuhl zurück und nahm die unterbrochene Arbeit wieder auf. Die alte Emsigkeit fand er jedoch an diesem Morgen nicht mehr. Der Hammer lag häufig unbenutzt neben seiner ruhenden Hand, und er ertappte sich selber mehrmals, wie er in müßiges Sinnen verloren aus dem hohen Fenster sah oder bei dem wiederholten Tönen der Klingel, die neue Kunden anmeldete, glaubte, Maria Cawiezel müßte noch einmal über die Treppe herniedersteigen. Endlich entnahm er dem beiseiteliegenden Paket des anmutigen Mädchens die Schuhe, betrachtete sie mit einer liebevollen Sorgfalt und machte sich darauf an die Flickarbeit, mit einem leisen Herzklopfen die Tatsache genießend, daß er nun für die schöne junge Fremde arbeite.

Der Morgen rückte schnell dem Mittag zu. Schlag zwölf Uhr trat durch die Hintertür der Werkstatt eine saubere, mittelgroße, schon etwas ältliche Frau mit ruhigem, klugem Gesicht und angegrautem Haar. Es war Frau Stadtmann, die ihren Ehegatten mit ruhig-freundlichen Worten zum Mittagbrot rief.

2

Christoph Stadtmann war als armer junger Mensch zu dem Schuhmachermeister Waser in die Lehre gekommen, von einer ländlichen Vormundschaftsbehörde, die für den doppelt verwaisten Knaben zu sorgen hatte, dahin verbracht. Er hatte sich als ein aufgeweckter und brauchbarer Arbeiter erwiesen, der bald in eine Art Vertrauensstellung und schon in verhältnismäßig frühen Jahren zum Gesellen und zur Hauptstütze seines kränkelnden Meisters vorrückte. Als Meister Waser starb, veranlaßte seine Witwe den verläßlichen Gesellen, im Hause zu bleiben, und dieser, der einen guten Teil Klugheit besaß, verkannte nicht die Vorteile, welche ihm, dem aus den ärmsten Verhältnissen Hervorgegangenen, aus seinem Verharren in dem einträglichen Geschäfte erwuchsen. Das Verhältnis zu seinen Meistersleuten war allmählich ein vertrauliches geworden. Ein vertraulicher Ton herrschte deshalb auch nach Wasers Tode zwischen Christoph und der etwa zehn Jahre älteren, rechtschaffenen und behäbig schmucken Meisterin. So erschien es niemand, am wenigsten den Nächstbeteiligten, verwunderlich, daß sie, jedes seinen Vorteil wahrnehmend, nach zwei Jahren einander heirateten. Es trat auch nichts in ihr Leben, das ihr gutes Einvernehmen gestört hätte. Frau Mina Stadtmann besorgte das Hauswesen und die kleine Buchhaltung des Geschäfts und kam wenig unter die Leute, zufrieden in den Grenzen des kleinen Wirkungskreises, der ihr gezeichnet war. Sie sorgte für das leibliche Wohl ihres jungen Mannes in so vortrefflicher Weise, daß die Behaglichkeit, in welcher er infolgedessen seine Tage dahinlebte, nicht den kleinsten Wunsch einer Aenderung in ihm aufkommen ließ. Kinder blieben der Frau jetzt wie früher versagt. Um so leichter war es ihnen gemacht, ihre Vermögenslage

zu verbessern, und dieses Vorwärtskommen vermehrte die Zufriedenheit Christophs, der seiner früheren Armut noch wohl eingedenk war.

Nun war Maria Cawiezel in Christoph Stadtmanns Leben getreten. Aeußerlich änderte sich nichts an dem jungen Handwerksmann, seit er die schlanke, junge Fremde kannte. Der behaglich heitere und zufriedene Ton, der zwischen ihm und seiner vorsorglichen Ehehälfte herrschte, blieb der gleiche, ja die ältliche Frau bemerkte nicht einmal, daß ihr Mann zerstreut war und manchmal gar nachdenklich ins Weite staunte. Und doch röteten sich Christophs braune Wangen, als ob er auf einem Unrecht ertappt worden wäre, wenn er aus seinem Hinausstaunen geweckt wurde. Frau Mina konnte auch nicht wissen, daß ein Paar Mädchenschuhe unten in der Werkstatt mit besonderer Sorgfalt und Raschheit ausgebessert worden waren und daß derjenige, der die Arbeit so sorglich getan, auf die Eigentümerin der Schuhe mit Unruhe und unbewußter Ungeduld wartete.

Maria Cawiezel kam einen Tag später, als sie in Aussicht gestellt hatte, und diesmal nicht am hellen Vormittag, sondern beim Einnachten. Es war ein Samstag. Frau Mina war mit Reinigungsarbeiten in der hinter dem Laden liegenden Wohnung beschäftigt, ihr Mann saß auf seinem Werkstattstuhl und gedachte bald Feierabend zu machen, da von seiner Arbeit abgeliefert war, was für den Sonntag noch fortmußte.

Christoph wunderte sich schon, warum seine junge Kundin sich nicht mehr gezeigt hatte. Es verdroß ihn fast, daß sie ihn mit ihrem Auftrag so gedrängt hatte. Dann wieder machte er sich sonderbare Vorstellungen, er möchte in seinem plötzlichen Interesse für das Mädchen unbewußt zudringlich oder zu redselig gewesen sein. So in Gedanken mit ihr be-

schäftigt und von seiner inneren Unruhe bedrängt, schrak er ein wenig zusammen, als die Ladenklingel ihre jähe Stimme erhob und Maria auf der Treppe sichtbar wurde. Ihr Gesicht trug einen Anflug von Rot, das einer leisen inneren Erregung zu entspringen schien und schuld wär, daß ihre dunkeln Augen einen höheren Glanz bekamen. „Ich bin spät," sagte sie, nachdem sie etwas befangen gegrüßt hatte. Dann erzählte sie, wie die Verwandten, bei denen sie weilte, am gestrigen Tage einen längeren Ausflug mit ihr gemacht, es ihr deshalb unmöglich gewesen sei, vorzusprechen, nun aber sei sie reisefertig und wolle morgen die Stadt verlassen.

Des jungen Mannes Aerger hatte vor der bloßen Erscheinung seines Besuchs sich verflüchtigt. Als sie vollends in so freundlichem und fast eine Abbitte enthaltendem Tone sprach, wurde ihm ganz eigen zumute, und auch sein Gesicht färbte sich dunkler. Er begann mit ungeschickten Händen die Schuhe für sie in Papier zu schlagen und fragte, ob sie nach dem Bündnerland zurückwolle.

Sie lächelte, die Frage nicht ganz begreifend, worauf er erklärte, ihr Name lasse doch darauf schließen, daß sie eine Bündnerin sei.

„Das wohl," entgegnete sie, doch wohne sie schon lange in einem Dorfe jenseits des Berges, der im Westen der Stadt sich erhob. Ihr Vater sei Schmied, und sie hätten sich so wohl in die Verhältnisse der ostschweizerischen Ebene gefunden, daß letztere ihnen zur zweiten Heimat geworden sei.

Als Maria das ihm wohlbekannte Dorf nannte, hatte Christoph aufgehorcht. „Da führt Sie Ihr Weg ja morgen mitten durch das Treiben des Schützenfestplatzes," sagte er dann.

„Ich weiß," gab sie zurück, und plötzlich erröteten beide, als hätte jedes das andre durchschaut und ent-

deckt, daß blitzartig der Gedanke an die Möglichkeit einer nochmaligen Begegnung in ihm aufgetaucht war.

„Sie wollen morgen nach dem Schießplatz hinaus?“ fragte Maria verwirrt.

Statt der Antwort erkundigte sich Christoph, um welche Zeit sie den Heimweg anzutreten gedenke, und als sie erwiderte, sie werde nicht allzufrüh aufbrechen, jedoch immerhin so, daß sie zur Mittagszeit in ihrem drei Stunden entfernten Wohnorte eintreffe, bemerkte er, das sei gerade die Stunde, zu der er auf dem Schießstand zu sein erwarte.

„Ich werde auf Sie achtgeben,“ schloß er, „und Ihnen dort noch Ade sagen.“

So hatten sie fast unbewußt und in einem ihrer Verlegenheit entsprungenen Eifer ein nochmaliges Zusammentreffen vereinbart. Inzwischen waren die Schuhe verpackt und das Paket mit einer Schnur versehen. Maria nahm es, zog ihren Geldbeutel und fragte nach ihrer Schuldigkeit. Dieser zwischen Geschäftsmann und Kundin keineswegs unnatürliche Vorgang brachte sie abermals in eine sonderbare Bedrängnis. Christoph hatte ein Empfinden, als könnte er um alle Welt nicht sich für die Arbeit, die ihm eine Freude gewesen, aus dieser Hand bezahlen lassen, und Maria, die sein Zögern wohl bemerkte, fühlte, als ob sie ihr Gegenüber erniedrige, indem sie so mit der Börse offen vor ihm stand. Am Ende murmelte der junge Meister mit dunkelrotem Kopf etwas von „kleiner Mühe“ und „kaum nennenswerter Arbeit“. Dagegen wehrte sich Maria aber doch in wachsendem Unbehagen, und sie sprach noch, als die Hintertür des Ladens sich öffnete und Frau Mina eintrat.

Die behäbige Frau mit dem offenen, gutmütigen Gesicht begrüßte freundlich die Fremde, wendete sich aber, in der offenbaren Absicht, die geschäftliche Ver-

handlung ihres Mannes mit der Kundin nicht zu stören, einer an der Wand stehenden Kommode zu, in der sie zu kramen begann.

In Marias Gesicht trat ein Ausdruck von Staunen. Ihre Augen richteten sich fragend auf Christoph und senkten sich dann unwillkürlich auf seine braune Hand, dort den Ring suchend, der ihr verraten sollte, in welchem Verhältnis der junge Meister zu der soeben eingetretenen Frau stand. Dann wunderte sie sich plötzlich, daß sie diesen Ring, der wirklich, wenn auch stark abgenutzt, am derben Finger schimmerte, nicht schon lange bemerkt, und ohne Erklärung erriet sie, daß sie Christophs Gattin vor sich hatte. Die plötzliche Entdeckung verwirrte sie so, daß sie vergaß, wie sie eben ihre Schuldigkeit hatte berichtigen wollen. Sie trat, bleich geworden, einen Schritt zurück und auf die Treppe, die zur Ladentür führte. Dabei warf sie noch einmal einen Blick auf Christophs Gesicht, und es fügte sich, daß auch er die Augen erhob. Sie sah, daß sein Gesicht noch immer verlegen war, daß aber eine ehrliche Offenheit sieghaft diese Verlegenheit überwand, indem seine braunen Augen sie mit fast lächelnder Lauterkeit anblickten. Der Blick war so gut wie Worte und sagte gleichsam: Warum soll ich mein Wohlgefallen an dir verbergen, Mädchen, da ich doch jung bin, noch keiner andern schöngetan habe und nichts andres von dir begehre, als daß ich mich eben an dir und deinem Andenken freuen darf! Eigentümlich beruhigt durch diesen freimütigen Blick, empfand Maria eine fast gesteigerte Teilnahme für den jungen Meister. Still und ernst bot sie ihm darauf eine „Gute Nacht" und ein „Ich danke für die rasche Arbeit" und verließ, auch gegen Frau Mina freundlich grüßend, den Raum.

Christoph hatte ihren Gruß erwidert und ging zu seinem Stuhl zurück. Frau Mina trat zu ihm und fragte beiläufig, wer die Fremde sei. Christoph Stadt-

mann erzählte ruhig, was er wußte. Frau Mina wechselte dann das Gespräch, indem sie von dem zu sprechen begann, was sie vorhin hereingeführt hatte, und keinerlei Mißton blieb von dem kleinen Vorfall zwischen den zwei Gatten zurück.

3

Es läßt sich nicht leugnen, daß trotz allen guten Willens und aller Verständigkeit sowohl Maria Cawiezel als auch Meister Christoph, der Schuster, in der dem Abend folgenden Nacht vor dem Einschlafen allerlei zu besinnen hatten, was nicht so unschuldig war wie ihr äußerliches Betragen. Keines von ihnen vermochte die Gedanken vom andern abzulösen, noch diesen Gedanken die Beiempfindung von inniger Freude an des andern Bild zu nehmen. Keines von beiden konnte auch eine Art ungeduldiger Neugier unterdrücken, ob der morgige Tag sie noch einmal zusammenführen werde oder nicht.

Am Sonntagmorgen ereignete es sich, daß Frau Mina über das frühe Aufstehen ihres Feiertags sonst langschlafenden Mannes sich wunderte und mit neckischem Lächeln meinte, sein Schützeneifer sei seine einzige und große Leidenschaft. Unverhältnismäßig früh zog der Schütze, das Gewehr über die Schulter gehängt, in hellem Anzug, einen runden, leichten Filzhut auf dem Kopf, durch die Stadt nach der Schießallmend. Es war ein heiterer, einen heißen Tag versprechender Morgen mit früher Sonne über dem Stadtbilde, den hellen Häusern und den weißen, staubigen Straßen. Rings um die Stadt standen die Hügel und Wälder im neuen Frühlingsgrün. Ein leiser Dunst verwischte die ferneren Linien der Berge und des Himmelssaums. Der See lag blau und reglos zwischen seinen grünschimmernden Ufern, und die Farben des Wassers und

der weichen Wiesen bildeten ebenso wundervolle Gegensätze wie die blendende Helligkeit der Stadt und das gedämpftere Leuchten der Wälder. Von Vogelgezwitscher aus allen Gärten umsungen, schritt Christoph Stadtmann seines Wegs. Es war eine große Bewegung in den Straßen. Insbesondere sah man eine Menge Schützen, die Schießkarten am Hute, das Gewehr geschultert, sich in der Richtung nach dem Schießplatze bewegen. Zweimal erscholl Musik. Es waren Vereine, die, das im Morgenwinde wehende Banner voran, der Festhütte zuzogen. Ueber das ganze Leben erhoben sich dann viele und reiche Glockenstimmen. Die Kirchen läuteten zum Gottesdienst. Christoph Stadtmann hörte das Läuten. Es war ein feierliches Leben und Wandern von Tönen in den reinen und strahlenden Lüften, das sich nicht in die Gassen des Alltags senkte, und es erhob einem die Seele über das hinaus, was in diesen Gassen geschah. Der junge Meister schritt in einer Versonnenheit dahin, wie sie ihn noch nie ergriffen hatte. Er hätte sich selbst nicht mehr erkannt, wenn ihm das Bewußtsein seines Gemütszustandes gekommen wäre. Eine unruhige Furcht bewegte ihn, es möchte irgendeiner seiner zahlreichen Bekannten ihm begegnen; denn es war ihm in diesem Augenblick nichts mehr zuwider, als ein Gespräch führen zu müssen, das ihn seinen Gedanken entrisse. Er hielt daher die Augen geradeaus gerichtet, sah nicht rechts noch links und beschleunigte seine Schritte, je mehr er sich aus dem Weichbilde der Stadt entfernte. Daß er ein Gewehr trug und ausgezogen war, um sich einen Preis zu holen, wußte er kaum mehr. Er dachte seines Aufbruchs von zu Hause und einer Erwartung. An den Aufbruch erinnerte ihn sein eignes Aeußere. Seine Kleidung, der glänzend schwarze Hut, die kleine bunte Krawatte, die über der leuchtend weißen Hemdbrust glänzte, zeigten, daß eine liebevoll

sorgliche Hand sie gemustert, und mit einer gewissen Behaglichkeit erinnerte er sich, wie er daheim alles für seinen Ausgang bereit gefunden, der heiteren, gutmütigen Art der Frau, die keine herzlichere Freude kannte, als wenn er sich ein Vergnügen leistete, und des Stolzes, den er nicht bemerken sollte und doch bemerkte, mit dem sie hinter ihm her schaute. Eine herzliche Achtung für diese Frau erfüllte ihn, ein wohltuendes inneres Behagen. Dennoch war jene Erwartung in ihm und warf Wellen in den ruhigen See seiner Zufriedenheit, Wellen, die größer wurden, je mehr er sich dem Festplatze näherte.

Nun sah er schon an hohen Stangen die blauweißen und rotweißen Wimpel flattern. Bald öffneten sich die Straßen, an denen die Häuser zurücktraten, und er schritt auf eine weite grüne Ebene hinaus. Noch waren zu wenig Gäste hier, als daß sie sich nicht auf dem mächtigen Festplatze verloren hätten. Da und dort standen einzelne Gruppen von Schützen umher, andre bewegten sich durch die Gassen der Schaubuden, die an einem bestimmten Platze aufgeschlagen worden waren, wieder andre endlich gingen im Schützenhause ab und zu, einem weißschimmernden, stattlichen neuen Gebäude, das heiteren Festschmuck trug. Das Schießen hatte noch nicht begonnen; es wurde damit zugewartet, bis in den Kirchen der sonntägliche Gottesdienst beendet war. Schon aber begann ein lebhafteres Zuströmen von Menschen, ein seltsames Hervorquellen dunkelgekleideter Männer und festlich angetaner Frauen und Jungfrauen aus den Straßen der Stadt hinaus auf die sonnenübergossene Ebene.

Bislang hatte nichts Christoph Stadtmann in seiner Nachdenklichkeit gestört. Nun aber bedrängte ihn die Unruhe des bunten, blendenden Bildes, das der Festplatz bot, die wehenden Fahnen, das scheinende

Weiß der Budenzelte und das heiße Grün der weiten Wiese. Und auf einmal faßte ihn ein Widerwille gegen den Festtrubel, der in kurzer Zeit sich hier entfalten mußte, ja selbst gegen den ihm sonst so hochstehenden Wettkampf vor dem Scheibenstand. Er trat unwillkürlich von der Straße hinweg in die Matte hinaus und blieb hier ein Stückchen seitab von den übrigen Fußgängern stehen.

Seine Augen suchten die waldigen Hügel, die im Westen den Schießplatz abschlossen. Dort, weit zur Linken, führte ein Sträßlein waldein und über den Bergrücken in jenes Dorf, wohin Maria Cawiezel heute ihre Schritte zu lenken gedachte. Er wußte es auf einmal nicht anders, als daß auch er diesen Weg zu gehen hatte, als sei er wegen dieser Fußreise, nicht aber zum Besuch des Festes hergekommen. Langsam schritt er über die Grasfläche dahin, bog in einen Pfad ein, der eine mit Obstbäumen bewachsene Wiesenhalde hinaufführte, und erreichte nach geraumer Weile die gesuchte kleine Straße. Er hatte sich ein gutes Stück vom Festplatz entfernt. Wenn er zurückschaute, so lag derselbe in einiger Tiefe hinter ihm. Die Wimpel flogen, es war, als hörte man das Klatschen des vom Wind geschlagenen Tuches, und jetzt drangen die erst gedämpft, dann immer näher schallenden Töne einer auf den Platz ziehenden Blechmusik an sein Ohr. Wo er stand, war es kühler als in der Ebene. Ein freier Wind wehte. Die Blätter der Obstbäume knisterten in leisem Spiel.

Langsam, den Kopf gesenkt, schritt Christoph Stadtmann weiter. Der Weg war einsam, wie ohnehin wenig begangene Wege es sind, wenn ein Fest sie völlig entvölkert. Es fiel dem Dahinschreitenden ein, daß Maria Cawiezel früher aufgebrochen und schon hier vorübergegangen sein könnte; aber der Gedanke schmerzte ihn nicht. Er erwartete nichts von einem

Begegnen; es nötigte ihn nur ein sonntäglich feierliches Empfinden, eine stille Freude an diesem Wege, den Maria schon gegangen oder gehen würde, ihn ebenfalls zu schreiten. Die Stille wuchs, je mehr er sich dem Berge und Walde näherte, die Sonne aber zog höher, der Wind schwieg, und es wurde heiß. Christoph setzte sich dort, wo die kleine Straße in den jungen Buchenwald mündete, auf einen Stein. Er nahm den Hut ab und stellte sein Gewehr neben sich. Dann strich er sich gedankenvoll mit der Hand über das Haar. Er hatte nie eine so seltsame Stimmung durchlebt. Die feinen Töne des Waldes drangen an sein Ohr, Fliegensummen und das Singen kleiner Käfer, dazwischen hinein im am Boden faulenden Winterlaub das Rascheln einer Maus oder einer Eidechse. Der Weg aber lag so still, als ob wochen- und mondelang ihn niemand gehe. Für Christoph Stadtmann war es nur Maria Cawiezels Weg. Jetzt war es ihm, als sei sie erst kürzlich vorübergeschritten, als habe ihr schlanker Arm den Zweig gestreift, der dort in den Weg hing, und sei ihre anmutige Gestalt eben erst zwischen den Bäumen verschwunden, wo der Weg sich krümmte und still sich in einer geheimnisvoll leuchtenden Dämmerung verlor. Dann wieder meinte er, sie aus den heißen Wiesen heraufsteigen zu sehen, von Schmetterlingen umgaukelt und versonnen schreitend, die Blicke auf die Tausende von Blumen gerichtet, in deren buntem Reichtum die Wiesen prangten. So deutlich sah er alles, daß er jede Linie ihrer dunkeln Erscheinung in dem hellen Bild verfolgen konnte. Und dann — er saß noch gar nicht lange — kam Maria wirklich gegangen. Wie er sie in Gedanken gesehen, so schritt sie aus dem reichen Sonnenglanze, der über den Wiesen lag, herauf, und er wußte einen Augenblick nicht, ob noch ein Traum ihm ihr Bild vorspiegelte oder ob sie in Wirklichkeit

nahte. Scheu blickte er ihr entgegen. Sie trug jenes blaue Kleid, in dem er sie zum erstenmal erblickt hatte. Das feine Seidentüchlein fiel ihr lose in den Nacken, und im Schein der vollen, heißen Sonne trat der schöne Gegensatz zwischen dem leise glänzenden braunen Haar und dem bleichen, schlanken Halse noch schärfer zutage. Am Arme trug sie ein aus schwarzem und weißem Stroh geflochtenes Deckelkörbchen. Daneben hing ihr Hut, den sie, der Stadt entronnen, abgenommen hatte.

Maria bemerkte bald den am Wege Sitzenden. Einen Augenblick lang färbten sich ihre Wangen, ihre Stirn runzelte sich leicht, und es war, als ob sie zögerte, weiterzugehen. Dann senkte sie wieder den Kopf und setzte den Weg fort. Sie hatte gesehen, daß Christoph Stadtmann sich erhoben, und erkannte mit Beruhigung, daß er sie in einer bescheidenen, fast verlegenen Stellung erwartete. Nun freute sie sich, daß sie ihm noch einmal begegnet war, hob das Gesicht und nickte ihm zu. Er kam ihr ein paar Schritte entgegen, und sie gaben einander die Hand.

„Kommen Sie schon aus der Festhütte?" fragte Maria.

Er verneinte, und ohne Erklärung, wie er heraufgekommen war, sagte er: „Wenn Sie erlauben, gehe ich ein Stück Weges mit Ihnen."

Sie hob noch einmal in einem leisen Mißtrauen die Augen; aber als sie sein ruhiges, offenes Gesicht sah, antwortete sie heiter: „Ja — gern!" in der kleinen Pause zwischen den zwei Worten noch verratend, wie das Erstaunen über seinen Vorschlag soeben verschwand und eine herzliche Freude seinen Platz einnahm.

Anfänglich schritten sie schweigsam, nur dann und wann eine etwas mühsam ersonnene Bemerkung tauschend, Seite an Seite. Allmählich aber verschwand

ihre Befangenheit. Christoph verdrängte sie durch sein offenes Wesen. Er bemerkte wohl, wie in der Tatsache, daß sie nach so kurzer Bekanntschaft heute nebeneinander gingen, etwas Befremdendes lag. Er empfand deshalb das Bedürfnis, vor sich selbst wie vor dem Mädchen eine Erklärung dafür zu geben.

„Wie doch manchmal Menschen sich kennen lernen," bemerkte er. „Jetzt gehen wir da miteinander durch den Wald, haben einander nur zweimal gesehen und kommen vielleicht nie mehr im Leben zusammen."

Maria stimmte sinnend bei.

Er aber begann plötzlich mit heiterer Gesprächigkeit von sich selber zu erzählen, in unbewußtem Verlangen, ihr zu zeigen, mit wem sie es zu tun habe. Mit seiner armen Jugend hob er an, ging über zu der Schilderung seines Eintritts in das Haus seines Meisters Waser und gedachte dankbar des Verstorbenen, der ihm immer ein aufrichtiger Freund gewesen sei. Dann meinte er mit einem Aufleuchten seiner klugen Augen, es habe jeder Mensch seinen Ehrgeiz, vorwärtszukommen, und erzählte, wie er zugegriffen, als die Witwe des Meisters ihm verständigerweise und in unverdient bescheidenen Worten angeboten habe, Herr in Haus und Geschäft zu werden. Endlich schilderte er Frau Mina, vielleicht noch immer unter dem Eindruck der Fürsorge stehend, die jene ihm auch an diesem Morgen wieder gewidmet hatte. Seine Worte verrieten die Achtung und Dankbarkeit, die er für die ältere Frau empfand, und machten seinem guten Herzen Ehre. Maria konnte wohl bemerken, wie es ihm Freude und Bedürfnis war, recht viel Licht auf die Gestalt seiner einstigen Meisterin und jetzigen Frau fallen zu lassen. Aber gerade diese Ehrlichkeit verriet, daß etwas heimlich sein Gewissen beschwerte, was ein Unrecht gegen die Gerühmte war und das er dadurch, daß er ihr volle Gerechtigkeit widerfahren ließ,

gutzumachen strebte. So jung und wenig lebensklug Maria Cawiezel vielleicht noch sein mochte, so besaß sie doch jene Herzensfeinheit und Klarheit über sich selbst, die befähigt, die verborgenen Herzensregungen auch andrer zu erkennen. Sie fühlte also bald bestätigt, was sie, ohne es sich zu gestehen, geahnt hatte, daß Christoph sich zu ihr hingezogen fühle, und in ihr selbst wuchs die Anteilnahme für ihren Begleiter, weil das Gespräch sie immer mehr von seiner Rechtschaffenheit überzeugte. Ihr Ton, wenn sie in kurzen Bemerkungen seine Erzählung unterbrach, war etwas leiser und wärmer geworden, und manchmal hob sie flüchtig die langen Wimpern und sah den neben ihr Schreitenden mit einem freundlich-warmen Blick an. Aus dieser stillen und unbewußten Güte ihres Wesens aber konnte wiederum der junge Schütze unschwer erraten, daß er ihr nicht zuwider war, und Stirn und Wangen wurden ihm heiß. Sie waren noch nicht tief in den Wald gekommen, als schon ein von keinem je empfundenes Glücksgefühl sie einspann, das sie bald wieder wortkarger machte und nur ihre Blicke, die hie und da, nicht häufig, sich fanden, ihre versonnene Sprache reden ließ.

Der Waldweg war fast ganz vom Laubdach der Bäume überschattet. Hier und dort brach die reiche Sonne sich sieghafter Bahn durch das Gezweige. Dann fühlten sie erstaunt den heißen Glanz auf ihren gesenkten Gesichtern, blickten auf und rühmten den herrlichen Tag, ohne zu wissen, daß die innere Sonne, die sie trugen, ihn für sie doppelt herrlich machte. Sie waren lange und langsam gegangen, und die Zeit war schon über die Mittagsstunde vorgerückt, zu der Maria ihren Wohnort zu erreichen gedachte, als der Wald sich öffnete und sie wieder wie vor ihrem Eintritt auf eine grüne, von Sonne helle Matte blickten. Eine Unmenge in allen Farben schillernder Schmetter-

linge belebten diese Wiese, die, gelb und blau und rot, den reichsten Blumenschmuck des Jahres trug. Es war ein seltsames Bild, aus dem schweigenden Schattenwalde heraus diese im höchsten Reichtum eines fruchtbaren Sommers prangende Wiese zu sehen. Es schien, als trete man in eine neue, prächtigere Welt hinaus. Maria und ihr Begleiter zögerten unwillkürlich. Christoph Stadtmann sah auf seine Uhr. „Ich muß zurück," sagte er. In diesem Augenblick glitt das Seidentüchlein, das Maria im Gehen gelockert hatte, durch eine rasche Bewegung völlig gelöst, ihr vom Nacken zu Boden. Christoph hob es auf, und als er sich aufrichtete, streckte Maria die Hand aus, es zu empfangen. Da nun geschah es, daß gleichzeitig ein Gedanke beide durchzuckte. Sekundenlang zögerte Christoph Stadtmann, das Tüchlein freizugeben, weich und zart lag es in seiner festen braunen Hand, und seine Finger empfanden die Berührung der Seide als etwas Köstliches, von dem sie sich schwer trennten. Aber auch Maria war es, als müßte sie ihm das Tüchlein lassen zum Dank für seine freundliche und anspruchslose Begleitung. So hatten sie beide blitzähnlich das Bedürfnis, das kleine Tuch zum äußeren Zeichen des Andenkens an die ihnen kostbare Stunde, die kurze Begegnung überhaupt, werden zu lassen. Aber die Erwägung dauerte kaum so lange, daß das kurze Zögern ihnen selbst auffiel. Dann nahm Maria das Tuch aus Stadtmanns Hand entgegen und legte es um.

Sie nahm Abschied, bot ihrem Begleiter mit einem offenen Blick die Hand und dankte, daß er mit ihr gekommen. „Vielleicht sehen wir uns wieder einmal," sagte sie.

„Vielleicht," bestätigte Christoph Stadtmann.

Solange sie sprachen, lagen ihre Hände lose ineinander. Dann ging das Mädchen. Christoph ver-

weilte noch und sah ihr nach, wie sie durch die Blumenwiese abwärtsschritt. Die heiße Sonne lag auf ihr. Dunkel und schlicht ragte die schlanke Gestalt aus der Pracht von Blumen und Faltern. Ihr braunes Haar glänzte leise, und an ihrem Nacken schimmerte das weiße Tüchlein.

*

Christoph Stadtmann kehrte rascher, als er gekommen war, zum Schießstand zurück. War es die Kühle des Waldes, war es die Empfindung, daß er aus einer Art Traumland der Wirklichkeit wieder entgegenschritt, seine Stirn war freier und seine sonstige Heiterkeit und Frische ihm wiedergegeben. Er ging nach der Festhütte, fand Kameraden, tat seine Schüsse und befand sich den ganzen Tag in einer jener seltenen Sonntagsstimmungen, wie sie den Menschen nur an einigen besonders guten und wohl verbrachten Tagen ihres Lebens beschieden sind. Zwar war das Glück nicht mit ihm, und — vielleicht waren Hand und Blick nicht so sicher wie sonst — er brachte keine Trophäe nach Hause. Die Freunde neckten ihn eifrig ob seines Mißgeschicks, auch Frau Mina lachte ihn in ihrer mütterlichen, nie verletzenden Weise aus, als er mit leeren Händen heimkam. Er sah ihr frei ins Auge. „Ich muß die Scharte ein andres Mal auswetzen," sagte er, dann erzählte er, während sie gerne lauschte, von dem Treiben auf dem Festplatze, von einigen Bekannten, die er getroffen, und die verständige und für sich selbst so genügsame Frau freute sich, daß er einen heiteren Tag gehabt hatte. Keinerlei Schatten fiel in die schöne Helligkeit ihrer zufriedenen Ehe.

Auch später blieben die großen Schatten fern. Sie förderten in gemeinsamer Arbeit ihren Wohlstand. Frau Mina sorgte für ihren Mann, und dieser ließ sich die Sorge behaglich gefallen. Sein Fleiß vermehrte

ihm nach wie vor, weit über die Grenzen seiner Werkstatt zu blicken, und so blieb es ihm auch erspart, Dinge zu wünschen, die außerhalb seines Kreises lagen. Nur manchmal überfiel ihn etwas, was ihn über seinen Alltag erhob. Sein braunes Gesicht färbte sich dann höher, und in seine Augen kam ein sonderbares Aufleuchten. Dann sah er über seinem Werkstattfenster eine schlanke Mädchengestalt vorübergehen oder blickte durch einen stillen, grünen Waldweg, meinte hineinzutreten und sah sich neben ebendiesem Mädchen darauf wandeln. Christoph Stadtmann lächelte unbewußt in sich hinein, wenn diese Erinnerung über ihn kam. Er lächelte froh, vielleicht manchmal mit einer kaum merkbaren Wehmut. Die Erinnerung verblaßte nicht, ob auch die Jahre vergingen. Als er ein alter, weißhaariger Mann war, war sie noch immer frisch. Dann fand er, daß diese Erinnerung etwas besonders Schönes in seinem zufriedenen Leben gewesen sei. Und er wunderte sich manchmal, ob Maria Cawiezel, das Mädchen, das er nicht mehr wiedergesehen und von dem er — wie es der Zufall wollte — nichts mehr gehört hatte, die Erinnerung auch noch habe, lächelte wieder still für sich und meinte zu wissen — gewiß — auch ihrem Gedächtnis konnte sie nicht entschwunden sein.

Der Unglückssenn

1

Fürchtest du dich nicht?" raunte das Seppeli dem Peti zu.

„Nein," sagte der Fünfzehnjährige, blickte aber über die Achsel zurück nach der Sennhütte und hatte ein Unbehagen im nicht allzu sauberen Sommersprossengesicht.

Die Alp Withaid lag im Sommerabendlicht. Oder war es kein Licht? Die Sonne war niedergegangen, auch ihr Widerschein an den Spitzen der Berge erloschen, nur hinter dem Hochalpstock, hinter dem sie hinabgesunken war, trug der ruhige Himmel noch eine weiße, helle Spur ihrer Bahn. Aber die Alp Withaid lag in seltsamer Beleuchtung. Sie selbst, weithin von einem Felsgebiet zum andern sich dehnend, wie eine wundervolle, weltabgeschiedene Insel in einem Meer von Steinen, zeigte ein tiefdunkles Grün. Die Steine und Felsen, die sie säumten, waren grau wie sonst, aber es lag ein Schimmer, eine kaum merkbare Spur von Rot darüber, das ihre Furchen schärfer riß und jede ihrer rauhen Kanten in klarer harter Zeichnung zeigte. Der Himmel hing tief auf die Berge nieder. Er erschien straff von einem Gipfel zum andern gespannt und leuchtete in einem grellen dunkeln Blau. Große weiße, geballte Wolken standen wie festgenagelt darin. Keine Bewegung war an ihnen. Ihre Schatten lagen auf der Alp. Kein Hauch eines Windes trug Leben in die Landschaft.

„Du wirst sehen, es kommt etwas an das Vieh," sagte der Peti zu dem neben ihm stehenden Mädchen.

Das letztere hob sich auf die nackten Zehen und spähte über den Alpboden. „Er ist noch immer bei den beiden Welschen," sagte es in heimlichem Tone.

Rings auf dem Alpgrund zerstreut lag und stand das Rindvieh, eine kleine graue oder dunkle Rasse.

Selten fand sich ein weißes oder geflecktes Tier dazwischen. Am äußersten Ende der Alp nur die zwei Kühe, um die ein Mann sich zu schaffen machte, waren größer und ganz hell. Die meisten Tiere lagerten in der Nähe der Sennhütte. Diese befand sich in einer Mulde an einem mächtigen, moosbewachsenen Steinblock. Der Granit, aus dem ihre Mauern aufgeschichtet waren, schien heller als das Gestein der Felsen; es waren noch nicht so viele Jahre über jenen gegangen wie über diese. Die Hütte stand geduckt da und trug ein schwarzes, mit Steinen beschwertes Dach. Eine große Stille lastete über Hütte und Alp. Die Kühe fraßen nicht. Da und dort lag eine wiederkauend im Gras. Viele standen reglos aufrecht wie Steinbilder. Zwei junge, starke Knechte waren zwischen ihnen geschäftig, aber sie sprachen nicht miteinander. Jeder tat seine Arbeit. Einige Male schauten auch sie nach dem Vorsenn aus, der bei den zwei welschen Kühen weilte.

„Jetzt will ich wissen, was er macht," sagte Peti, der Bub, zu seiner Gefährtin. Er knallte mit der grobstieligen Peitsche, die er in der Hand hielt, und schlenderte, als ob sein Hüteramt das erfordere, über den Alpgrund hin. Das Seppeli folgte ihm. Der Schritt ihrer nackten Füße blieb unhörbar. Ihre zerlumpten Kleider und das ungepflegte Haar, das blond und rauh in ihre braunen Gesichter hing, gaben ihnen etwas Verwildertes. Aber ihre großen Augen, die jetzt in mit Furcht vermengter Neugier in die Ferne blickten, waren schön und hell. Ein weißes Schaf strich blökend hinter ihnen her, das einzige, das die Herde enthielt. Das Blöken klang ängstlich in die große Stille. Die Kühe, an denen die drei vorüberstrichen, drehten die Augen nach ihnen, aber keine bewegte sich von der Stelle. Kaum daß sie vorüber waren, standen oder lagen sie wieder mit dumpfen, hängenden Köpfen.

Als die Rinder sich allmählich dem Alpende näherten, wurden ihre Schritte zögernder. Bald hielten sie an, bald taten sie, als ob sie sich wieder zu entfernen gedächten. Zuweilen reckten sie die Hälse nach dem Vorsenn und den zwei Welschen.

„Schaut er herüber?“ fragte der Peti das Mädchen, während er selber mit zu Boden gesenktem Blick dastand.

Das Seppeli schielte nach dem langen, schwarzhaarigen Senn. „Nein,“ antwortete es dem Knaben.

Dann strichen sie einer nahen Grashalde zu und beobachteten von dort, was der Mann den Kühen tat. Er ging barfuß wie sie, hatte eine durch einen Gurt festgehaltene Hose an und ein rauhes, farbiges Hemd, das am Halse durch eine Schnur zusammengehalten wurde. Die Hemdärmel waren bis weit über die Ellbogen zurückgelegt. Knochige, erdfarbene, haarige Arme sahen daraus hervor. Knochig und hager war der ganze fünfzigjährige Mensch. Der Rücken war ein wenig hoch, so daß der schwarze Kopf beim Gehen vorgeneigt blieb. Das kantige Gesicht war schlecht rasiert bis auf zwei dünne schwarze Bartstreifen, die von beiden Schläfen bis unter die Ohren liefen. Schmale schwarze Brauen standen gerade wie ein einziger Kohlenstrich unter der hohen, schon kahlen Stirn. Nur eine ganz kleine Lücke lag an der Nasenwurzel zwischen ihnen. Von weitem sahen sie wie zusammengewachsen aus. Urs Emmenegger, der Vorsenn, ging zwischen den nahe beieinander stehenden Kühen hin und her. Jetzt fuhr er mit der harten Hand langsam und tastend über der einen Rücken. Jetzt untersuchte er scharf, mit tupfenden Fingern die Haut und jetzt trat er plötzlich vor das zweite Tier, riß ihm das Maul auf, ohne das sich sträubende zurückweichen zu lassen, und sah lange auf die Zähne und in den Schlund. Endlich ließ er es des Suchens

genug sein; aber als er sich aufrichtete, muhten die beiden Kühe dumpf, strichen ihm steifbeinig nach und stießen ihn mit den Mäulern an, als ob sie ihm etwas zu klagen hätten. Er legte die Arme über beider starken Hals und kraute sie am Ohr. Da blinzelten sie und sahen dann an ihm empor, und es lag in ihren runden, großen Augen eine fast menschliche Angst und Traurigkeit. Urs Emmenegger hob den Kopf, blickte über die Alp hin und stieß ein paar Worte durch die Zähne. Vielleicht war es ein Fluch, vielleicht ein „Maria, Mutter Gottes".

Dann erblickte er die Kinder. Sein Gesicht, in dem ein Ausdruck von Hilflosigkeit gestanden, nahm plötzlich den Ernst und die Verschlossenheit wieder an, die ihm sonst eigen und die schuld waren, daß Hüterbub und Knechte mit einer Art Scheu auf ihn schauten.

„Treibt das Vieh an die Hütte," rief er den Kindern zu.

Der Peti knallte mit der Peitsche und wollte mit den zwei Welschkühen den Anfang machen, allein der Senn wehrte ab. Dann jagte er selber die zwei Tiere noch weiter ans Ende der Alp, dicht unter die Felsen, holte Stricke und pflöckte sie an.

2

Nun war es Nacht. Noch immer dauerte die große Stille, die dem Tage eigen gewesen. Noch immer war die Farbe des Himmels ein hartes Blau, aber die Nacht dämpfte es und die regungslosen weißen Wolkenballen standen gespenstisch in dem dunkeln Grunde. Langsam kamen Sterne. Ihr Licht hatte etwas Hilfloses. Sie waren wie arme Ertrinkende, die im nächsten Augenblick versinken können; denn die Wolken glichen mächtigen Wogen, die über den Sternen zusammenzuschlagen drohten.

Das Vieh war um die graue Hütte versammelt, eine dichtgedrängte dunkle Masse. Die Sennen saßen in der Hütte bei der Abendmahlzeit. Ein rotes Feuer brannte auf dem Steinherd unter dem schweren, in Stricken an der Decke hängenden Milchkessel. Die Hütte war voll Rauch. Die drei Männer hockten neben dem Herde auf dem harten Heulager, wo sie nachts sich zum Schlaf streckten. Nur die zwei Kinder saßen beisammen auf einem großen Stein, löffelten mit Holzlöffeln die Milch aus einem gemeinsamen Napf und schielten nach Urs, dem Vorsenn. Der hatte eine ungefüge Brille an und las in einem zerfetzten alten Buche. „Von den Arzeneien, den Tieren zu geben", hieß des letzteren altmodisch-umständlicher Titel.

„Es hilft nichts," sagte Urs Emmenegger in Gedanken zu sich selber und legte das Buch ins Heu.

„Ich will sterben, wenn nicht das Greis an das Vieh kommt," ließ sich jetzt der ältere der beiden Knechte vernehmen, ein kleiner, blondhaariger Bursche mit einem jungen, schönen rotblonden Bart und offenen Augen. Er hielt ein Messer in der Hand und schnitzte sich Brot und Stücke eines harten Käses zurecht, während er sprach.

Urs wandte sich mit einem Ruck ihm zu. Blitzähnlich fuhr ihm ein wilder Zorn aus den Augen. Was wagte der zu sagen, der da! Dann verging die Wallung. Auch er langte sich aus der Tasche ein ungefüges Messer und sägte von dem größeren Käsestück, das im Heu vor ihnen lag, einen Brocken ab. „Du mußt nachher ins Dorf hinunter, Anton," sagte er mit einer heiseren, tiefen Stimme zu dem zweiten Knecht.

Der hatte mit kleinen, lauernden Augen dagesessen. Er war ein geschmeidiger, schlanker Mensch mit einem blassen Gesicht. „Heute nacht noch! Der Teufel soll's holen," murrte er.

In diesem Augenblick klang ganz nah an der Hütte das Brüllen einer Kuh. Es war aber nicht der gewohnte dumpfe, ruhige Ton, sondern klang wie ein Schrei, den ein Tier im Schmerz ausstößt. Urs erhob sich. Sein verschlossenes Gesicht war gelb. Seine schweren Hände zitterten leise, als er sich von der Heupritsche schwang. „Daß du nachher gehst," wendete er sich noch einmal zu Anton, dem Knecht. „Sage ihnen, daß das Greis am Vieh sei, von den zwei Welschen her. Sie sollen wissen lassen, was ich tun soll."

„Ihr hättet mich auch am Nachmittag schicken können," trotzte der Knecht.

Urs Emmenegger stand schon unter der Tür. Er drehte sich um. Es sah aus, als ob sein Gesicht heiß werden wollte. Dann senkte er den schwarzen Kopf und ging hinaus.

Als er verschwunden war, kam Eifer in die Zurückgebliebenen. Die Kinder drängten sich in die Nähe der kauenden Knechte.

„Beim Eid hätte er mich am Nachmittag schicken können," beharrte Anton verdrossen auf seinen vorigen Worten.

„Vielleicht hat er noch immer nicht daran geglaubt," wendete Johann, sein Gefährte, ein.

„Bah, der!" schimpfte der andre. „Wo der gewesen ist, ist noch immer etwas an das Vieh gekommen."

Nun war der Augenblick der Kinder. Das Feuer zündete ihnen in die braunen Gesichter. Beider Augen waren groß und voll Schrecken.

„Sie sagen, er bringt Unglück, wohin er kommt," raunte das Seppeli.

Der Peti wollte dem schimpfenden Knecht schön tun und sagte: „Sie haben den Nager, den Alpherrn, alle gewarnt, daß er ihn nicht nehmen soll."

„Habe ich's nicht gesagt?" gab Anton zurück. „Das ist eine alte Sache. Ueberall ist er verschrien, daß er nichts zuwege bringt."

„Das ist falsch," widersprach Johann ruhig. „Der Senn versteht seine Sache. Willst du ihm abstreiten, daß er mit dem Vieh umzugehen weiß?"

Anton zuckte die Achsel, aber zu antworten wußte er nicht.

Der andre fuhr fort: „Der Nager hat nicht wenig gerühmt, als ich das letztemal mit der Butter zu Tal gefahren bin. Die Ware sei noch keinen Sommer so schön gewesen. Und ich muß es selber sagen, daß nicht schnell einer auf Ordnung sieht wie der Emmenegger."

Anton schwieg noch immer. Auch die Kinder schauten anders darein. „Die Kühe gehen ihm nicht von der Ferse," rühmte kleinlaut der Peti.

„Dennoch hätte der Alpherr ihn nicht nehmen sollen," wendete Anton endlich ein, sich zum Fortgehen rüstend.

„Er muß doch etwas an sich haben," flüsterte mit engem Atem das Seppeli.

„Irgendwie verhext sein," ergänzte der Bub in gleich leisem Ton.

Der ruhige Mensch, der Johann, stand auf, um hinauszugehen. „Es gibt Leute, denen einmal das Glück nicht will," sagte er nachdenklich.

In diesem Augenblick kam Urs Emmenegger zurück.

Anton stülpte einen Filz auf das schwarze Haar, grüßte und entfernte sich.

Urs trat neben den Herd und langte ein langstieliges Beil hinter den Steinen hervor. Er sagte kein Wort. In seinem Gesicht stand eine leise Aengstlichkeit, aber er wollte die Verwirrung, in der er sich befand, nicht zeigen. Seine kahle Stirne leuchtete weiß. Als er mit dem Beil bewehrt wieder aus der

Türe trat, folgte ihm der blonde Knecht, und die Kinder drückten sich den Männern nach. Eben brüllte wieder eines der Tiere, ganz in der Nähe.

„Es hat sie schon gepackt," sagte Johann leise zu Urs.

Sie standen einen Augenblick still nebeneinander, lauschend und die Blicke in die Nacht bohrend. Ihre Gesichter waren bleich. Die Kinder zitterten in einem heimlichen Schauder vor etwas Uebernatürlichem, was über der Alp waltete. Dann hörten sie von fernher ein gurgelndes, entsetzliches Schreien, viel ärger und qualvoller als das Brüllen, das eben verstummt war.

„Ich kann nicht mehr zuhören," sagte Urs Emmenegger. Und nun schritt er mit dem Beil davon und nach der Richtung hin, aus der das Wehgebrüll gekommen war. Dort standen die zuerst erkrankten welschen Kühe.

Die Nacht nahm die Gestalt des Sennen auf. Er verschwand lautlos im Dunkel. Sein brauner nackter Fuß war im Gras nicht zu hören. Nach einer Weile verstummte auch das ferne Schmerzgebrüll der zwei Tiere.

3

Die Kinder lagen wach im Heu der Hütte.

„Hörst?" stammelte das Seppeli mit mühsamer Stimme.

„Ja, ja," gab Peti zurück, richtete sich von Zeit zu Zeit auf und suchte mit dem entsetzten Blick eine helle Stelle des Schlafraums. Dort stand die Tür offen und ließ die Nacht hereinschauen. Eine wilde Unruhe herrschte um die Hütte. Das Vieh schien jetzt rastlos umherzustreifen und das Brüllen hatte kein Ende. Zuweilen wurde es von menschenhaftem Stöhnen unterbrochen. Dann wieder brach der fürchterliche

Angstschrei aus dem dumpferen Muhen hervor. Nach einer Weile kam der Knecht Johann herein.

„Mach Feuer,“ gebot er rauh dem Knaben.

Sie entzündeten gemeinsam das Feuer auf dem Herde neu. Johann stellte eine Pfanne auf und kochte etwas. Er ging indessen ein paarmal hin und her. Zuletzt holte er das heiße Gebräu und entfernte sich wieder. Peti schlich ihm nach und stand schlotternd unter der Hüttentür. Er sah den Knecht zwischen den Tieren hantieren, und als seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, erblickte er auch die lange, hagere Gestalt des Vorsennen. Die beiden Männer packten mit festen Armen ein Tier ums andre aus der Herde, rissen ihm das Maul auf und schütteten ihm von der Brühe ein. Unablässig brach das Brüllen aus dem dunkeln Knäuel der Herde. Und jetzt sah der Peti — da — und — dort — zwei Kühe mit steifen Beinen am Boden liegen. Sie zuckten. Herrgott, die gingen schon zugrunde, die!

Er stob ins Hütteninnere zurück. „Das Unglück ist da! Die Kühe fallen schon!“ schrie er dem Seppeli zu. Dann krochen sie wieder zähneklappernd ins Heu und horchten auf das Treiben und die Schmerzenslaute vor der Hütte.

Die beiden Männer mühten sich lange schweigend um die Herde. Als ihnen nichts mehr zu tun blieb, verweilte der Knecht bei den Tieren und harrte auf die Wirkung des Trankes. Aber sie stellte sich nicht ein. Zwanzig Kühe fielen in der Nacht.

Urs Emmenegger war hinweggegangen. Johann schaute nach ihm aus und fand ihn lange nicht. Auf einmal sah er seine hagere, lange Gestalt am Saume der Alp neben einem Felsblock stehen. Von dort führte der Weg ins Tal. Von dort mußten die Alpgenossen kommen, die der Anton holte.

Urs Emmenegger wartete auf die Alpgenossen.

Er lehnte sich an den Block, den Oberkörper weit auf den Stein gelegt, die braunen, dürren Arme aufgestützt. Der Himmel war hell über der Stelle, wo er stand, und die Sterne, die in dieser ob ihm klaffenden Wolkenlichtung standen, warfen ein leises, gespenstisches Licht über den hageren Mann. Seine kahle Stirne schimmerte gelblich wie der Schädel eines Toten. In seinem eckigen Gesicht lagen seltsame Schatten, so daß es etwas Unheimliches hatte. Aber wer näher hinzugesehen, hätte erkannt, daß des Sennen Züge ruhig und nachdenklich waren. Seine Augen blickten unter den finsteren Brauen ins Leere hinaus und waren trocken; vielleicht lag eine leise Aengstlichkeit darin. Die gleiche unbewußte Erregung und Aengstlichkeit verriet sich in einem Beben des knappen und strengen Mundes und einem Zittern der knochigen Hände, wenn letztere auf dem Stein sich bewegten.

Urs Emmenegger wußte, was die Alpherren ihm brachten, er glaubte es zu wissen, und das Zittern kam ihn nur an, wenn eine kleine Hoffnung in ihm erwachte, daß seine Ahnung falsch sein könnte. Der Senn war kein geistig stark begabter Mensch. Sein Ehrgeiz war nie weit gegangen und seine Gedanken reichten nicht tief in die Zukunft. Aber er war ehrlich und es verlangte ihn nach einem ungesorgten täglichen Brot. Er war nicht mehr jung, die Alp hatte ihm gefallen, und Nager, der Vorsteher der Alpgenossenschaft, war ein verständiger Mann, dem gut dienen war. Darum zitterte er nun heimlich und ohne es zu wissen. Seines Bleibens war hier — vielleicht wieder nicht!

Jetzt schüttelte er den Kopf. Es war eigentümlich, wie das Unglück mit ihm ging! In Bünden drüben, im Wallis, im bernischen Oberland, wo er sich verdungen hatte, überall hatte irgendein Zufall

während seiner Dienstzeit Unglück gebracht. Die Scheune auf Steinen im Bernischen war abgebrannt, von einem nächtenden Handwerksburschen angezündet, und seine Kühe hatten darin gestanden! In Bergün bei den Joosti, denen er diente, hatte ihm die Lawine drei Stück seiner Herde begraben, als er sie zur Tränke führte. Zwei solche Unfälle genügten, um Leute abergläubisch zu machen. „Das ist der Senn, dem im Bernischen die Kühe verbrannt sind," hieß es, als er nach Bünden kam. Als er von den Joostis wegging, weil sie ihm nahelegten, daß sie einen bessern hätten, ging ihm das Gerede vorauf: „Das ist der, der schon zweimal Unglück gehabt hat!" Seither rechneten ihm die Leute sein Mißgeschick nach. Eine Ziege erfiel ihm. „Natürlich," redeten sie, „der Unglückssenn war dabei!" An der nächsten Stelle entließ man ihn, weil eine Kuh leicht erkrankte, nur aus Furcht, daß sein Bleiben ihr den Tod bringe. Dann hatte er sich bald gewundert, daß ihn überhaupt noch jemand mochte. Aber Nager, der Alpherr, hatte ihm eine gewisse Sicherheit zurückgegeben. „Ich kümmere mich nicht um das Getratsch der Leute," hatte der aufrechte Mann gesagt, als er ihn einstellte. Jetzt — Urs richtete sich langsam auf — war das wohl anders geworden!

Nach einer Weile verließ der Vorsenn den Stein und kehrte zur Herde zurück. Die Tiere umdrängten ihn. Er wußte mit ihnen umzugehen, sie suchten gleichsam Schutz bei ihm. Wenn das dumpfe Brüllen von ihnen brach, biß er die Zähne zusammen. Die Seele tat ihm weh. Drei — vier Tiere fielen neben ihm. Da hob er den nackten Arm und fuhr sich mit der Rückfläche der Hand in die Augen. Jetzt dachte er kaum an sich. Nur um die Not der Kreatur drehte sich ihm das Herz im Leibe.

4

Der Morgen kam. Nun zogen die Wolken. Stolz und ruhig wie Schiffe, die mit schimmernden Segeln aus dem Hafen gleiten, lösten sie sich von ihren Ruheorten hoch über der Alp und schwammen nach Süden. Der Himmel wurde immer klarer. Die weißen Wolkensegler strichen über das Gebirge hin, das die Alp Withaid im Süden abschließt. Einige verschwanden, wiederum wie die Schiffe verschwinden am Horizont. Nachzügler kamen. Lautlos glitten sie hinaus, weithin. Schon sah man sie nicht mehr.

Die Alp glich einem Schlachtfeld. Zwanzig gefallene Kühe lagen steif mit aus dem Kopfe getriebenen, gebrochenen Augen im Gras. Einsam, ganz fern, wo dies Gras in Felsgeröll überging, schimmerten die weißen Leichname der Welschen. Ihre Stirnen waren blutig. Urs hatte sie mit der Axt erschlagen.

Urs Emmenegger trat vor die Alphütte hinaus. Johann, der Knecht, war mit Melken beschäftigt. Verloren und mit verweinten Augen strichen die zwei Kinder zwischen den gesunden Tieren umher. Drüben, wo in der Nacht Urs Emmenegger gestanden hatte, stiegen die Alpgenossen herauf. Es war eine Schar von etwa zwölf zumeist dunkelgekleideten Männern. Sie kamen, nach dem Unglück zu sehen, das ihr gemeinsames Besitztum bedrohte. Anton, der zweite Knecht, ging unter ihnen, und einzelne standen im Gespräch mit ihm und ließen sich nochmals erklären, wie die Seuche plötzlich sich gezeigt habe. Nager, der Vorsteher, schritt unter den Vordersten. Er war ein mittelgroßer, breitschultriger Mann von bedächtigem Wesen und guten Umgangsformen, die ihn zwischen Bauer und Städter stellten. Er ließ die Blicke der scharfen grauen Augen nach links und rechts gehen und hob manchmal nachdenklich die Hand zum bart-

losen, breiten Kinn. Bei der ersten toten Kuh blieb er mit einigen Begleitern lange stehen, untersuchte und besprach sich mit den andern. Da kam Urs Emmenegger, die nackten Füße in Holzsandalen gesteckt, herüber. Er grüßte ruhig „Guten Tag, ihr Herren," aber immer noch hatte er das unmerkliche Zittern in den Händen und an den Lippen.

„Guten Tag, Senn," gab Nager zurück.

Er war der einzige, der den Gruß erwiderte. Die übrigen betrachteten den Vorsenn zum Teil mit zornigen, manche mit scheuen Blicken, andre wieder taten, als sähen sie ihn nicht.

„Die Welschen haben es eingeschleppt," sagte Urs zu Nager. „Sie haben mir von Anfang an nicht gefallen."

„Was meint Ihr? Wird es vorbei sein?" fragte jener entgegen.

„Zwei — dreien traue ich nicht," antwortete Emmenegger, „den andern tut es nichts."

Seine Bemerkungen zeigten, wie er seiner Sache sicher war. Die Bauern hätten daraus ersehen können, wie er sein Amt verstand. Die letzteren hatten sich während des kurzen Gesprächs alle um die Stelle versammelt. Nun brach ein noch junger Mensch plötzlich mit zornrotem Gesicht los: „Schieb's auf die Welschen, du Fluch! Man weiß schon, wem wir das Unglück zu danken haben!"

Urs Emmenegger wurde bleich. Seine trockenen Augen schauten scheu umher, die starken Brauen waren hochgezogen. „Ich kann bei Gott nichts dafür," sagte er. Die Haltung des langen, starken und rauhen Mannes hatte etwas Rührendes in ihrer augenblicklichen Hilflosigkeit. Aber die Bauern merkten nicht oder wollten nicht merken, daß er von einem oder dem andern ein Wort des Beistands, der Zustimmung erwartete. Der Junge mit dem wilden Zorn schimpfte

immer unflätiger. Einzelne halfen ihm, andre blickten fast furchtsam auf den Menschen, mit dem immer das Unglück war. Zwei, die arm waren und die das Unglück am härtesten traf, standen beiseite und wechselten manchmal ein kurzes herbes Wort der Klage. Alle aber wendeten das Gesicht ab, wenn der Blick Emmeneggers sie traf. Selbst Nager stand schweigend und mit gesenktem Kopf beiseite.

Da drehte sich der Vorsenn um und schritt stumm zur Hütte zurück. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, und die Hand war schweißnaß, als er sie sinken ließ.

5

Nager, der Alpherr, suchte Urs Emmenegger in der Hütte. Er rief ihn heraus und ging ein paar Schritte mit ihm abseits.

„Ja, Senn," sagte er mit einem warmen Bedauern im Ton. „Ich kann nichts machen. Die andern wollen nicht Verstand annehmen — Ihr —"

Er wußte nicht recht, wie er fortfahren sollte. Die ihm zugefallene Aufgabe war dem ehrlichen und vernünftigen Manne nicht leicht.

„Ich weiß schon, ich soll gehen," sagte Emmenegger.

Nager griff in die Tasche.

„Ich zahle Euch den Lohn bis Ende," bemerkte er eifrig. „Ihr sollt nicht zu Schaden kommen. Das will ich schon verfechten bei den andern." Dann begann er sogleich das Geld aus seinem Beutel herauszuzählen.

Urs Emmenegger empfing die Batzen in seiner lederigen breiten Hand. Sie zitterte immer noch. Sonst aber erschien er ganz ruhig. Er steckte das Geld ein und dankte.

Nagers Gesicht wurde noch verlegener. „Geht Ihr jetzt talzu?" fragte er, als der andre sich langsam umwendete und sinnend über die Alp hinsah.

Emmenegger blickte nach der Stelle, wo noch immer die beiden toten weißen Kühe lagen. „Ich will ins Welsche hinüber," sagte er ganz in Gedanken.

„So kommt Ihr bei uns vorbei," meinte Nager gutmütig. „Wenn Ihr die Nacht bei uns bleiben wollt, seid Ihr willkommen."

„Ich gehe nicht unten herum, ich will dort hinüber," antwortete Urs und wies nach dem südlichen Alpausgang, wo ein schmaler, kaum sichtbarer Pfad ins Geröll stieg. Es war ein kaum mehr begangener, unwegsamer Paß, der ins Welsche führte.

„Ueber die Windfanglucke?" fragte Nager rasch und fügte hinzu: „Dummheiten! Daß Ihr noch erfallt!"

Der Senn wehrte unwirsch ab. „Ich erfalle nicht, habe schon mehr solche Wege gemacht."

Und plötzlich fiel es dem Alpherrn ein, daß jener den Spott und das Schimpfen der Talleute vermeiden wollte. Er widersprach nicht mehr.

„Ja — ade," sagte Urs Emmenegger auf einmal. Er hob zögernd die Hand, ungewiß, ob der andre ihm den Gruß abnehme.

„Ade," grüßte Nager entgegen und schüttelte die ihm zaghaft gebotene Hand herzlich. „Es ist vielleicht besser für Euch," schloß er, „wenn Ihr einmal in eine ganz andre Gegend kommt."

„Ja," stimmte der Senn zerstreut bei. Dann wendete er sich der Hütte zu.

Nach einer geraumen Weile trat er wieder heraus. Er hatte seine guten Kleider angelegt, schwere, geschnürte Schuhe an den Füßen, einen schon zertragenen braunen Filz auf dem Kopf. In einem grauen Handkoffer trug er seine wenigen Habseligkeiten bei sich.

Er zog einen derben Stock durch die Ledergriffe des Koffers, schulterte ihn und machte sich auf seinen Weg.

Die Alpgenossen waren auf der weiten Matte zerstreut geschäftig. Eine Grube wurde gegraben, in welcher die der Seuche erlegenen Tiere verscharrt werden sollten. Einzelne nahmen sich der noch kranken Kühe an, wieder andre kümmerten sich um die gesunden. Die Knechte gingen ihnen an die Hand.

Urs Emmenegger kam unbemerkt von dannen. Erst als er schon ein weites Stück über den grünen Boden geschritten war, bemerkte der dort in der Nähe arbeitende blonde Knecht Johann den sich Entfernenden. Er rief ihn an, kam herüber und gab Urs die Hand. „Mit Glück," sagte er, um das verlegen, was er dem andern auf den Weg geben sollte. In seinem hellen Gesicht stand eine aufrichtige Zuneigung für den älteren Mann.

Der Senn dankte. Er errötete dabei, als schämte er sich vor dem jüngeren darum, daß er entlassen war. Mit unbeholfener Eile kürzte er den Abschied ab und setzte seine Wanderung fort. Jetzt erblickten ihn die Kinder, die ihres Hüteramtes pflegten, und riefen den ihnen zunächststehenden Bauern zu: „Der Vorsenn! Dort geht er davon."

Eine Bewegung ging durch die Schar der Alpgenossen. Einer nach dem andern sah auf. Unwillkürlich folgten auf einmal viele Blicke dem Davongehenden. Einige höhnten, der junge Rote schimpfte noch.

Es ging gegen Mittag. Die Sonne stand senkrecht über der Alp. Keine Wolke war mehr sichtbar. Die Berge hoben sich scharf und klar vom Himmel ab und waren hoch, schön und still. Ihre Felsen zeigten die Risse und die harten, ragenden Spitzen, ihre Firne strahlten in einem Glanz, den das Auge nicht ertrug. Urs Emmenegger hatte den Hut vom

Kopf genommen und trug ihn in der Hand. So sahen die Alpgenossen die helle Sonne auf seiner kahlen Stirne liegen. Mit gleichmäßiger Schwerfälligkeit schritt er vorwärts, die lange Gestalt etwas vornüber gebogen. Jetzt wurde sie für die Nachblickenden kleiner und kleiner. Jetzt verschwand sie im Schatten der Felsen und jetzt tauchte sie in der mit Geröll besäten Windfanglucke plötzlich größer noch einmal auf. Einen Augenblick stand sie scharf umrissen wider den blauen Himmel, das dunkle Gewand, Stock, Koffer und eckiger Schädel. Dann verschwand sie zwischen den Steinen.

In diesem Augenblick sagte keiner von den Aelplern ein Wort. War der Zorn verraucht, tauchte dem und jenem blitzähnlich das Empfinden auf: Du hast einem unrecht getan — gleichviel, einen Augenblick lang war es ganz still über der Alp, als sei etwas Schweres oder Großes oder Feierliches geschehen.

*

Die Eigentümer der Alp Withaid hörten nichts mehr von Urs Emmenegger, auch nicht, als sie gelegentlich im Welschen nach ihm fragten. Einige wollen deshalb haben, daß er auf dem Abstieg von der Windfanglucke erfallen sei. Aber sie haben wohl unrecht; denn der Senn war weggewohnt und vielleicht ging er weiter, als man dachte, seinem Namen aus dem Wege. Vor dem Namen bekreuzigten sich die von der Alp Withaid noch lange. Jesses, was der Urs das Unglück an den Fersen gehabt hatte! Kein Mensch konnte so einen mehr einstellen, so — —.

Geschichten von all dem, was den dem Emmenegger anvertrauten Herden geschehen sei, gingen von Mund zu Mund. Viele Jahre lang werden diese Geschichten noch lebendig sein. Eines Tages werden die Alten auf den Ofenbänken sie erzählen. Dann ist die Geschichte vom Unglückssenn zur Sage geworden.

Ein kleiner Frühling

1

Ursula Z'graggen stand in Oberrichter Kellers Garten. Niemand sonst war in der Nähe. Das große graue Haus mit den grauen Fensterläden, das noch keine der neumodischen Veranden und Balkone zierten, lag wie ausgestorben, auch im Garten schien niemand zu sein, niemand als der Frühling. Der freilich blickte aus dunkelm Buschwerk, hinter weißen Birken und schlanken Tannen hervor; es war, als seien seine leisen Tritte eben über ein weiches Rasenbeet gegangen, und als hätte seine feine Hand die weiße Blüte gestreift, die drüben auf dem graugrünen Strauche zitternd auf und nieder schwankte. Der Himmel leuchtete, und die Bäume im Kellerschen Garten schienen ihm entgegenzuwachsen. Hoch und still standen sie da. Sie schraken gleichsam aus einer stummen Andacht auf, wenn ein zwitschernder Vogel aus einem ihrer Aeste flog und die Zweige einen Augenblick unruhig um sich schlugen.

Ursula Z'graggen setzte den grob beschuhten Fuß linkisch und verlegen auf den grauen Kiesweg. Sie wußte nicht, ob sie da gehen durfte. Die Köchin sagte, daß man von der Terrasse drüben in die Berge sehe; und nun im Hause alles still war und sie nichts zu tun hatte, wollte sie hinübergehen und sehen, ob das wahr war. So schritt sie weiter, furchtsam und voll Unbehagen darüber, daß der Kies unter ihren Schuhen knirschte.

Die Sonne leuchtete auf Ursulas schwarzes Kleid, zeigte, wie es fadenscheinig und schmucklos war und wie es nur eben an die Schäfte der glanzlosen und plumpen Bundschuhe reichte, so daß beim Gehen manchmal der schwarze Strumpf hervorsah. Am Halsausschnitt des Kleides war eine weiße Krause angenäht; sie legte sich zierlich an den schlanken Hals.

Das Gesicht war schmal und weiß, viele Sommersprossen bedeckten die feine Nase und einen Teil der Wangen. Aber die Stirne war rein. Ursula streckte den Kopf und sah um sich. Ihre Augen, die dunkel waren und tief im Kopfe lagen, erschienen groß und versonnen, während sie auf den Zehen stand und mit den Blicken die Terrasse suchte. Sie entdeckte bald das aus roten Rundziegeln gebaute Geländer, das den Garten abschloß. Eine freie Weite tat sich dahinter auf. Das Mädchen hob die Hand, die zwar rauh und von Arbeit zerhackt, aber schlank und schmalfingerig war, zum Kinn, wie verlegene Leute tun. Die Hand spielte im Gesicht und glitt bis an den Hals, wo eine der Strähnen kupferfarbenen Haars, die sich aus den losen, um den Kopf gewundenen Zöpfen befreit, über die Schläfe herabhing; die strich sie langsam zurück und bewegte sich vorwärts. Die hagere Gestalt bekam etwas Spähendes, während sie so den Oberkörper vorgeneigt weiterging. Nun erreichte sie den breiten Pfad, der vor dem Ziegelgeländer lag. Mit zwei Schritten trat sie an das letztere heran und legte beide Hände auf die Sandsteindeckplatte. In einer Art Verlangen beugte sie sich ein wenig darüber hinaus. Unzählige Dächer lagen unter ihr, heiße Zinnen, rauchende Schlote, dazwischen wohl manchmal ein Garten oder ein freier Platz und da und dort ein ragender Turm. Wenn aber der Blick das Häusergewirr überwunden hatte, traf er auf einen langen, glitzernden Streifen blauen Wassers, den zu beiden Seiten schöne Hügel einschlossen, Hügel, die nach Süden wuchsen und in einer aus dem Glast der Ferne geheimnisvoll sich heraushebenden, gewaltigen Gruppe von Bergen sich verloren. Wie hier die Dächer und Zinnen und Türme, war dort Gipfel an Gipfel gebaut. Die höchsten von ihnen schienen den Himmel zu tragen, und der Schnee, der sie bedeckte, leuchtete eigen.

„Die Urner Berge siehst du da nicht," sagte plötzlich jemand zu Ursula.

Sie schreckte aus ihrer vorgebeugten Stellung zurück, ließ die Arme an die Seite fallen und bekam ein heißes Gesicht.

„Ich gehe gleich wieder ins Haus," stotterte sie scheu.

„Du kannst schon dableiben, wenn es dir Freude macht," gab Ernst Rudolf Keller, der jüngere, zurück und stand steif und fast so linkisch wie das Bauernmädchen an der Mauer. Er war Kaufmann, aber er hatte einen langen schwarzen Gehrock an wie ein Geistlicher, dazu einen hohen, unterm glatten Kinn geschlossenen Hemdkragen. Nun setzte er sich auf die Mauer und spielte mit den weißen Fingern am Stein, dabei betrachtete er das Mädchen von der Seite, aber sobald sie das Gesicht ihm zuwendete, schlug er den Blick zu Boden. Er war schlank gewachsen, aber von eckigen Gebärden; es war, als säße ihm ein Stock im Rücken, so aufrecht trug er Hals und Kopf. Sein Gesicht war bleich und faltig, obgleich er jung war. Er hatte einen kurzgeschnittenen schwarzen Schnurrbart und schönes glattes schwarzes Haar.

„Hast du Heimweh?" fragte er Ursula.

„Nein," antwortete sie, sah aber über ihn hin, und es war, als ob ihre Augen das Gegenteil sagten.

Sie gewahrte, wo er hergekommen. Ein kleines Gartenhaus stand zur Rechten, etwas erhöht. Ein offenes Buch lag auf dem Tisch. Dort mußte er gesessen haben.

„Wie lang bist du jetzt hier?" fragte er wieder.

„Acht Tage," gab sie zurück.

Beide erinnerten sich dabei des Anfangs ihrer Bekanntschaft. Oberrichter Keller hatte mit Frau und Sohn zwei Sommermonate in Amsteg zugebracht und dort die Familie der Ursula kennen gelernt, dann hatte

Frau Keller letztere als angehende Magd für ihren Haushalt geworben; neun Kinder waren nun noch daheim.

Ernst Rudolf besann sich. Er hatte sich um Ursula nicht gekümmert, kaum beachtet, daß die Mutter mit ihr anknüpfte. Jetzt war er überrascht, einmal, weil sie zwar bäurisch angezogen und unbeholfen, aber zart und zierlich war, dann, weil in ihren Augen ein so eigentümlicher Ausdruck furchtsamen Kummers lag. Er fühlte heraus, daß sie sich hier in der Stadt verloren vorkam und daß es sie, so schlecht sie es daheim haben mochte, wieder dorthin zurückzog. Unwillkürlich erinnerte er sich der Gestalt ihres Vaters, eines großen, schwarzbärtigen, rauhen Menschen, der mit barschem Wort ihrem Fortgehen beigestimmt hatte. „Natürlich! Von den Kindern muß sich jedes selber durch die Welt helfen." Es war gewesen, als schiebe er hinter der aus dem Hause gehenden Tochter einen Riegel vor: Nicht daß es dir einfällt, wieder zurückzukommen! Auch das Land tauchte vor Ernst Rudolfs Erinnerung auf. Er war kein Schwärmer und bewegte sich in einem engen Kreis. Sein Ehrgeiz war, in seinem Geschäft vorwärts zu kommen, sein unbewußter Stolz, daß er war, wer er war: Ernst Rudolf Keller, ein Alteingesessener von St. Felix. Aber, nun er an jene Ferienzeit in Amsteg dachte, wurde es warm in ihm. Wie der Bristen zum Himmel stieg, im Maderanertal die weißen Firne leuchteten! Wie die Tannen im Föhnwind rauschten und wie die Wolken schweigsam und schimmernd über die Berge zogen! Ernst Rudolfs Blick wurde lebhaft, weiter und glänzender. Er wendete sich wieder zu Ursula. „Es ist schön da bei euch daheim."

Sie nickte. Ihre roten Lippen zitterten ein wenig.

„Die Lawine am Bristen lag noch so hoch, als wir kamen," fuhr er fort und wies mit der Hand die haushohe Lage des Schnees.

„Die kommt immer schwer," erwiderte Ursula.

Als sie nun begonnen hatten, von Einzelheiten des Naturbildes zu sprechen, wurden beide unwillkürlich eifrig. Jedes wußte etwas hinzuzufügen. Sie gerieten in eine lebhafte Unterhaltung und sprachen eine ganze Weile, ohne zu stocken und ohne jede Zurückhaltung miteinander. Ursulas Gesicht flog ein Hauch von Röte an. Ihre großen Augen bekamen einen froheren Schimmer. Eine kurze Pause im Gespräch erinnerte sie dann daran, vor wem sie stand und daß sie noch immer sich im Garten aufhielt, wo sie nicht hingehörte.

„Ich muß jetzt gehen," sagte sie verlegen.

Er hielt sie nicht auf. Vielmehr kehrte auch seine steife Linkischheit zurück.

„Ade," sagte sie, ihn noch einmal scheu und unterwürfig anblickend, dann ging sie mit denselben furchtsamen Schritten, mit denen sie gekommen war, davon.

Er war so unbeholfen, daß er nicht wußte, wie er freundlich mit ihr sein sollte, und doch hätte er sie, als sie ihn verließ, gerne aufgemuntert, sie solle sich hier zu Hause fühlen. Er hob erst den Kopf, als sie im Begriff war, zwischen den Bäumen zu verschwinden. Die Sonne lag auf ihrem roten Haar, und ihr weißes Profil leuchtete, als er hinblickte. Er wunderte sich, was für ein merkwürdiges Mädchen sie war; aber es fiel ihm ein, gelesen und auch selbst sich überzeugt zu haben, daß es im Gebirg neben steinhaften und stämmigen Männern solche feine und schlanke Frauen gab.

2

Im Speisezimmer des Oberrichters wurde der Tisch gedeckt. Das Zimmer lag gegen Abend, und hohe Bäume verdunkelten die Fenster, an denen schwere grüne Vorhänge hingen. Der Raum war dunkel.

Schwere Möbel füllten ihn. Die schwarzen Stühle hatten hohe geschnitzte Lehnen, auch Spiegel und Büfett trugen schöne alte Schnitzereien. Das weiße Tischtuch und das Porzellan darauf stachen seltsam von der dunkeln Umgebung ab. Am Tische saßen zu Häupten der Oberrichter, zu seiner Linken seine Frau, zur Rechten eine junge Dame mit feinen, spitzen Zügen und schlanken Händen, neben ihr hatte Ernst Rudolf seinen Platz. Sie führten eine ruhige Unterhaltung, an der sich am eifrigsten die Nichte des Kellerschen Ehepaares, das Fräulein Betty Finsler, beteiligte, während der Oberrichter, mit seinen grauen Augen mehr als mit dem bartlosen Munde kühl lächelnd, ihr Bescheid gab, auch Frau Keller zuweilen ein gemessenes Wort dazwischen sagte, Ernst Rudolf jedoch nur selten sich in einer kurzen, jedoch sicheren und treffenden Aeußerung vernehmen ließ. Eine gewisse Feierlichkeit lag über der Gesellschaft. Es blieb immer ein bedeutsamer Anlaß, wenn Fräulein Betty zu Tisch erschien. Sie war, obwohl um einige Monate älter als ihr vierundzwanzigjähriger Vetter, seine angehende Verlobte. Die Sache wurde nur deshalb noch einstweilen geheim gehalten, weil Ernst Rudolfs Bankgeschäft noch jung war und er dasselbe erst zu Ansehen bringen wollte, ehe er sich seinen Hausstand gründete. Es war auch nicht Sitte unter den Altbürgern der Stadt, sich früh zu verehelichen; wie in all ihrem Tun beobachteten sie auch hierin eine überlegene Bedächtigkeit. Im übrigen paßten das Fräulein und Ernst Rudolf wohl zusammen, entstammten beide alten Familien, hatten das etwas steife Aeußere und einen hinter Zurückhaltung sich bergenden scharfen Geist gemeinsam. Ernst Rudolf wußte selbst kaum, wann sein Heiratsplan zuerst aufgetaucht war. Er war zu eckig, als daß er sich in Gesellschaft andern Mädchen, besonders jüngeren und munteren, genähert hätte,

und durch keine Unruhe des Herzens je aus dem Gleichgewicht gebracht, fand er an dem, was vielleicht von dritter Seite ihm zuerst nahegelegt worden, so wenig auszusetzen, daß er sich mit aller Ruhe in die Rolle des künftigen Bräutigams hineinlebte.

Bislang hatte das Gespräch Angelegenheiten der Familie gegolten. Jetzt wandte sich die Frau Oberrichter mit der Frage an das Fräulein, ob sie das Mädchen beobachtet, das die Speisen aufgetragen. Diese erwiderte, sie sei ihr wohl aufgefallen, sehe noch sehr ländlich aus, worauf Frau Keller sich — sie war eine ziemlich korpulente, aber stattliche und in ihrem schwarzseidenen Kleide sich vornehm ausnehmende Dame — aufrichtete und von Ursula Z'graggens Herkunft zu erzählen begann. Indessen öffnete sich die Tür. Ursula und eine ältere, saubere und gewandte Magd traten ein. Sie trugen beide weiße Schürzen über schwarzen Kleidern, und Ursula war bleich und hatte zitterige Hände, während sie auf einen im Hintergrund stehenden Tisch die beiden Platten niedersetzte, die sie hereingebracht hatte. Die andre Magd gab ihr mit stummen Winken Anleitung, wie sie sich zu benehmen hatte, und sie achtete mit großen Augen auf das, was sie ihr zeigte. Trotz ihrer Verlegenheit und Linkischheit fiel die Anmut ihrer Erscheinung, insbesondere eine schöne Haltung des von dem reichen, rotschimmernden Haar umwundenen Kopfes auf. Die Blicke der am Tische Sitzenden folgten ihr unbemerkt. Wenn sie in ihren schweren Schuhen über einen der Teppiche stolperte, von denen der Boden ganz bedeckt war, sahen die Damen einander an und lächelten. Der Oberrichter erhob sich, um eine beiseite stehende Flasche Wein zu entkorken, ein Geschäft, das er nie der Dienerschaft überließ. Er war ein auffallend großer Mann, der aber stark vornübergebeugt ging, hatte strenge, scharfgeschnittene Züge, dichtes graues

Haar und starke schwarze Brauen. Er richtete jetzt das Wort an Ursula, wollte mit der Frage, wie es ihr in der Stadt gefalle, sie zutraulich machen. Sie aber wurde durch die plötzliche Anrede, vielleicht auch weil sie vor dem alten Herrn ohnehin eine große Scheu empfand, so verschüchtert, daß sie eine ungeschickte Bewegung machte, eine Schüssel gekochten Obstes, die sie in der Hand trug, ins Klappern brachte und sie nach raschem, vergeblichen Bemühen, sie zu halten, zu Boden fallen ließ.

Der Oberrichter runzelte die Stirn. Seine Gattin hatte einen leisen Schrei ausgestoßen und erhob sich hoheitsvoll von ihrem Stuhl. Fräulein Betty aber sah auf ihr Kleid nieder, auf das einige spritzende Tropfen des Obstsaftes gefallen waren. Sie machte eine ärgerliche Bewegung und stand ebenfalls auf, um mit einem Tüchlein und heißem Wasser, das die zweite Magd in rascher Geistesgegenwart herbeitrug, die entstandenen Flecken auszuwaschen.

Ursula stand einen Augenblick hilflos da. Ihr Gesicht hatte seine letzte Farbe verloren, und sie blickte mit den dunkeln Augen von einem zum andern. Da trat plötzlich Ernst Rudolf vor sie hin, bückte sich in seiner ganzen hageren Steifheit und nahm die in zwei Scherben am Boden liegende Schüssel auf. Als er sich emporrichtete, schaute er Ursula mit braunen Augen aufmunternd, ja mit einer an ihm fremden Lustigkeit an und sagte: „Es muß jedes seine Lehrzeit machen. Es werden wohl nicht die letzten Scherben sein, Ursula Z'graggen.“ Mit den zwei Worten half er ihr über die Verlegenheit hinweg.

Sie fand die Rede wieder und brachte eine leise Entschuldigung hervor, auf die keines hörte. Als aber der junge Keller ihr jetzt mit drolliger Gebärde die Scherben in die Hand legte, mußte auch sie lächeln. Er behandelte den Vorfall so sehr als eine Kleinigkeit,

daß sie ihre Fassung nun vollends wiederfand und das Zimmer verlassen konnte, während ihre Kollegin die Spuren des Unfalls auf dem Boden zu verwischen trachtete. Inzwischen setzte sich die Herrschaft an ihre Plätze zurück. Der Oberrichter, etwas ungehalten über die Störung, wendete sich mit der Mahnung an die Magd, sie möge das Bauernmädchen nicht mehr zum Dienste bei Tisch verwenden, ehe sie nicht sich besser umzutun wisse. Das Fräulein Betty wusch ihre schlanken Hände in der Fingerschale, die aufgesetzt wurde. Zierlich ließ sie das Wasser von den feinen Fingerspitzen tropfen, und als sie sie nachher in derselben Sorglichkeit trocknete, hatte sich die letzte Spur der Erregung über den kleinen Zwischenfall verloren. Und das gleiche war bei Frau Keller der Fall, die anfänglich im Gesicht einen Zug verächtlicher Entrüstung über die Ungeschicklichkeit der Fremden getragen. Sie begann eine Mandel zu knacken und in ein paar Bemerkungen zu Fräulein Betty sich über den Vorfall auszulassen. Dabei ging ihre Erregung in eine überlegene Heiterkeit über, inmitten welcher sie sich plötzlich erinnerte, wie Ernst Rudolf der Ungeschickten vorhin Hilfe geleistet. Sie lächelte noch nachträglich belustigt. „Du bist ihr ganz kameradschaftlich beigesprungen," scherzte sie zum Sohne gewandt. Dieser aber machte ein eigentümliches Gesicht und blickte eine ganze Weile nachher sonderbar vergnügt vor sich hin. Etwas Seltsames bewegte ihn. Es war ihm, als hätte in dem kleinen Lärm, dem Wirrwarr des Vorfalls von vorhin etwas Wohltuendes gelegen. Er wurde sich nicht klar darüber, was es war; aber blitzartig erschien ihm die Welt, in der er lebte, anders als sonst. Waren sie nicht eigentlich eine lächerliche Gesellschaft, in aller Steifheit ihres Wesens, in der Sorgfalt und Gedämpftheit ihrer Gefühle, wie sie vier da am Tische saßen, auf-

recht, in jeder Bewegung und in jedem Worte vorsichtig und gemessen, allem Lärm abhold und zimperlich gegen alles, was unschön und unvornehm war! Und nun dieser Unfall! Es war wie eine Erholung, daß so etwas in einem Hause geschah, wo alles seinen sauberen, peinlich genau berechneten Gang ging! Wie eine Bombe hatte es eingeschlagen, und sie alle vier, mit der Abneigung gegen jede Erregung, waren nervös zusammengefahren und hatten sekundenlang die liebe, doch sonst so sichere Haltung verloren!

Ernst Rudolf lächelte vor sich hin. Es war nur ein kleiner Gedankenspaziergang in eine ihm sonst fremde Welt hinein, den er da machte. Er kehrte bald davon zurück. Als seine Mutter und Fräulein Betty sich gleich darauf erhoben, um ins Nebenzimmer zu gehen, war er ganz wieder der alte, öffnete die Tür für die Damen, folgte dem Vater, der sich zu den Frauen setzte, um den Kaffee zu erwarten, und saß steif und aufrecht auf dem Rande des leichten, zierlichen Stuhles seiner schlanken Zukünftigen gegenüber.

3

Der Garten war dunkel; aber die Bäume und Büsche unterschieden sich, und das Weiß der Kieswege schimmerte gedämpft aus dem Schwarzgrün der Rasenbeete. Die Bäume und Büsche regten sich kaum. Ihre schlanken, zur Höhe strebenden Linien gaben dem Garten ein Bild wundervoller Ruhe. Hoch oben war der Himmel, der viele Sterne trug. Aber jenseits der Terrasse war es heller, als habe der Garten seine eigne Nacht und jenseits leuchteten heimliche Lichter. Diese Helle kam nicht allein von den Lampen, welche die Straßen von St. Felix erhellten und von dem Glanz, der aus roten Fenstern in die Nacht stach.

Ueber den Hügeln zur Linken stand der Mond und warf einen reinen, kühlen Schein über St. Felix, die Stadt, über den lang sich hindehnenden See und in die ferne Welt der Berge hinein. Der ohnehin stiller werdende Lärm der Straßen drang nicht zum Keller-schen Garten empor. Die Dächer und Zinnen und die einzelnen Türme da unten ragten grau und schwer in die Nacht. Der Wasserstreifen des Sees glänzte. Aber die fernen verschneiten Berge standen im Süden wie eine zweite steinerne Stadt, nur mächtiger als die diesseits liegende, wie eine märchenhafte Stadt mit riesigen Gebäuden und tief geschnittenen düsteren Straßen.

Ernst Rudolf Keller trat in den Garten hinaus. Er war spät aus seinem Geschäfte gekommen, aber befriedigt von dem schönen Aufschwung, den es schon jetzt nahm, hatte mit Vater und Mutter zu Nacht gespeist und begab sich absichtslos, im behaglichen Gefühl wohl erfüllten Tagwerks ins Freie. Er trug wie immer schwarzes, tadelloses Gewand, die Hände hielt er in den Taschen, so machte sein Gehrock auf beiden Seiten drollige Falten. Er beabsichtigte kaum weiter als bis vor die Tür zu gehen, aber die Helle, die jenseits der Terrasse war, lockte ihn, hinüberzu-schlendern. Unterwegs fiel ihm ein, wie das Urner Mädchen dort an der Terrassenbrüstung gestanden und nach den Bergen geblickt hatte. Ob sie wieder dort gewesen war? Sie hatte das Heimweh noch nicht überwunden, das arme Ding, sah blaß aus und hatte verweinte Augen, wenn man ihr begegnete. Mit diesen Gedanken beschäftigt, ging er im Dunkel der Büsche. Da knirschte der Kies, und eine Gestalt glitt drüben durch die Nacht des Gartens. Er hielt vor Staunen einen Augenblick inne. Das mußte die Urnerin sein! Sie war wie krank nach der Heimat! Das Ungewöhnliche des Vorgangs rüttelte ihn aus

seiner kühlen und steifen Ruhe. Das Herz klopfte ihm leise. Aber langsam setzte er den Weg fort und näherte sich allmählich der Terrasse. Er sah Ursula von weitem. Sie war barhaupt, wie sie im Hause ging, nur die weiße Schürze hatte sie abgelegt. Plötzlich wendete sie sich um und lauschte. Vielleicht sah sie ihn dann oder hörte doch seinen Schritt. Sie wollte fliehen, setzte zum Laufen an.

Da redete er sie an: „Bleib doch!" Und als sie dennoch davoneilen wollte: „Ursula!"

Sie mochte meinen, daß er ihr befehle zu verweilen. So kam sie zurück. Sie sah ganz so aus, wie er sie am Tage gesehen hatte, das Gesicht schien noch schmaler geworden, die Augen waren verweint; aber in dem Duft vom Licht, der auf der Terrasse war und der dem eindringenden Mondlicht voranging, schimmerte ihr seltsames Haar. Wieder hingen einzelne dünne Strähnen des letzteren ihr in die Wangen. Sie und der Ausdruck der Verhärmtheit, den ihre Züge trugen, gaben ihr etwas Fremdes, Hungerndes.

„Hast du immer noch lange Zeit nach Zuhause?" fragte er, als sie furchtsam näher trat.

Sie nickte nur, und ihre Lippen legten sich schmal aufeinander.

Ernst Rudolf Keller wußte nicht, wie ihm wurde. War es die Nacht, die atemlose Stille des Gartens, das im Mondlicht weiße, schlafende Land in der Tiefe? Er war nicht mehr er selbst. Das Herz pochte ihm stärker, und er fühlte sich von einer weichen, warmen Freude erfüllt.

„Das wird schon besser," sagte er zu Ursula. „Es geht dir doch nicht schlecht bei uns."

Sie legte die Hand auf das Geländer, auf das nun der Mondschein fiel. Die rauhe, schlanke Hand bekam etwas Edles in dem weißen Licht und etwas Schmerzliches. Plötzlich sah Ursula auf. Es ging

ihr durch den Sinn, wie gut der junge Herr neulich mit ihr gewesen, als sie im Eßzimmer sich so ungeschickt gezeigt hatte. Auch jetzt klang seine Stimme gütig, ermunternd. Sie sah ihn an. Ihre Augen füllten sich schon wieder mit Tränen und ihr schmaler Mund zuckte. „Ich gehe morgen fort," sagte sie.

Er fühlte, wie sie ihm, plötzlich dazu hingerissen, das Geständnis machte.

„Sie müssen es nicht sagen," fügte sie in kindlich bittendem Ton hinzu.

„Fort?" sagte er. „Ja, wie willst —"

Sie unterbrach ihn. „Es geht ein Zug ganz früh," fuhr sie ernsthaft fort. „Ich habe noch so viel Geld, daß ich reisen kann."

Er wollte abwehren, ihr zureden, sich zu schicken, sie auslachen, aber die Worte boten sich ihm nicht.

„Ich lerne nie, was ich hier sollte," sagte sie wieder, den Blick jetzt in die Ferne gerichtet.

Er sah ihr von Betrübnis erfülltes, stilles Gesicht, das schöne Profil und das seltsame Haar.

„Der Vater wird mich schlagen, wenn ich heimkomme," sprach sie jetzt, „aber ich muß doch."

Noch immer lag ihre Hand im Mondlicht auf dem Stein.

Die Berge in der Ferne schienen immer klarer zu werden, eine fast taghafte Helle übergoß sie nun. Sie wuchsen aus den Grenzen, wo Himmel und Erde sich trafen, mächtiger und schöner heraus, leuchteten geheimnisvoll, und zwischen ihren schneeweißen Gipfeln, wo Himmel war, blitzte da und dort ein kleiner, ganz ferner Stern. Der Garten war tief still. Jetzt kam wohl ein leiser Luftzug, als atmete die Nacht. Aber er bewegte kaum die feinen Haare an Ursulas Schläfen.

Ernst Rudolf wußte noch immer nicht was sagen. Gedankenlos strich er mit der Hand über die Ursulas. Das war, weil sie ihm leid tat, und er doch nicht

wußte, wie er helfen konnte. Als sie die Berührung fühlte, wandte sie sich ihm wieder zu. Vielleicht überfiel sie plötzlich die Angst darum, daß sie sich verraten hatte; aber sein Wesen tat ihr wohl. Und als sie ihn nun anblickte, trafen seine Augen die ihrigen. Wie das dann war, wußten sie nicht. Ursula wurde ganz bleich. Dann nahm sie mit beiden Händen die Rechte Ernst Rudolfs und streichelte sie und sagte: „Nicht wahr, Sie sagen es nicht?"

Als er ganz verwirrt antwortete: „Nein, nein," senkte sie die Augen und ging. Sie schritt auf den Zehen. Aber der Kies knirschte doch.

Eine Turmuhr schlug zehn. Noch zwei andre hoben an, ferner als die erste. Einen Augenblick lang war die Luft von diesen ebenmäßigen, verklingenden Schlägen erfüllt. Ehe sie zwischen den Büschen verschwand, schaute sich Ursula noch einmal um, nur ganz kurz und scheu, dann wandte sie sich zögernd.

Ernst Rudolf Keller saß auf der Mauer und hatte ein Zittern in sich. Was war geschehen? Nichts! Und doch war die Nacht seltsam, schöner und fremder als andre, und —

Er seufzte leise und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Dann ging er ins Haus zurück.

— — — — — — — — — — —

Ernst Rudolf Keller sagte nichts davon, daß das Urner Mädchen fortzulaufen dachte, und hinderte es nicht. Als Ursula Z'graggen am nächsten Morgen wirklich vermißt wurde, gab er ruhig der Vermutung Ausdruck, sie werde heimgefahren sein, sie habe nicht ins Haus gepaßt. Er sagte das in seiner steifsten Haltung, vielleicht sogar mit einem neuen leisen Anflug von Behagen über die Würde seiner Umgebung, einem kleinen Unterton von Verächtlichkeit für das, was nicht in diese Umgebung gepaßt hatte. Der Herr Oberrichter telegraphierte nach Amsteg um Auskunft.

Am Abend kam die Antwort: Ursula sei eingetroffen und wolle nicht zurück.

„Nun ja denn," sagte der alte Herr achselzuckend, nahm die Zeitung, begann zu lesen und hatte die Ursula vergessen.

„Undankbares Volk," bemerkte seine Frau, zum Sohne gewendet. Sie klingelte nach dem Mädchen, erkundigte sich, ob die Urnerin ihre Sachen mitgenommen und — nichts andres, lächelte dann überlegen und meinte: „Einmal hätte das Mädchen es jetzt gut haben können, doch — wenn sie eben nicht wollte —." Mit in den Nacken gelehntem Kopf ging sie aus dem Zimmer.

Ernst Rudolf gab ihr recht, ganz recht. Er hatte völlig vergessen, daß er vor wenigen Tagen noch über sich selbst, die Mutter und die andern gelächelt hatte. Er hatte eine unbehagliche Nacht hinter sich, eine Nacht ohne Schlaf mit dem leisen Zittern in sich, mit einem Erinnern an nächtliche Stille und fernes Leuchten und an ein schönes, kummerhaftes, junges Gesicht. Und er war kein Freund von innerer Unruhe und lauten Gefühlen. Viel besser war es, wenn die Gedanken regelmäßige, wohlgeebnete, saubere Pfade gingen und man alles, was nicht in den eignen Kreis gehörte, von sich fern hielt.

Ernst Rudolf Keller lebte auch später ganz dieser Anschauung gemäß. Sein wohlgeordnetes Geschäft, dem der alte Name des Inhabers allein schon zugute kam, gedieh so sichtlich und so regelmäßig, daß er ohne Bedenken Fräulein Betty schon im nächsten Jahre heimführen konnte. Sie wurden ein sehr angesehenes Ehepaar, das streng die Pflichten und Sitten eines Altbürgers von St. Felix pflegte und daher auch in der neueren und größeren Stadt mit einer Art geheimer Hochachtung betrachtet wurde. Es merkte niemand, ahnte es keiner von weitem, daß der aufrechtgehende,

immer schwarzgekleidete Herr mit dem klugen Gesicht, dem sein scharf umgrenzter Gesellschaftskreis alles galt, manchmal etwas in sich hatte, was sein Gleichgewicht störte. Und er hatte es doch und wird es haben bis in die hohen Jahre hinauf, bis an den letzten Tag. Eine Erinnerung! Ragende Büsche im dunkeln Garten, eine ferne Helle und leuchtende Berge. Ein schlichtes Mädchen tritt aus den Büschen, lehnt an der Mauer, schaut in die Ferne — —

Die Erinnerung geht und kommt wieder, oft mehrmals in Wochen, oft monatelang nicht mehr. Und sie ist wie ein schönes, fernklingendes Lied.

Ein kleiner Frühling hat einmal den zopfigen Ernst Rudolf Keller gestreift.

Die Hexe

1

Es war kein rechter Winter. Im November war der Schnee gefallen. Nun im Januar hatten Sonne und Föhn ihn beinahe wieder aufgezehrt. Die Dorfstraße war von einer grauen Eiskruste überzogen. Die schwarzen Schindeldächer der Hütten lagen bloß. An den Lehnen ragten die rauhen Granitblöcke herrisch aus dem Schnee. Die Tannen standen in düsterem Schweigen. Ein weißgrauer Himmel spannte sich über Dorf und Landstraße und über die zwei Reihen von Bergen, zwischen denen die Straße sich in die Höhe wand und ein Fluß zu Tal stürzte. Es lag eine trübe Eintönigkeit der Farben über der Landschaft.

Heimlich gurgelten und plätscherten die Wasser des winterzahmen Wildbaches, heimlich säuselte der Föhn fern in den Felsen. Es tönte wie furchtsames Verkünden großer und schwerer Zeiten.

Schwere Zeiten lagen wirklich über dem Land. Fremde Heere schlugen Schlachten auf seinem Boden und es konnte ihnen den Durchzug nicht verwehren. Wo da und dort das Volk sich wider die Eindringlinge erhoben, hatte die Uebermacht es niedergeschlagen, seine Männer gemetzelt, seine Heimstätten verbrannt. Auch unterhalb Anderhalden standen Brandmauern im Schnee. Auch dort hatte vor Monaten ein Kampf gewütet. Noch lag der Schrecken über den Dörflern. Kriegsvolk zog landauf und -ab, heute in Haufen, ein andermal einzeln und zersprengt. So kam der Schrecken nicht zur Ruhe. Mord und Brand lauerten noch immer hinter den Felsen, die Anderhalden überragten.

Im Alltag des Volkes war der mürrische Gleichmut, der heute tut, was er morgen zum Leben nötig hat, aber nicht mehr, der störrische, ohnmächtige und dumpfe Groll gegen das Schicksal, das über dem

Lande waltete. Alle schlimmen Eigenschaften der Menschen, die in glücklichen Zeiten schlummern und eher sich verlernen und verlieren, wachten auf, die Freude am Zank und der Jähzorn, die Trunksucht und der Aberglaube; denn der Mensch verliert leicht sich selbst, wenn er die Zuversicht auf ein gedeihliches Wirken verliert. Der Aberglaube besonders faßte, aus den Seelen der Bergbewohner nie ganz ausgerottet, neue Wurzel. Sie deuteten seltsame Naturerscheinungen als Vorzeichen für Not und Krieg, brachten Krankheit bei Mensch und Vieh in Verbindung mit den großen Weltereignissen und suchten nach denjenigen, denen sie Schuld an diesen Vorkommnissen beimessen konnten. Neben dem Aberglauben schoß das Mißtrauen empor. Der Freund traute dem Freund nicht mehr und das Kind nicht den Eltern. Es war eine dumpfe und fürchterliche Zeit.

In Anderhalden hatten sie auch derjenigen mißtraut, die sie heute zu Grabe trugen. Ihre Hütte erhob sich eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes, dort wo die Straße tiefer ins Gebirg führt. Die Frau stand im Ruf einer Bettlerin, obwohl sie keinen in Anderhalden je um ein Almosen angegangen war. Es hieß, sie bettle in den benachbarten Ortschaften. Auch sammelte sie Lumpen und Knochen, kaufte alte Kleider und verkaufte sie wieder. Und wenn einer sie um einen Rat für ein krankes Glied oder ein Stück Vieh, das unpaß war, fragte, gab sie ihn, gab ihm einen Trank oder eine Salbe. Zweimal hatte sie Frauen in ihrer schweren Stunde beigestanden, als die Hebamme nicht zur Stelle war, und der Zufall wollte, daß sie des Weges kam. Weil sie wenig sprach und im Dorf von niemand etwas wollte, weil sie scheinbar mehr wußte als andre und weil man nicht recht begriff, aus was sie bei ihrem kleinen Verdienst mit

ihrem Kinde lebte, mißtraute man ihr. Man sprach nicht aus, daß sie eine Hexe sei; denn das Volk war schon über die Zeit hinaus, wo man dergleichen laut ausschrie, aber man stieß sich an, raunte, wies mit Fingern und däuchte sich zu gut, um mit der Steffen-Marie zu reden. Nun aber war sie gestorben, ohne Wesens, wie ein andrer Mensch. Sie ritt nicht auf einem Besen zum Kamin hinaus und es zuckten keine geheimnisvollen blauen Flämmchen rund um das Bett, auf welchem sie lang ausgestreckt mit wächsernem Gesicht und scharfer bleicher Nase wie ein steifer, tapferer toter Ritter lag. Blandine, ihre Tochter, hatte den Pfarrer geholt. Dieser konnte nachher erzählen, daß die Marie offenbar an einer raschen Lungenentzündung, die sie sich auf einem ihrer Gänge geholt, gestorben sei. Einen Arzt hatten sie im Dorfe nicht. Die Marie starb ohne Hilfe und allein, nur die sechzehnjährige Blandine war bei ihr.

Diese Blandine schritt hinter dem Sarge der Mutter vom Berge herab dem Dorf zu. Der Föhn säuselte am Weg. Es tönte, als riefe alle Augenblicke einer mit leisem „Pst, Pst" den Leichenzug an. In seinem tiefen Bett gurgelte der gebändigte Wildbach. Der kleine Zug brachte kein Leben in das düstere Landschaftsbild. Die Tannen standen wie Schildwachen an seinem Wege. Vier dunkelgekleidete Männer trugen den schwarz ausgeschlagenen Sarg. Niemand schritt hinter ihm als der Pfarrer, der Lehrer, der Sigrist und Blandine. Wer hätte sich bemühen sollen, im Steintal oben die Tote zu holen? Mit Gemächlichkeit bewegte sich der Zug straßabwärts. Die Träger wechselten manchmal ihre Plätze; denn ihre Last war nicht klein. Zuweilen auch stieß einer von ihnen eine kurze Mahnung hervor, wenn sie an eine vereiste Stelle der Straße kamen und sein schwergenagelter Schuh ausglitt. Der Lehrer las Gebete. Der Sigrist im

weißen Ueberhemde schwang das Rauchfaß. Der Pfarrer, ein feister, strenger Herr, schritt aufrecht neben Blandine. Diese hatte ein feines, zerschlissenes Kleid an und ging in dünnen Schuhen mit leichten Schritten dahin. Kleid und Schuhe waren erbettelt. Sie paßten dem schlanken Mädchenleibe, jedoch nicht in die winterige Landschaft. Blandine fror aber nicht. Vielleicht war sie so abgehärtet, vielleicht auch war das Blut in ihren Adern heißer, als das schmale weiße Gesicht es vermuten ließ. Mit großen Augen sah Blandine um sich. Ihr Mund war leicht geöffnet. So war ihr Gesicht anzusehen, als liege ein Seufzer auf ihren Lippen und gleichzeitig, als gehe sie wie im Traume und kümmerten sie weder die Menschen in ihrer Nähe noch die Gegend, durch welche sie schritt.

Blandines kleines Herz war schwer und doch empfand sie keinen eigentlichen Schmerz; denn zwischen ihr und der Mutter war keine Liebe gediehen. Das Kind hatte die Schule besucht. Dieser entlassen ging auch es auf Sammeln und Verhandeln von Kleidern und Lumpen aus. Wer zuerst heimkam, melkte die Ziege im Stall, setzte die Milch aufs Feuer oder kochte die Suppe. Manchmal nahm jedes allein seine Mahlzeit ein, manchmal aßen sie gemeinsam. Zu erzählen hatten sie einander nicht viel, denn die Steffen-Marie war eine schweigsame Frau und neben ihr wurde auch das Kind nicht redselig. Hie und da wollte die Mutter wissen, was Blandine auf ihren Gängen erlebt; denn sie wußte wohl, daß diese die Verachtung erbte, die sie selber von den Dörflern erlitt. Die Tochter klagte denn wohl so beiläufig: Die und jene Unbill hatte man ihr angetan, aber Aufheben machte sie nicht davon. Sie hatte sich in das sonderbare Erbe, die Verachtung, gefunden wie die Kinder sich in alle Lebensschmerzen mit einem leisen Staunen, aber als in etwas Selbstverständliches finden.

Jetzt war die Mutter tot. Sie war auch schon nachts, einmal sogar mehrere Tage weggeblieben. Es war daher nichts so Außergewöhnliches, daß sie auf ein langes Ausbleiben fortgegangen war. Blandine glaubte, daß in ihrem Leben sich nicht viel ändern würde. Sie würde die Ziege melken, sich die Suppe kochen und handeln gehen. Den Handel verstand sie schon ganz gut, es war ihr nicht bange. Sie hatte nie Mangel gelitten, würde ihn auch ferner nicht leiden. Eins wunderte sie: Der Pfarrer hatte vorhin, ehe der Leichenzug das Haus verließ, ein Wort fallen lassen, der Waisenvogt werde im Hause zum Rechten sehen. Der Waisenvogt; was wollte der von ihr? Eine Ahnung stieg in ihr auf, daß der Tod der Mutter eine Bedeutung haben könnte, die sie noch nicht begriff. Diesem Rätsel grübelte sie nach, während sie dem Sarge folgte, aber es erregte sie nicht. Sie ging mit ihrem kleinen, schweren Herzen dahin wie im Traume, die Lippen geöffnet und die Augen groß, und manchmal zog sie die kindhafte Gestalt in die Höhe und schlenkerte leise die Arme, wußte dabei nicht, daß sie seufzte und sich nach etwas Unbestimmtem sehnte.

Die Sterbeglocke von Anderhalden wurde geläutet. Der Wind versperrte den Klängen einmal den Weg, dann wieder trug er sie davon, kaum daß sie den Zug erreichten. Dadurch kam etwas Seltsames in das Läuten, die Töne glichen bellenden Hündlein, die dem Zuge entgegensprangen und ebenso rasch ihm wieder vorauseilten, so weit, daß ihr Kläffen nur noch schwach vernehmbar war.

Allmählich näherte sich der schwankende Zug dem Dorfe und verschwand zwischen den Häusern. Ein paar selber sterbensreife Weiber, die mit jedem Sarge liefen, traten aus braunen Türen, schwarz gekleidet und das Gebetbuch unterm Arm. Sie schlossen sich

schweigend dem Zuge an, so daß er auf ein knappes Dutzend Menschen anschwoll. Um so mehr Gaffer lagen in den Fenstern. Blandine hatte plötzlich das Gefühl, daß viele Blicke ihr folgten und viele Mäuler geschäftig waren, ihren und der Mutter Namen zu nennen. Doch geschah das nicht laut, sondern mit all der Heimlichkeit und Bedrücktheit, welche den vom Unglück geschlagenen Menschen in diesen Tagen eigen waren. Blandine hörte das Geschwätz nicht, sie ahnte es nur, aber sie sah, daß etwas wie Bosheit und Schadenfreude hinter den Fenstern lauerte. Einen Augenblick wurde ihr heiß und angst; dann sank sie in ihr Sinnen zurück und schritt fürdann unberührt und den Blick ins Leere gerichtet ihres Weges. Er führte einen Hügel hinan, nach der Pfarrkirche und dem Friedhofe.

Das Begräbnis dauerte nicht lange. Es sammelte sich allerlei Volk um das Grab. In dieses senkten die Männer die Steffen-Marie hinab, warfen rasch ein paar Schaufeln harte Erde ihr nach und der Pfarrer sprach die Formeln. Blandine sah kaum, was vorging. Ihr Gemüt war so grau und ruhig wie der Himmel ob ihr. Nachdem nun aber die Mutter in die Grube gefahren und keinerlei Zeichen ihrer Hexenart gegeben, wendete sich die Aufmerksamkeit des Volkes noch mehr der Tochter zu und — weiß Gott, wie es ihnen angeflogen kam — einigen von ihnen wollte es auf einmal scheinen, als sei das Geheimnisvolle und Unverständliche, das sie an der Marie zu deren Lebzeiten gefunden, dem Mädchen, der Blandine, hinterblieben.

Die Waise stand in der Kirche, in die sie sich nach der Beerdigung zur Totenmesse begaben, in der vordersten Bank.

Eine Bäuerin stieß die Nachbarin an: „Siehst du, was für ein dünnes Kleid sie trägt und friert doch nicht!“

Dieses Wort ging um. Man hörte es nicht auf seiner Wanderung von Mund zu Ohr und wieder von Mund zu Ohr. Aber als die Messe vorüber war und alle die Kirche verließen, war das Wort schon Gerede geworden: „Seht, sie friert nicht! Seht, die weißen, warmen Hände! Die feinen Backen! Kein bißchen blau! Kein bißchen kalt!"

Die Erwachsenen verliefen sich unter diesen Reden. Blandine jedoch war nach Ortssitte auf das Grab der Mutter zurückgekehrt, um dort noch ein Gebet zu verrichten. Schulkinder, auch einige halbwüchsige Burschen, deren Blicke das Mädchen auf sich zog, stellten sich in einiger Entfernung auf und begafften sie. Sie war ihnen, vielleicht aus jenem Geflüster heraus, zu einer Art Wunder geworden. Der Ort, wo sie stand, war dem Winde ausgesetzt. Obschon man diesen im Dorf unten nicht spürte, war er hier stark genug, das schwarze Kleid Blandinens flattern zu machen und ihr unbedecktes Haar, das in wirrem Kranz ihr Gesicht umgab, in einzelnen Strähnen aufzuwehen. Es war aber eine seltsame Stille an ihr, als spürte sie von diesem Winde nichts. Da raunten auch die jungen Gaffer: „Seht ihr, sie friert nicht und trägt sich doch wie im Sommer."

„Die kann nackt übers Eis laufen, es tut ihr nichts," warf ein Bursche ein, der mit andern hinter den Kindern stand. Die Worte klangen roh und frech in seinem Munde.

Die andern aber lachten nicht, wie sie sonst wohl getan haben möchten. Die abergläubische Scheu war größer als die Spottlust.

„Schau, wie sie dich ansieht," warnte ein Mädchen die Kameradin.

„Sie sieht einen nicht an," widersprachen andre mit gedämpfter Stimme. „Seht ihr nicht, wie sie verstaunt ins Leere gafft."

Diese letzten hatten recht. Blandine starrte noch immer geistesabwesend in die Luft. Es war ihr sonderbar zumut. Hilflosigkeit und Gleichmut hielten sich noch die Wage. Allmählich aber bemerkte sie die Feindseligkeit, die hinter der scheuen Neugier der Herumstehenden schlummerte. Da fehlte ihr plötzlich diejenige, mit der sie bisher die Verachtung der Anderhaldener geteilt, die Mutter. Nun stand sie allein!

Das Herz zog sich ihr zusammen. Sie empfand einen heftigen Schmerz. Ein Schluchzen würgte sie.

Dann verließ sie das Grab, ohne daß ihr Tränen wirklich gekommen wären. In heißer Verlegenheit schritt sie auf die Gaffer zu und durch die Gasse, die sich ihr in deren Schar öffnete.

Die Anderhaldener warfen sich Blicke zu, begannen sich Zeichen zu geben und zu spotten. Einige, denen sie zu nahe kam, wichen zurück, wie vor ihrer Berührung sich fürchtend, andre lachten ihr frech ins Gesicht. Je mehr sie sich von ihnen entfernte, um so rascher siegte die Spottlust und die Freude am Wehtun über die Furcht und den Aberglauben. Ein Schrei wurde laut: „Hexe, verdammte!" Wer geschrien hatte, wußte nachher niemand. Aber wie eine Flamme schlug plötzlich eine Empörung aus diesem Schrei auf. Die Kinder begannen Schimpfworte hinter Blandine her zu rufen, einzelne erst, dann immer mehr. Dann griff ein halbgewachsener Bengel nach einem Stück Eis, das am Boden lag. Andre taten es ihm nach. Aus den Eisstücken wurden Steine, und als das Mädchen sich zu weit von ihnen entfernte, machten sie sich hinter ihm her. Eine laute, häßliche Hetze tobte durch das Dorf.

Als ein Stein dicht neben ihr zu Boden schlug, begann Blandine zu laufen. Sie war leichtfüßig wie ein Windzug. Bald hatte sie Vorsprung gewonnen, und als sie sahen, daß sie ihnen entkam, ließen sie von ihr.

„Wenn sie uns jetzt etwas antut dafür," raunte ein ängstliches Mädchen. Die Schar der Verfolger hatte sich gesammelt. Das eine Wort lähmte ihre ganze Wildheit. Die scheue Furcht vor dem Uebernatürlichen kehrte ihnen zurück. Manche von ihnen schlichen mit bleichen Gesichtern ins Dorf zurück.

Blandine indessen erreichte die heimische Hütte, noch ein wenig von Atem, doch schon ruhiger gehend. Die Erregung aber, die sich in ihrem Aeußern verlor, erwachte um so stürmischer in ihrem Innern. Sie war elend. Furcht und Schmerzen, die sie nicht verstand, wühlten ihr die Seele auf.

2

Eustach Würger, der Soldat unter Soult, dem französischen General, ritt bergwärts. Die Hufe seines Pferdes schlugen in gleichmäßigem, hartem Gepolter die Straße. „Verflucht," grollte Eustach in sich hinein. Was war das für ein Weg! Wenn der Gaul ihn geradeswegs in die Hölle trug, mußte er es leiden, denn er wußte nicht, wohin das Tier trat. So finster war die Nacht. Der Wind, der tagsüber warm und ein Säuseln gewesen, sauste als ein kalter Sturm über die Berge. Würger hörte ihn an den Felsen gellen, und hier und da brach er durch einen Wald, der zu Häupten der Straße stand. Diesen Wald aber sah man nicht, sein schweres Rauschen verriet ihn nur. Kein Licht! Kein Stern! Selbst die Straße schwarz wie alles ringsum! Und kalt! Der Teufel! Welch ein Ritt! Eustach wickelte sich fester in den Mantel und fühlte nach dem Hahn des Karabiners, den er, quer über den Sattelgurt gelegt, in Bereitschaft hielt.

Am Ende — kam dem Soldaten nach einer Weile ein neuer Gedanke — war die Finsternis dennoch für

etwas gut. Dieses Bergvolk war unzuverlässig. Vor Wochen hatten sie sich hier mit den Franzosen geschlagen, geschlagen wie Helden, bis die Uebermacht sie erdrückt hatte! In verschiedenen abgelegenen Tälern waren sie über schwache Abteilungen hergefallen und hatten sie bis zum letzten Mann aufgerieben. Wenn sie jetzt auch besiegt waren, vielleicht — einen einzelnen Mann wie ihn konnten sie verschwinden lassen, daß kein Mensch wußte wohin. Eustach lachte grimmig in sich hinein. Eine gute Sorte waren sie, dieses Volk, ein harter Schlag, ähnlich demjenigen, dem er selber entstammte! Er hatte in seiner Jugend auch zwischen Bergen gehockt, nur nicht zwischen Riesen wie diese hier, im waldigen Gebirg Süddeutschlands. In seiner Jugend, ehe er in die Dienste des großen Korsen gegangen war.

Aber Teufel, was ein Ritt!

Der Reiter bog um eine Straßenwindung und der Sturm sprang ihn an gleich einem Wegelagerer und hieb ihm mit eisigen Fäusten ins Gesicht. Wenn die Sache nicht so eilig wäre, daß er den Befehl des Generals an die Abteilung trug, die oben in Urseren lag, bei Gott, er hätte versucht, für die Nacht in einem der Ställe unterzukriechen, die doch auch hier in dieser Felsenwüstenei zu finden waren!

Ha, wieder ein Dorf!

Erleuchtete Hüttenfenster stierten ihn gleich in Schrecken weiten Augen an. Sie standen da und dort über ihm in der Finsternis. Er mußte es dem Pferde überlassen, den Weg zu ihnen hinauf zu finden. Das Tier hob den Kopf und begann zu wiehern. Es merkte die Nähe menschlicher Stätten und hatte Verlangen nach dem Schutz, den auch es da zu finden gewohnt war. Eustach griff heftig in die Zügel. Bestie! Das Wiehern konnte ihn verraten!

Das Tier bäumte sich. Dann trug es den Reiter

in Sätzen dem Dorfe zu. Die Straße, die durch seine Hüttenreihen führte, war im Lichte einiger heller Fenster erkennbar. Eustach zügelte das Pferd, daß es langsam schritt, bückte sich und schlug den Mantelkragen hoch. So ritt er langsam ins Dorf ein. Die Straße war fast menschenleer. Wo einer von Anderhalden den einsamen Reiter bemerkte, blickte er wohl jäh auf, spähte scharf aus, haßerfüllt oder furchtsam, je nach seiner Art, aber der stumme Reiter war vorüber, ehe er mit sich einig war, was von ihm zu halten sei, und er hatte nur eine Erinnerung an ein hageres, bleiches Gesicht, wachsame Augen und einen hängenden, schwarzen Schnurrbart. Wo dann der Bauer in ein Haus oder eine Stube zurücktrat, erzählte er in zornigem Ton, daß da wieder ein Franzose durchs Dorf geritten. Gott möge ihn schlagen, den Feind!

Der Sturm war indessen unbändiger geworden. Die Kälte der Nacht wuchs. Eustachs Augen suchten mit einer Art Hunger und Verlangen die Fenster, während er seinen Weg durch das Dorf fortsetzte. Oft sah er hinter diesen Fenstern Menschen um einen Tisch geschart, über dem die Hängelampe brannte. Ihr Beisammensitzen hatte etwas Trauliches. Ruhe und Behaglichkeit lag in dem Geneigtsein ihrer Häupter. Das machte den Reiter neidisch und weckte seine Sehnsucht, in einem Winkel ihrer Stuben ein paar Stunden sich zu wärmen und zu schlafen.

Wie sehr dieser Wunsch in ihm gewesen, wußte Eustach erst wieder, als er das Dorf hinter sich hatte und sein Pferd mit sichtbar zögernder Unlust seinen Weiterweg ins Dunkle suchte. Der Sturm schien doppelt rauh, als wehte er ihn geradeswegs von einem Gletscher hernieder an. Und diese Finsternis! Es schwindelte einen, so dunkel war es und so plan- und bewußtlos ritt man ins Leere!

Der Soldat hielt sein Pferd an. Er war auf dem Punkte, umzukehren. Es war eine Narrheit, sich und das Tier weiter abzurackern! Im nächsten Augenblick konnten sie in irgendeinem Abgrund liegen!

Da!

Eustach Würger flog aus dem Sattel und schlug schwer auf einen Boden nieder, der nicht weich war. Es war Schnee, denn er brannte ihn an den Fäusten, mit denen er hineingegriffen. Der Karabiner entlud sich im Fallen. Gut, daß die Kugel ihm nicht selber zwischen die Rippen gefahren! Das Pferd mußte, durch sein Anhalten unsicher gemacht, über die Straße hinausgetreten sein! Er hörte sein Schnaufen ganz nah. Es war gestürzt und hatte sich wieder aufgerichtet. Hoch konnten sie nicht gefallen sein! Eustach arbeitete sich auf die Füße, fand die Flinte nahebei und lockte das gehorsame Pferd. Er faßte es am Zügel und tastete um sich. Sie waren über eine kleine Böschung gestürzt.

Sie erklommen die Straße wieder und der Soldat bestieg sein ruhiges, treues Tier. Aber die Hütten von Anderhalden lockten ihn doppelt. Er brach sich den Hals, wenn er so in die Nacht weitertrottete! Warum also kehrte er nicht um?

Indessen trug sein Pferd ihn weiter straßan. Schon griff er in die Zügel, um es zu wenden und zurückzureiten. Da starrten aus dem Dunkel vor ihm abermals ein paar der roten weiten Augen, die ihm die Nähe einer Hütte verrieten. Ein einzelnes Haus! Das war besser als das Dorf, wo ein Feindseliger ihm hundert schaffen konnte! Er spornte das Pferd und erreichte die Stelle, wo der rote Lichtschein über den Berghang nieder bis auf die Straße quoll. Er unterschied die Umrisse der niederen Hütte. Das Licht zeigte ihm den Fußpfad, der zu ihr hinaufführte. Er stieg vom Pferde und lauschte. Niemand rührte sich.

Da lud er den Karabiner neu und klomm vorsichtig den Pfad hinauf, das Pferd in der Straße lassend. Jetzt hatte er die Fenster des Holzhauses so nah, daß er hineinsehen konnte. Die Stube schien ihm zuerst leer. Dann sah er eine Frau am Tische sitzen. Sie saß über ein Buch gebückt, eine schmächtige kindhafte Gestalt, ha — ein Kind — oder doch beinahe eines. Und allein! Wo steckte der Alte? Die Brüder vielleicht? Lief er, Eustach Würger, in eine Falle, wenn er eintrat und um ein Dach für die Nacht bat?

Er hob an, die Hütte zu umschleichen. Ein Schuppen stand hinter derselben. Da konnte das Pferd Schutz finden! So war das Unterkommen leidlich. Aber noch immer fand er keine Spur von Mannsvolk! Das Mädchen schien das einzig Lebende in dem Bettelhaus zu sein. Er begab sich an eines der Fenster zurück, trat jetzt dicht an dasselbe heran und fand sich so groß, daß er bequem die Arme auf das Gesimse legen konnte. Er brachte sein Gesicht nahe an die Scheiben und spähte in alle Winkel der niederen, aber sauberen Stube. Niemand sonst, niemand als die Lesende am Tisch! Jetzt hob diese plötzlich den Kopf. Vielleicht war sein Schatten in die Stube gefallen, vielleicht hatte ein Geräusch sie aufgeschreckt. Eustach sah ein schmales Gesicht, große erschrockene Augen und einen leise geöffneten Mund. Teufel, was ein schönes Mädchen!

Blandine Steffen erhob sich von ihrem Stuhl und sah schärfer nach dem Fenster. Was wollte der Mann mitten in der wilden Nacht? Waren das die Nachtbuben? Daß doch die Mutter nicht mehr da war! Die fürchtete sich nicht, hätte jene schon verjagt.

In diesem Augenblick pochte Eustach an die Hüttentür und stieß sie auf, ehe sie wußte, ob sie antworten sollte. Als sie den Soldaten in ihm erkannte, wurde ihr fast leicht ums Herz. Wenn es nur keiner aus dem Dorfe war!

„Wo ist der Vater?" fragte Eustach, die Tür in der Hand.

„Ich habe keinen," gab Blandine ruhig zurück und sah ihn gelassen an.

„Die andern? Du bist doch nicht allein?" fragte der Soldat wieder.

„Gewiß bin ich allein."

Der Sturm pfiff in die Stube.

„Komm heraus einen Augenblick," gebot Eustach schon herrenhafter. „Kann ich das Pferd für ein paar Stunden in den Schuppen stellen?" fragte er dann, als Blandine zu ihm trat.

Sie nickte nur und sah dann zu, wie er das Pferd von der Straße holte und es nicht ohne Mühe in den niederen Schuppen zu treten zwang. Sie sah, wie er den Sattel löste und dem Tiere Decken überwarf. Dabei freute sie sich; es lag in der Fürsorge, die er dem Pferde bewies, etwas, was ihr in diesem Augenblick wohltat, als sei solche Sorge für ein andres etwas Seltenes. Als sie sah, daß er dem Tiere den Hafersack vorband, trat sie hinzu.

„Es ist noch Heu da, von der Ziege," sagte sie, und ohne seine Antwort abzuwarten, lief sie in den Stall, der neben dem Schuppen lag, und trug einen Arm voll Heu herein.

Eustach dankte. Er war zufrieden. Das war doch ein Dach in der sträflichen Nacht.

Es schien keinem von beiden unnatürlich oder einer Erklärung bedürftig, daß der Soldat, nachdem das Pferd besorgt war, mit Blandine wieder in die Stube hinüberging.

„Ich muß mit dem ersten Tagen weiter," sagte Eustach, als er sich am Tische niedergelassen. „Ich will nur eine Weile hier verschnaufen."

Blandine hatte keinerlei Scheu mehr. Sie war im Verkehr mit Fremden nie verlegen, hatte die Unbe-

holfenheit auf ihren Krämerfahrten abgelegt. Ohne zu fragen, ging sie in die rauchschwarze Küche hinaus und holte Ziegenmilch, alten Käse und hartes Brot. Alles setzte sie Eustach vor.

„Wenn Ihr wollt, könnt Ihr Euch nachher auf der Mutter Bett legen,“ sagte sie. Sie war jetzt ganz froh, daß der Fremde da war. Er sah nicht bösartig aus. Und wenn die Nachtbuben kamen, war er ein Schutz.

„Horch, wie der Wind tobt,“ sagte Eustach. Die Hüttentür klapperte, vom Sturm gerüttelt, und der Holzbau ächzte in allen Fugen. Er aber machte sich hinter sein Essen.

Blandine setzte sich ans Fenster, sprach nicht, sondern betrachtete ihn von der Seite, während er aß. Er war von Wettern braun und von Entbehrungen dürr geworden. Auch war er nicht mehr jung, dreißig wohl. Dünn und lang hing ihm der Schnurrbart über die Mundwinkel. Seine braunen Augen schauten aus eckigen Lidern, und in ihnen war eine Freundlichkeit, die im Vergleich zu dem rauhen Wesen, der Verwildertheit des Soldaten Blandine gefiel. Sie wußte Freundlichkeit erst jetzt zu schätzen, seit heute morgen erst, seit sie dies Gefühl des Alleinseins hatte.

Eustach Würger aß mit dem starken Hunger dessen, der eine mühsame Reise hinter sich hat. Als er fertig war, drehte er sich nach dem schweigenden Mädchen um. Der Schein des trüben Oellichts war hell genug, daß die Knöpfe und Abzeichen an seiner dunkeln Uniform blitzten. Er erhob sich und reckte sich mit Behagen. Jetzt erschien er groß, und für Blandine lag in seiner Erscheinung etwas Fremdes, Eindrucksmächtiges. Sie empfand fast Ehrfurcht vor dem schön angetanen Krieger.

Dieser stellte sich vor sie hin. „Ganz allein wohnst du hier?“ fragte er wieder.

„Ja," antwortete sie, „die Mutter haben sie heute begraben."

Aus ihren Worten ging ihm erst die Erkenntnis für ihre Verlassenheit auf. Saß das Mädchen in der Nachttotenstille wachend und allein in dem verlorenen Hause! Er hatte zu viel Kriegsgreuel gesehen, als daß ihr Schicksal ihm nahe gegangen wäre, aber einen Augenblick verweilten seine Gedanken doch bei dem Bilde der Einsamen.

„Du hast doch noch Verwandte?" fragte er.

„Niemand," kam die Antwort.

Er rückte sich jetzt einen Stuhl in ihre Nähe, grub eine Pfeife und Tabak aus der Montur und fing an, jene zu stopfen. Dabei schwiegen sie, denn Blandine wußte nicht, was sie mit dem Gaste reden sollte. Sie wollte sich erheben und den Tisch abräumen. Da wehrte er ihr. „Bleib sitzen! Laß uns ein wenig plaudern."

Die behagliche Wärme und Stille der Stube begann auf ihn zu wirken. Die Pfeife brannte jetzt. Er dehnte sich auf seinem Stuhl und streckte die Beine. Dann sah er das Mädchen an, und zum zweitenmal fiel ihre Schönheit ihm auf. Er vergaß, während er eine Weile lang mit ihr sprach, bald fragte und bald erzählte, des wilden Weges, der hinter ihm, wie des Auftrages, der vor ihm lag, und in ihm regte sich die Freude am Abenteuer, die der Vagant kennt. Das unstete Leben hatte ihn mit vielen Weibern zusammengeführt, er hatte sich keine Gedanken gemacht, wenn er weiterzog und ein flüchtiges Glück aufgab, wenn er betrog oder verließ. Das war Soldatenart. Das Zusammentreffen mit dem einsamen Mädchen begann ihn zu vergnügen. Er hob an, mit ihr zu tändeln. Mit den rauhen Fingern strich er über die weiche, blasse Hand, die auf ihrem schwarzen Kleide lag. „Armes Ding, daß du keinen Menschen hast!" sagte er.

So wenig ernst gemeint seine Zärtlichkeit war, so tat sie Blandine dennoch wohl. Sie hatte dergleichen nie erfahren. Da und dort hatte einer wohl täppisch nach ihr gefaßt, den Ton leiser Weichheit aber, der in des Soldaten Stimme lag, hatte sie noch nie gehört. Und er machte sie zutraulich. Sie begann zu erzählen, wie sie hieß, wer die Mutter gewesen, sprach von ihrem Verhältnis zu den Dörflern und dem, was ihr heute geschehen war. Während sie sprach, belebten sich ihre Augen, von ihrem feinen Munde wehte ein Hauch zu Eustach hinüber, der ihn gefangen nahm. Seine Zärtlichkeit verwandelte sich, war bald nicht mehr die anfänglich oberflächliche, er fühlte etwas wie Freude an dem schönen hilflosen Kinde. Er hielt ihre Hand in der seinen, streichelte sie und begann zu fragen, was sie nun beginnen werde.

Sie wüßte es nicht, gestand sie. Sie wüßte sich ihren Unterhalt wohl zu verdienen, aber sie fürchte jetzt, sie würden sie im Dorfe nicht lassen, würden sich einmischen.

„Komm doch mit mir," sagte Eustach plötzlich. Er meinte es scherzhaft, aber gleichzeitig streckte er die Hand nach ihr aus und zog sie auf sein Knie.

Sie ließ es willig geschehen und sah ihn groß an. Sein Vorschlag beschäftigte ihre Gedanken. Mit dem wildfremden Manne gehen! Sie hatte von jeher so sehr das Leben eines fahrenden und heimatlosen Menschen geführt, daß an seiner Aufforderung nichts war, was ihr unmöglich oder auch nur erstaunlich schien. Sie sagte weder ja noch nein, aber sie empfand mit einer gewissen Gleichgültigkeit, daß sie sich ebenso gut entschließen könnte, mit dem Soldaten zu ziehen, wie hierzubleiben.

Eustach fühlte die weichen Formen ihrer Glieder, während er sie fester umfaßte. Er streichelte ihr die Wange. Da überkam sie ein nie gekanntes wohliges

Empfinden, darum, daß jemand ihr Liebe erwies. Sie fühlte sich sicher in des starken Menschen Arm, nestelte sich mit einer leisen Behaglichkeit fester hinein. Der Soldat küßte sie. Dabei sah sie wieder in seine braunen, freundlichen Augen und erwiderte unbewußt seine Liebkosung.

Eustach Würger dachte an seltsame Dinge. Dem Heere nach zog ein Troß von Frauen und Krämern. Unter jenen waren viele, die den Männern in den Krieg gefolgt waren. Sie schlugen in der Nähe des Lagers Zelte auf oder wohnten in Städten, in deren Umgebung das Heer sich befand. Zweimal schon waren im Zuge Weiber gewesen, die zu Eustach gehörten. Zweimal schon! Ha, jene Blonde, die ihm nachher mit dem Tambour entlief! Und die andre, die alt wurde und deren er überdrüssig war, die aber nicht wich, sondern wie ein treuer Hund ihm folgte, bis eine verirrte Kugel sie traf! Jetzt eben aber hatte er keinen Anhang. Was tat's, wenn die Kleine nachher mit ihm ritt! Er brachte sie irgendwo unter und — sie gefiel ihm wirklich. Wie ein kleiner, zarter Vogel war sie anzufassen.

Was er vorher scherzhaft gemeint hatte, nahm jetzt in ihm die Gestalt eines Entschlusses an. „Blandine," wiederholte er, „komm mit. Ich will für dich sorgen."

Sie antwortete auch jetzt nicht. Aber sie vergaßen beide, daß es tiefe Nacht war und daß sie hatten ruhen wollen. Ueber Blandine schlug es wie Wellen zusammen, in denen sie sich willig versinken ließ: daß sie jetzt jemand hatte, zu dem sie gehörte! Sie sah nicht in die Zukunft und sorgte nicht, halb noch aus kindlicher Unschuld, halb weil sie nicht sorgen *wollte*. Im Herzen des Soldaten brannte ein Feuer, immer heißer, immer heller. Sapperment, was er da am Wege gefunden hatte! Er

liebte Blandine, das Mädchen. Vielleicht war es die Leidenschaft, wie sie den Zügellosen dann und wann erfaßt, auflocht und zusammensinkt. Vielleicht saß sie tiefer diesmal, — da Blandine jung und schön war.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit grauendem Dämmern zog des Soldaten Pferd Urseren zu. Nebel hing in den Schluchten. Der Sturm hatte aufgehört. Aber es war kalt. Und obgleich das Dämmern zum Tage wuchs, wurde es nicht hell. Die Straße lag grau und vereist. Grau stiegen zu beiden Seiten die Felsen auf und grau spannte sich der Nebel von Stein zu Stein. Eustach Würger ritt gebückt, mantelumschlungen. Vor ihm auf dem Pferde saß leicht und schlank Blandine Steffen. Sie schmiegte sich fest an den Reiter. Er hielt sie mit der Rechten lenkte mit der Linken das Pferd, und den einen Mantelflügel hatte er fest um sie geschlungen. Sie zogen bergan und sahen nicht, wohin der Weg sie führte, so dicht war der Nebel. Und Blandine wußte auch nicht, wohin der Weg inskünftig sie führen würde. Sie schloß manchmal die Augen, denn ihr war wohl in dem starken Griff des Reiters. Und sie ritt und sorgte nicht. Was aus ihr wurde, das wußte sie nicht, noch wußte es annoch Eustach Würger, der Abenteurer.

Die von Anderhalden hörten nie mehr von ihr.

— — — — — — — — — — — — — —

Aber die von Anderhalden, als sie am andern Tage die Hütte leer fanden, sprachen noch eine Weile von ihr, sprechen von ihr noch, sagen, die Hexe, die Mutter, habe die Hexe, die Tochter, nach sich gezogen. Denn Blandine hatte keine Spur hinterlassen. Ein Urserener wollte sie in Gesellschaft eines Soldaten gesehen haben. Doch dem glaubten die Anderhaldener nicht. Sie hatten andre Erklärungen. Durch die

schweren Nebel waren in einem Windstoß zwei weiße Gestalten gefahren, die zwei Hexen, Mutter und Tochter. Und Blandine war tot! Nachgezogen hatte sie die Mutter. Der Aberglaube ging von Tür zu Tür und flüsterte mit vor Entsetzen großen Augen und aufgehobenen Händen. Das war damals in der fürchterlichen Zeit des Krieges und des Unglücks. Aber auch jetzt noch geht es in den Bauernhäusern von Anderhalden um und erzählt und erzählt: Wie einmal eine Hexe im Dorfe gewesen.

Und Blandine war tot. Vielleicht war sie zu selbiger Zeit gestorben — verdorben — vielleicht — es geschehen eigene Geschicke — auferstand sie in Liebe und gab einem wilden Menschen eine späte Ruhe und Rechtschaffenheit.

Herrn Salomon Bringolfs Enttäuschung

1

Oberstleutnant und Kaufmann Salomon Bringolf kam von einem Spazierritt zurück. Das Pferd hatte er in der Geschäftsstallung gelassen und schritt in seinen glänzenden Reitstiefeln auf das in einem Garten stehende Privathaus zu, das er, der Junggeselle, mit seinem verheirateten Bruder David teilte.

Die Straßen der Stadt waren sonntäglich sauber gekehrt, und eine sonntägliche, reine Frühlingssonne beleuchtete sie, die an diesem Morgen und zur Gottesdienstzeit noch wenig begangen waren. Etwas Sonntägliches lag auch über der geschmeidigen Erscheinung Bringolfs. Diese Eigenschaft war jedoch offensichtlich nicht an den Sonntag gebunden, sondern bedeutete ein hervorstechendes Merkmal des Menschen. Sie lag in der ganzen Sorgfalt seines Aeußern, dem knapp an der wohlgebauten Gestalt sitzenden Reitanzug, dem gepflegten blonden Schnurrbart, dem glatt gescheitelten Haar und den weißen schönen Händen, von denen er jetzt noch vor dem Oeffnen der Gartentüre die grauen Lederhandschuhe streifte. Sie stand an der Grenze der Geschniegeltheit und hinterließ dennoch keinen nachteiligen Eindruck, weil sie mit dem Wesen des Mannes im Einklang schien, das von überlegener Vornehmheit war und weil sie ein Gegengewicht in einem Ausdruck von Verstandesschärfe und Entschlossenheit hatte, der auf der hohen, weißen, offenen Stirn und in den hellen blauen Augen Bringolfs zu lesen stand.

Salomon Bringolf gehörte zu den angesehensten Bürgern der Stadt, saß in ihrem Rate und war in vielen andern öffentlichen Beamtungen tätig, ein Mann von schlagfertiger und geschickter Rede, erstaunlicher

Arbeitskraft und Vielseitigkeit, der Angehörige eines alten Geschlechtes, reich und gewandt. Obgleich er durch seine Offizierspflichten dem großen Importgeschäfte häufig fern gehalten wurde, das er gemeinsam mit seinem Bruder und in Nachfolge einer langen Reihe von Vorfahren betrieb, hatte er sich doch volle Einsicht und Kenntnis bewahrt und bei den Untergebenen der Firma, neben dem eigentlichen Leiter, seinem schlichten Bruder, alles Ansehen sich erhalten.

Bringolf schritt über einen breiten, mit Steinplättchen belegten Zugang zur Tür des weißen, villenartigen Hauses. Der Garten, den dieser durchschnitt, war hier nur schmal; ein Gitter schied ihn von der breiten bergansteigenden Straße, seine andre beträchtlich größere Hälfte lag zu den drei übrigen Seiten des Hauses und dehnte sich hauptsächlich gegen den See hinab aus, hier ziemlich steil abfallend, aber zwischen alten hohen Bäumen und Büschen lauschige, gewundene Wege enthaltend. Das Haus hatte nichts, was ihm besondere Bedeutung verlieh. Es war eines jener rasch entstandenen, an Stelle eines baufällig gewesenen einfachen Patrizierhauses hingesetzten, stillosen Gebäude, an denen die Fremdenstadt in ihren neuen Quartieren reich ist. Es hatte etwas Unpersönliches wie die Stadt mit Ausnahme ihres alten Teils selbst und wie ihre Bewohner, die den Gästen Reußhausens, den vielen Fremden aller Nationen, in Kleidern und Manieren unbewußt nacheiferten und dabei ihre Eigenart immer mehr einbüßten. Seine Lage über den Bäumen des Gartens, in der Tiefe der See war herrlich. Es war überhaupt ein Glück, in Reußhausen, der Stadt, zu wohnen, die den Schlüssel zum nahen Hochgebirge bildete. Lieblich spülte der See seine Wellen an die flachen Ufer der Stadt, aber an seinem jenseitigen Strand erhob sich vieltürmig ein machtvollerer Bau als das von Menschenhand errichtete Reußhausen.

Grüne Hänge, schwarze, drohende Felskuppen und reine, hohe Schneefelder standen dort unter dem Himmel und Reußhausen war die Zeugin der Sonnenfeuer, die über ihnen flammten, der gewaltigen Gewitter, die zu ihren Häupten mit zuckendem Blitz und krachendem Donner ihre Schlachten schlugen, und der sternenreichen, wundervollen Nächte, die das geheimnisvolle Leuchten zwischen sie warfen.

Salomon Bringolf betrat das Haus und stieg über teppichbelegte Holztreppen nach dem zweiten Stockwerk, das er bewohnte. An der Wohnung seines Bruders im ersten Stock war die Flurtüre nur angelehnt, und aus einem Zimmer in der Nähe vernahm der Vorübergehende das Kichern und eifrige Sprechen junger Stimmen. Da erinnerte sich Salomon, daß seine Nichte Maria an diesem Morgen den Besuch einer Institutsfreundin erwartete, die aus dem Norden Deutschlands für einige Zeit zu ihr kam. Das junge Mädchen mußte vor kurzem eingetroffen sein. Der Klang der Stimmen schmeichelte sich wohlgefällig in Salomons Ohr. Er trug ihn vergnügt mit sich treppan, denn es war eine Musik, die ihm in seinem Leben nie unangenehm gewesen. Der jetzt Vierzigjährige hatte nicht nur bei der männlichen Bevölkerung Reußhausens seine besondere Geltung, er war auch ein verwöhnter Liebling der Frauen und noch jetzt, trotzdem er so lange ihrem vielfachen Entgegenkommen widerstanden, richteten die Mütter heiratsfähiger Töchter mit Vorliebe die Blicke auf ihn als einen der begehrenswertesten Ehekandidaten im Lande. Erfolg jeder Art weckt eine gewisse Eitelkeit. So war es nicht ausgeblieben, daß trotz seines vorhandenen inneren Wertes Salomon Bringolf auf seine Siege über Frauenherzen vielleicht stolzer war als auf manche andre lobenswerte und bedeutsame Tat. Er hatte bei seinen Liebeshändeln seiner Würde nie etwas vergeben,

war nie über die Grenze desjenigen hinausgegangen, was ihm seine Selbstachtung gestattete, aber es schuf ihm manchmal Behagen, all' der kleinen Abenteuer und leichten Siege zu denken, die sein Leben auf diesem Gebiete zu verzeichnen hatte. Frauenreiz hatte so allmählich eine gewisse Bedeutung für ihn gewonnen, und es erfüllte ihn auch jetzt fast unbewußt eine angenehme kleine Neugier, den vorher ihm von dieser in allen Tonarten gerühmten jungen Gast seiner Nichte kennen zu lernen. Als er jedoch in seinem Wohnstock ankam und in seinem Arbeitszimmer nach der inzwischen eingelangten Post sah, fand er zwei Briefe vor, die nach einer raschen Erledigung riefen, und er vergaß angesichts der Arbeit der neuen Bekanntschaft, die er hatte machen wollen, vergaß ihrer so gründlich, daß er bis gegen die Mittagszeit schreibend auf seinem Zimmer verblieb.

Gegen Mittag hatte sich in einem schönen, mit Rokokomöbeln wohnhaft gemachten Empfangszimmer David Bringolfs eine kleine Gesellschaft von Gästen angesammelt, die mit der Familie zu Tisch gehen wollten. Man saß und stand in einzelnen Gruppen beisammen, unterhielt sich und wartete auf Salomon, den Oberstleutnant, der ausnahmsweise lange zögerte. David Bringolf, der Kaufmann, ein schmächtiger, schlichter Mann, Mitte der Vierziger, stand auf der Schwelle zum nebenanliegenden Eßzimmer und hielt Flasche und Korkzieher in der Hand. Er war im Begriff, den Wein für die Tafel zu richten und plauderte während dieser Beschäftigung ungezwungen mit den nahen Freunden des Hauses, dem langen blondbärtigen Bankier Suter und seiner kleinen, runden, lebendigen und hübschen Frau.

Sie sprachen von einer Rede, die Salomon jüngst im großen Rate seines Kantons gehalten und die Aufsehen erregt hatte. Suter rühmte Salomons Mut,

alle Dinge beim rechten Namen zu nennen, und seine rotwangige Frau genoß mit sichtlichem Behagen und zuweilen aufleuchtenden Augen das Lob, das dem Abwesenden gespendet wurde, denn Frau Josephine hatte bis vor einigen Jahren, dem Zeitpunkte, da sie ihrem jetzigen Gatten folgte, für Salomon Bringolf das lebhafteste Interesse an den Tag gelegt und zählte zu den vielen, von denen die redselige Stadt behauptet hatte, die und keine andre werde endlich und bestimmt als Siegerin in der großen Lotterie um den Junggesellen hervorgehen.

Das Gesprächsthema erweckte auch die Aufmerksamkeit der beiden Frauen, die auf einem zierlichen Sofa bisher in eine stille Unterhaltung vertieft gesessen. Die schwarzgekleidete von ihnen hob das kluge, nicht mehr junge, ernsthafte Gesicht und warf die ruhige Ansichtsäußerung dazwischen, Salomons Rede fordere zum Widerspruch heraus, es spreche daraus das herrische Wesen eines Mannes, der durch seine Erfolge eigenmächtig geworden sei, und Salomon schaffe sich vielleicht mancherlei Feinde dadurch, daß er für seine achtenswerte Meinung unbedingte, und als gebe es keine gegenteilige Ansicht, blinde Anerkennung fordere. Fräulein Lina Schnyders klangvolle Stimme war sehr ruhig und sicher. Keinerlei Schärfe, noch die Absicht zu verletzen lag in dem, was sie sagte, aber es bewies, daß sie das Recht eignete, in diesem Hause und über Salomon Bringolf frei zu sprechen. Sie war eine Jugendfreundin der Brüder, hatte in dem alten Geschäftshause in der Stadt mit ihnen Mauer an Mauer gewohnt und war vielleicht die einzige Frau, die dem viel umworbenen Salomon nicht schmeichelte. Gerade sie aber hegte eine tiefe Neigung für ihn, um die Salomon wußte. Um ihretwillen war sie ledig geblieben und hatte sich von der Geselligkeit der Jugend früh zurückgezogen.

„Lina hat vielleicht nicht unrecht," stimmte Frau Klara Bringolf, die Gattin Davids, in das Gespräch ein. Sie war eine unscheinbare Frau in hellem, etwas altväterischen Kleide, das zu ihrem Wesen paßte, und redete mit der leisen Schüchternheit, die manchen Menschen eignet, wenn sie sich in Gesellschaft überlegener oder redekundigerer Gefährten befinden.

„Warum nicht gar," widersprach Frau Josephine Suter mit heißem Gesicht und blitzenden Augen. „Das ist das Mitsichfortreißende an unserm Freunde Salomon, daß er keine Gegnerschaft achtet, sondern die Fahne seines Willens und Wissens gleichsam mit einem sieghaften Sprung auf einen Hügel stellt: da steht sie, daß jedermann sie sehe."

Das Gespräch wurde eifriger. David Bringolf setzte seine Flaschen beiseite und trat vollends ins Zimmer. Salomons Wesen und Leben bildete eine Fundgrube für scharfsinnige Bemerkungen, die sie abwechselnd machten, und aus ihren Worten formte sich das Bild eines bedeutenden Menschen. Sie sprachen so lebhaft, daß die beiden jungen Mädchen, die bisher am Fenster gestanden und unter leisem Plaudern in den Garten hinabgeblickt hatten, sich umwendeten und auf Hin- und Widerrede der übrigen lauschten.

„Das ist dein Onkel, von dem sie sprechen?" wendete sich Rosamunde Stein flüsternd an ihre Freundin Maria, die Tochter des Bringolfschen Ehepaares. Diese nickte. „Alle Welt spricht immer vom Onkel Salomon," flüsterte sie mit dem Eifer und der Wichtigkeit zurück, mit denen die Jugend gerne von Besitztümern spricht, an denen sie Miteigentumsrecht hat. „Er ist ein wundervoller Typ," fügte sie in burschikoser Backfischweise hinzu. „Ich freue mich, daß du ihn kennen lernst."

In diesem Augenblick gerade trat Salomon Bringolf ein. Es war, als hätte er auf das Schlagwort ge-

wartet, das seinem Auftritt besondere Wichtigkeit gab. Die Tür, durch die er kam, lag dem Fenster gerade gegenüber. Ihre Schwelle war deshalb von zwei Helligkeiten übergossen, derjenigen des frohmütigen Flurs und derjenigen des Fensters, an dem die Mädchen standen. So wurde seine Gestalt wie vom Lichte eines Scheinwerfers überflutet und zog unwillkürlich die Blicke aller auf sich. Er hatte sich umgekleidet, ging in Schwarz. Sein blondes Haar, das sich auf dem Scheitel lichtete, glänzte. Sein gesundes Gesicht trug einen warmen, gewinnenden Ausdruck, und keinem in der Stube war das Jähe, Leuchtende und Freudige seines Blickes entgangen, als er mit einem fröhlichen Gruß allen gleichzeitig guten Tag bot. Er schüttelte den ihm Zunächststehenden die Hände und wechselte ein paar Worte mit ihnen. Lina Schnyders Finger schlossen sich fest um die seinen, und sie hatten eine stille und ernste Art sich zu begrüßen, so als ließe das Bewußtsein des gegenseitigen Wertes es nicht zu, daß ein alltägliches oder schmeichlerisches Wort zwischen ihnen falle. Die kleine Frau Josephine, als die Reihe der Begrüßung an sie kam, hob die schönen Augen zu dem einstigen Verehrer, und er erwiderte den Blick. In dem Kreuzen dieser Blicke wie in ihrem raschen Händedruck lag eine Bedeutung, ein leiser Hinweis auf das, was gewesen war.

Und dann — er hatte eben in herzlicher Weise die Schwägerin begrüßt, der er an dem Morgen noch nicht begegnet war — fiel Salomon Bringolfs Blick auf die beiden Mädchen. Sie standen noch immer mit abwartender Bescheidenheit am Fenster. Das Licht des sonnigen Tages floß ihnen um die Häupter und schlanken Schultern. Beide trugen weiße Kleider, dasjenige der anmutigen, blonden Maria war jedoch von neuzeitlichem Schnitt, während Rosamundes lang wallendes, um den Gürtel durch ein weißes Seiden-

band zusammengehaltenes Gewand etwas Fremdartiges, an vergangene Zeiten Gemahnendes und doch nicht Altväterisches hatte, sondern nur in wundersamem Einklang zu der ganzen Erscheinung, die noch fast diejenige eines Kindes war, stand. Die Aermel dieses Kleides waren kurz, ein weißes Seidentuch war breit über die Schultern gelegt und wurde an der Brust durch eine weiße Schleife niedergehalten, so daß ein zierlicher, tiefer Halsausschnitt entstand. Das nicht sehr lange, aber weiche und schön gelockte braune Haar fiel offen auf die Schultern und erhielt durch ein um die Stirn geschlungenes weißseidenes Band einen eigenartigen Schmuck. Rosamunde stand etwas abgewendet und drehte nur den Kopf leicht nach Salomon. Hierbei war es eigentümlich zu sehen, was für einen leuchtenden Schmelz das Weiß ihres Auges hatte, von dem sich der schöne dunkle Stern abhob.

Salomon Bringolf vergaß unwillkürlich seine Umgebung und schritt wie unter einem Zwang, obwohl mit weltmännischer Sicherheit auf das fremde Mädchen zu. Seine Nichte hatte den Arm um Rosamundes Hüften gelegt und führte sie ihm einen Schritt entgegen.

„Mein Onkel," stellte sie ihn der Freundin vor.

Dann spürte Salomon den festen Druck einer kleinen Hand, dessen ernsthafte abgemessene Sicherheit ihn überraschte. Er stellte ein paar Fragen an den jungen Gast, über ihre lange Reise und ob sie nicht müde sei.

Sie antwortete mit einem ruhigen Lächeln; die vornehme, fast steife Würde ihres Wesens stand in drolligem Gegensatz zu ihrer Jugend und ihrem kindlichen Aussehen.

Die übrigen traten inzwischen heran und umgaben Rosamunde, sich am Gespräch beteiligend, so daß sie bald zum Mittelpunkt desselben wurde.

Dann ging man zu Tische.

Ueber dieser Mahlzeit nun fügte es der Zufall, daß Salomons Vielseitigkeit und Beliebtheit durch allerlei kleine Vorkommnisse hell beleuchtet wurde. Kaum hatte man sich gesetzt, so brachte ein Austräger einer Gesellschaft ein für den Oberstleutnant bestimmtes Paket, das dieser lächelnd beiseite legen wollte. Auf Drängen seines Bruders öffnete er es jedoch und entnahm ihm eine schöne Bronze, die ihm jene Gesellschaft für ihr geleistete hervorragende Dienste stiftete. Man war noch damit beschäftigt, das Kunstwerk zu bewundern, als eine Depesche einlief, die Salomon für den nächsten Tag in ehrenvollster militärischer Angelegenheit nach der Bundesstadt berief. Noch vor Schluß der Mahlzeit aber meldete das Dienstmädchen, daß eine Frau den Oberstleutnant zu sprechen wünsche, und aus einigen Bemerkungen, welche die beiden Brüder unwillkürlich auch hierüber wechselten, ging für die übrige Gesellschaft hervor, daß es sich um eine Witwe handelte, die der Vogtschaft Salomons unterstellt war. Es war keineswegs verwunderlich, daß das Gespräch abermals sich seiner ausgedehnten Tätigkeit zuwendete. Rosamundes Interesse für ihn wurde dadurch in dieser ersten Stunde ihres Zusammentreffens geweckt, und ihre Augen ruhten häufig und bewundernd auf ihm. Sie empfand eine leise Freude, als sie Gelegenheit hatte, beim Nachtisch mit ihm allein sich zu unterhalten, und geriet abermals in Erstaunen, als er sie nach ihrer Heimat fragte, nach den Ländern der Ostsee, nach dem Meer selbst, und aus seinen Erkundigungen hervorging, daß er alles das aus eigner Anschauung kannte.

Salomon zeigte aber auch eine Sieghaftigkeit und Lebendigkeit, die selbst seine nächsten Bekannten in Erstaunen setzte. Er beherrschte die Unterhaltung vollständig. Seine Blicke und treffende, witzige Bemerkungen blitzten dahin und dorthin. Er scherzte mit den jungen Mädchen, führte mit Frau Josephine

eines der geistreichen Wortgeplänkel, die sie beide liebten und in denen sie Meister waren, sprach mit den Männern mit klarem Urteil über wichtige Dinge und antwortete hier und da Lina Schnyders stillem Blick und gemessener Rede mit einem Unterton von Weichheit in der Stimme. Es lag eine gewisse Erregung in seinem Wesen, deren er vielleicht selbst nicht inne wurde. Sie entsprang der unbewußten Freude an seiner eignen Ueberlegenheit und der Genugtuung, diese gerade jetzt zeigen zu können. Dabei ahnte er noch kaum, daß er um Rosamunde Steins willen diese Freude empfand.

Nachdem der schwarze Kaffee in dem kleinen, von Mittagsonne freundlichen Salon, in dem man sich zuerst befunden, eingenommen worden war, verabschiedeten sich der Bankier und seine Frau. David Bringolf zog sich zurück, während seine Frau mit Fräulein Schnyder sich in den Garten begab. Salomon setzte sich ans Klavier, und die beiden jungen Mädchen schickten sich an, den andern Frauen zu folgen. Maria hielt jedoch die Freundin zurück, als Salomon zu spielen begann.

„Onkel spielt selten," sagte sie. „Wir müssen es benutzen, ihn zu hören. Du wirst dich freuen."

Salomon hatte gewußt, daß die Mädchen bleiben würden. Mit der Absicht, sie festzuhalten, hatte er sich ans Klavier gesetzt. Die Stunde reute ihn schon, die ihm von Rosamundes Gesellschaft verloren ging.

Maria und Rosamunde nahmen ihre vorigen Plätze wieder ein.

„Oeffnet die Fenster," bat er, „laßt den Frühling herein."

Als sie gehorcht hatten und nun im Rahmen des offenen Fensters standen, ließ er die Finger die Tasten finden. Er war ein großer Musikfreund, auch ein großer Künstler. Was ihm an Technik abging, er-

setzte er durch tiefe Empfindung und durch Eigenart der Auffassung. Er spielte und vergaß sich.

Rosamunde betrachtete seine weißen, starken Hände, dann nahm das Spiel sie gefangen. Die Sonne lag ihr schmeichelnd im Nacken. Ein leiser Luftzug rührte die Bäume des Gartens, daß ein Knistern und sachtes Rauschen durch ihre Kronen ging. Es drang zum Fenster empor und verwob sich mit den Tönen des Klaviers, die ihm entströmten. Dies gab den Melodien etwas Fernes und Sanftes, und der Duft erster Blumen drang mit dem Wind ins Zimmer.

Rosamunde Steins Augen wurden groß und ernst, der kleine, kindliche Mund nahm einen Ausdruck von Ergriffenheit an, die an einem so jungen Menschen befremdete. Salomon wendete einmal das Gesicht nach ihr und erzitterte innerlich. Was für ein Muttergottesgesicht! Und er spielte wie nie. Sein rasch entbranntes Herz sang in die Töne.

Unten im Garten gingen Frau Klara Bringolf und ihre ernste Freundin. Sie standen einen Augenblick unter dem Fenster still und lauschten dem Klavierspiel.

„Unser Schwager spielt sich der kleinen Stein ins Herz hinein,“ sagte Frau Klara lächelnd.

Lina Schnyders hageres und früh verblühtes Gesicht behielt seinen klugen Ernst. „Das ist das einzige, in dem ich ihn klein finde,“ entgegnete sie. „Er bemüht sich viel zu viel um uns Frauen.“

Frau Klara sah sie von der Seite an. Ein leiser Verdacht regte sich in ihr. Redete die Eifersucht aus der Freundin?

Diese aber trug eine große und klare Ruhe in den Zügen.

„Diesmal wird er keine leichte Aufgabe haben,“ sprach Frau Klara weiter. „Er hat Mut, sich noch für jung genug zu halten, um Eindruck auf sie machen

zu können. Zudem, das Mädchen ist ein kleiner Sonderling."

Das liebevolle, vielleicht ein wenig blinde Interesse für den Schwager verriet sich in Frau Klaras Worten.

Fräulein Lina antwortete nicht mehr. Sie setzte ihren Weg fort, dann folgte ihr die andre.

Droben verstummte das Klavierspiel und machte einer tiefen Stille Platz, als ständen Künstler und Zuhörer einen Augenblick im Banne der eben verklungenen Musik.

2

Es war nun schon kein Geheimnis mehr im Hause: Oberstleutnant Bringolf hatte sich feurig wie der jüngste Rekrut in das feine, fremde Mädchen verliebt, das der Gast des Hauses war. Frau Klara wußte es und nahm so herzlichen und parteiischen Anteil an der Sache, daß sie Rosamunde Stein allgemach gram wurde, weil sie scheinbar nichts von Salomons Neigung gewahrte. David, ihr Gatte, ging seinen Geschäften nach und ließ den Bruder wie ein Mann gewähren, der dergleichen gewohnt ist und sich weder wundert noch Zeit hat, lange darüber nachzudenken. Maria, die Tochter, aber, ein schwärmerisches junges Ding, erlebte in sich selbst etwas Großes, als sie des Onkels Liebe entdeckte. Ahnungsvolle Schauer durchrieselten sie. Sie betrachtete Salomon mit Scheu und Mitleid. Und die kleine, schöne Freundin, welche die Veränderung im Wesen des von ihr verehrten Mannes verursachte, wuchs in ihren Augen. Sie begann Rosamunde zu bewundern. Unwillkürlich aber und wie mit einer sanften Andacht schlich sie sich davon, wenn sie die beiden beieinander sah oder unauffällig ihr Alleinsein herbeiführen konnte.

Auch die fleißigen Besucher des Hauses, Frau

Josephine und Fräulein Schnyder, wußten bald über Salomons Herzensangelegenheit Bescheid. Jene verzog den hübschen Mund, versuchte zuerst ihre eignen Verführungskünste, plötzlich begierig, den einstigen Verehrer der andern streitig zu machen, und als sie dieselben sonderbar wirkungslos sah, zeigte sich in ihrem Charakter eine bedauerliche Lücke, indem sie anfing, in der Stadt leicht von Salomon Bringolf zu reden und ihn als einen Schürzenjäger hinzustellen. Lina Schnyder ging in ihrer lautlosen Würde im Hause ab und zu. Ihr Blick ruhte vielleicht häufiger, aber unbemerkt auf Salomon, und zuweilen lag es auf ihrer Stirn wie ein leiser Unwille. Sie zürnte Bringolf darum, daß er noch nicht das innere Maß besaß, das seinen Jahren anstand. Dann regte sich auch der stets darniedergehaltene Schmerz darüber, daß der Jugendfreund ihrer so ganz vergessen hatte.

Während so ihre Umgebung sich mit ihnen beschäftigte, schritten die zwei Meistbeteiligten, Salomon und Rosamunde, in einer großen Blindheit durch ihre Tage. Das junge Mädchen fühlte sich im Bringolfschen Hause wohl. Man begegnete ihr mit warmer Liebe, die ihrer süßen, kleinen Persönlichkeit nicht schwer zu beweisen war, und ließ sie der Gaben einer weitherzigen Gastfreundschaft teilhaftig werden. An Maria, ihrer Freundin, hing sie mit der schwärmerischen Zuneigung, welche Mädchen in diesen Jahren einander entgegenzubringen pflegen. Die Bringolfs machten mit ihr größere und kleinere Ausflüge in das an Naturschönheiten reiche Land und empfingen zu ihren Ehren mehr Gäste bei sich, als sie sonst zu sehen pflegten. Salomon besonders entwarf immer neue Pläne, um Rosamunde Freude zu machen. Es lag etwelche Hast in der Art, wie er für jeden Tag ein neues Vergnügungsprogramm in Vorschlag brachte. Der Aufenthalt Rosamundes in Reußhausen war auf

vier Wochen festgesetzt, und wenn man auch davon sprach, daß sie ihre Eltern um eine Verlängerung ihres Urlaubs angehen sollte, so schien Salomon die Zeit doch so flüchtig, daß er unruhig wurde. Er befand sich in einer nie empfundenen Stimmung. Wohl ging er seinen vielen Pflichten nach und wurde durch diese auf Stunden von dem abgelenkt, was ihm im Innersten zu schaffen machte, allein im Grunde hatte er die Freude an seiner vielseitigen Wirksamkeit verloren und ein Gedanke erfüllte ihn ganz: Rosamunde. Und Salomon Bringolf, der Sieger über viele Frauen, der Held von Reußhausen, war zum erstenmal in seinem Leben unsicher und ängstlich. Früher, wenn ihm um Frauengunst zu tun gewesen, hatte er mit Ueberlegenheit sich an die Werbung gemacht. Bewußt hatte er alle jene Eigenschaften zur Schau getragen, welche die Frauen an ihm schätzten, hatte seine glänzende Unterhaltungsgabe, seine künstlerischen Veranlagungen gezeigt und auf sein weltmännisches Aeußere eine Sorgfalt verwendet, die bis an jene Grenze reichte, wo sie Geschniegeltheit wird. Er hatte die Stärke dieser seiner Mittel gekannt und auf sie vertraut. Jetzt schien ihm alles schal. Da begann sich eine völlige Wandlung in ihm zu vollziehen. Er ärgerte sich über sich selbst, schämte sich, daß er früher mit einer gewissen Absichtlichkeit darauf ausgegangen war, rein äußerliche Vorzüge ins Licht zu rücken, und prüfte sich selbst mit so großer Strenge, daß ihm die hervorragendsten Geistesgaben, die er besaß, viel geringer erschienen, als sie in Wirklichkeit waren. Diese Wandlung kam nicht plötzlich. Tage vergingen unter Zwiespalt und Kampf. Dann kehrte Bringolf mit doppeltem Ernst zu seiner Arbeit zurück. Sein Ehrgeiz erwachte neu, aber er kannte die kleinen Ziele der Eitelkeit nicht mehr, sondern nur jene großen und ernsten, die zu erreichen es außergewöhnlicher Kraft, ernsten Ringens

und der Arbeit eines Lebens bedarf. So wurde er in diesen Tagen zu dem tüchtigen und gereiften ernsthaften Manne, der er im Grunde immer, aber durch äußere Schwächen kleiner, gewesen war. Alles um Rosamundes willen! Aber auch seine innere Unruhe wuchs von Tag zu Tag.

Rosamunde liebte die Gesellschaft Salomons. Sie war ein im Grunde ernster Mensch, der bald erkannte, daß der hervorragende Mann, der sie ersichtlich seiner besonderen Zuneigung würdigte, ihr mehr zu bieten vermochte als die seelengute, aber nicht über Mittelmaß begabte Freundin. So schloß sie sich dermaßen an jenen an, daß sie bald mehr sein Gast als derjenige Marias zu sein schien. Sie lauschte seiner Musik, ging mit ihm plaudernd im Garten, ritt mit ihm, denn es hatte sich gezeigt, daß sie zu Hause, auf dem Gute ihres Vaters, ihr eigenes Reitpferd besaß. Dabei war sie dankbar und zeigte impulsive, kindliche Freude an allem Schönen. Mit glänzenden Augen, aus denen der tiefe, staunende Ernst nie völlig wich, eilte sie manchmal auf Salomon zu, ihm zu danken oder ihm ihre Freude an irgendeinem Genuß, den er ihr geboten, auszudrücken. Dann klopfte Salomons Herz. Aber es war in ihrem Wesen eine Arglosigkeit, die ihm verwehrte, ihr irgendwie zu zeigen, was er empfand. Ganz selten faßte er mit einer scheuen Zärtlichkeit nach ihrer Hand oder legte seinen Arm um ihre Hüfte. Sie duldete es als etwas Selbstverständliches, das ihm, dem viel älteren, ihr gegenüber zustand. Als er jedoch einmal, während sie im Garten, den Sonnenuntergang eines wundervollen Tages genießend, nebeneinander wandelten und er, überwältigt von ihrer verständnisvollen Freude für die herrliche Natur und ihrer eigenen Schönheit, sie leise an sich drückte, sah er ihre Augen plötzlich mit einem Aus-

druck tiefen Befremdens auf sich gerichtet. Ihre Wangen röteten sich langsam und bis sie brannten, und sie, die vorher sich eifrig mit ihm unterhalten, versank in Schweigen und beantwortete seine eifrigen Fragen nur kurz und gezwungen.

Es dauerte zwei lange Tage, ehe sie nach diesem Vorfall ihre Natürlichkeit zurückgewann. Salomon aber war von da an völlig aus dem Geleise geworfen. Er verachtete sich selbst um der würdelosen Niedergeschlagenheit willen, die ihn befallen und um der Zweifel willen, die ihn peinigten. Aber er wurde über die mächtigen Gefühlsströmungen, die in ihm brausten, nicht Herr.

Der Aufenthalt Rosamundes begann sich darüber seinem Ende zuzuneigen. Alle bedauerten es. Maria weinte schon auf den Abschied hin. Selbst ihr schlichter, in den Geschäften einsilbig und nüchtern gewordener Vater sagte von Rosamunde das schöne Wort: „Es wird sein, als sei eine Elfe eine Zeitlang unter uns Menschen gegangen."

Salomon ging herum wie im Fieber.

Drei Tage vor Rosamundes Abreise gedachte der Oberstleutnant mit den beiden jungen Mädchen eine lang besprochene Segelfahrt zu machen. Sie wollten den ganzen Tag dazu nutzen und tief in den vielverzweigten, von Gebirgen umschlossenen und von Firnen überleuchteten See hineinfahren.

Der Morgen, an dem sie nach ihrem Segelboot schritten, war wolkenlos. Der See hatte leichte Windstriche, seltsam gekräuselte Wellen neben noch glatten, scheinbar toten Flächen. Er erschien blauer selbst als der strahlende Himmel. Seine Tiefen waren geöffnet. Sein Spiegel zeigte wundervolle Bilder: die freundlichen Dörfer, die an seinen Ufern standen, mit ihren auf Hügeln ragenden rottürmigen Kirchen, steil aufstrebende, kahle Felswände, deren

Abbild wie ein graues Gesicht aus den Wassern blickte, schwerbelaubte Bäume, die das Leben ihrer Kronen, die knisternden Blätter und die Vögel, die durch ihre Zweige schwirrten, im See widerschimmern ließen. Zutiefst in der Flut, in geheimnisvollen Gründen, lag es wie blitzender Schnee, und sah man näher zu, so hatte er vielzackige Formen und weite, blendende Felder. So weit in den See hinab blickten die Gletscher. Sie waren es, von denen Rosamunde zuerst sprach, als das Schiff in Neußhausen vom Ufer stieß. Sie standen in einem weiten Umkreis mit Neuschnee bedeckt, in ihrer Klarheit herrisch und alles andre durch ihre Schönheit überstrahlend unter dem Himmel.

„Ich werde das Bild dieser Berge nie vergessen," sagte Rosamunde. Nichts von jener flüchtigen Verstimmung war mehr in ihrem Wesen. Ihre Züge waren von einer heißen Freude lebendig. Die Augen konnten ihr feucht werden, wenn sie vom Abschied sprach, so dankbar war sie den Freunden für alles Schöne, was sie bei ihnen genossen.

Das Boot hob seine Fahrt langsam an. Es war ein schlankes Fahrzeug mit zwei, je ein großes, weißes Segel tragenden Masten. Sie hatten einen Schiffer mitgenommen, einen alten, fahrtgewohnten Mann mit braunem, bartlosem Gesicht und dichtem weißem Haar. Er zog die Tücher auf und es dauerte eine kleine Weile, bis der Wind sie füllte. Salomon, der ein geübter Segler war, übernahm die Führung. Als sie den freien See gewonnen hatten, wuchs die Schnelligkeit des Schiffes. Lautlos glitt es dahin, nur zuweilen tönte die Welle, die sein Bug brach oder wurde das Flattern der kleinen Fahne hörbar, die blitzend von einem der Maste wehte.

Salomon stand jetzt mit den beiden Mädchen in

der Mitte des Schiffes, und sie blickten nach dem Bringolfschen Hause hinüber, das drüben am Ufer stand und an dem sie eben vorüberfuhren. Die Mädchen waren weiß gekleidet. Ihre lichten Gestalten und die dunkeln der beiden Männer waren vom Ufer aus leicht erkennbar. Es lag etwas Festliches über dem dahinschwebenden Boot, wie etwas Feierliches über dem ganzen Landschaftsbilde schwebte. Zwei Farben beherrschten dieses, das Blau des Himmels und des Wassers, das harte herrische Weiß der Firne oben unterm Himmel und unten im See und des Bootes mit seinen straff gespannten, bleichen Segeln.

Das Ziel der Spazierfahrt war die grüne, heilige Wiese, die man die Wiege des Landes nennt, weil dort die Urväter sich den Treueid geschworen, der ihrem Unabhängigkeitskampfe vorausging. Die Hinfahrt war herrlich. Die Mädchen hatten sich niedergelassen und Salomon wies ihnen die Schönheiten des Ufers und erzählte ihnen manche Sage, die sich an diese und jene Uferstelle knüpfte.

„Diese Fahrt ist ein Erlebnis," sagte Rosamunde.

Als sie die letzte Landzunge, von denen viele weit in den See vorsprangen, umfuhren, zeigte dieser äußerste Seeteil eine merkwürdig dunkle Färbung. Der Tag war indessen heiß geworden. Zur Anfahrt an ihr Reiseziel versagte plötzlich der Wind. Der Bootsmann mußte zum Ruder greifen. Als er die Stange einlegte, sah er prüfend nach dem südlichen Himmel. Der See lag dort fast schwarz zwischen den dunkeln Ufern. Wohl leuchteten die Schneeberge noch, aber das Wasser gab ihr Bild nicht mehr wieder und der Himmel, obgleich er ohne Wolken blieb, nahm eine drohende, stahlblaue Farbe an.

„Ihr fürchtet auf den Abend ein Wetter?" fragte

Salomon den Schiffer, dessen Blicke von einer leisen Besorgnis erfüllt waren.

„Wir dürfen uns nicht zu lange aufhalten," erwiderte dieser, aber er war nicht redselig und ließ sich nicht weiter aus. Ruhig ruderte er aufs Land zu.

Salomon und die Mädchen genossen in dem schönen Bauernwirtshause, das auf der Wiese steht, ein Mittagbrot. Sie vergaßen des drohenden Wetterumschwunges und hielten eine heitere Mahlzeit. Erst als die Sonne plötzlich aus der niedern, vertäfelten Wirtsstube wich, verstummte ihre Fröhlichkeit. Das jenseitige Seeufer war noch hell beleuchtet, aber in ihre Stube schlichen dämmernde Schatten.

„Sollen wir bald abfahren?" fragte Rosamunde, Salomon ruhig und vertrauensvoll anblickend.

Dieser vergaß zu antworten. Ein Windstoß machte die Fenster klirren und bog draußen die Bäume, daß sie zu brechen drohten. Salomon trat ans Fenster und sah nach dem See. Er kannte ihn. Er war wie ein jähzorniger Mensch. Plötzlich faßte ihn die Wut. Die Stürme brachen raubtiergleich aus seinen Buchten. Hauptsächlich von seinem Südende her rasten manchmal jähe Wetter.

Während Salomon noch am Fenster stand, trat der stämmige Eigentümer des Wirtshauses ein. „Sie müssen fahren, wenn Sie heute noch zurück wollen," mahnte er. „Es sieht bös aus über den Alpen."

Ihm auf dem Fuße folgte der Schiffer. „Wir müssen fort," berichtete auch er in seiner trockenen Art. Er nahm seinen runden Hut und bat die Mädchen, sich zu beeilen.

Als sie ins Freie traten, donnerte es. Es war ein dumpfes Murren und war, als hätte der See selbst es ausgestoßen. Ein wilder Wind sprang sie

an und nahm ihnen den Atem. Der See war grünschwarz und weiße, schaumige, kleine Wellen liefen unablässig in heftiger Jagd über ihn hin.

Der Wirt geleitete die Gäste ans Boot, das in einer überdachten Bucht lag. Da sahen sie erst, wie unruhig das Wasser schon war. Welle um Welle warf sich gegen die Boote, von denen mehrere angekettet nebeneinander lagen. Ein eigentümliches Pfeifen war in den Lüften. Der See rauschte und die Ketten der Boote rasselten unablässig. Der Schiffer, der Wirt und Salomon sprachen über die Aussichten der Fahrt. Der Schiffer war der am wenigsten Besorgte.

„Wir kommen hinüber, bevor das Wetter losbricht," sagte er. „Bei dem Wind sind wir in zwanzig Minuten am andern Ufer."

Der seekundige Wirt mahnte ein paarmal: „Gib dann acht, Hansjakob. Wenn du draußen in den Windstrich kommst, paß auf."

„Ich kenne den Weg," sagte Salomon. Er war ruhig und rasch, ging dem Schiffer mit dem Bereitmachen des Bootes an die Hand.

Darin waren alle drei einig, daß sie nur bis ans andere Ufer fahren sollten, von wo die Reisenden die Bahn zur Heimfahrt benutzen konnten. Der Schiffer mochte drüben besseres Wetter abwarten. Beim Sturm über den See nach Reußhausen zurückzukehren, war zu gefährlich.

Bald stießen sie ab. Salomon hatte den Mädchen ins Boot geholfen. Sie waren blaß, Maria zitterte leise. Sie hüllten sich in mitgebrachte Tücher und setzten sich still in den Hinterteil des Fahrzeugs. Salomon nahm Hut und Rock ab und half dem Schiffer.

Je tiefer sie in den See hinauskamen, um so mehr erkannten sie die Wildheit des ausgebrochenen Wetters.

Der Sturm warf sich über das Boot. Im Süden des Sees lag ein schwefelgelbes Licht. Die Berge verschwanden in einem grauen Dunst und der See war schwarz, als quelle Nacht aus seinen Tiefen.

Maria wurde nach fünf Minuten Fahrens von Seekrankheit befallen. Sie war blaß wie eine Gestorbene und völlig hilflos. Salomon stand Rosamunde bei, sie am Boden des Fahrzeuges zu betten. Dann sprang er wieder nach den Segeln. Rosamunde richtete sich von der Freundin, über die sie sich gebeugt hatte, auf und beobachtete den Lauf des Schiffes und die Arbeit der Männer. Jetzt gerieten sie völlig in die Gewalt des Windes. Es wurde dunkel auf dem See, nur im Norden, ganz fern, lag noch ein heller Streif. Die Wolken sanken zwischen die Berge, denen im Schiffe wurde eng, zum Ersticken eng. Die Blitze lohten und der Donner hielt nicht inne. Das Gebirge schütterte von seinem Krachen.

Die Männer holten das eine Segel ein, der Sturm drohte das Schiff umzureißen. Die Wellen schlugen herein. Jetzt brach Regen aus den Wolken. Salomon Bringolf war nicht wieder zu erkennen. Alles Stutzerhafte, das sonst vielleicht an ihm war, war von ihm abgefallen. Sein sonst sorgfältig gescheiteltes Haar umstarrte wild seinen Schädel, sein Schnurrbarthaar hing feucht über die Lippen. Gesicht und Hände waren rot vor Anstrengung. Er und der Schiffer waren sich völlig gleich, zwei ums Leben kämpfende, starke und entschlossene Männer. Salomon stand in nichts hinter dem andern zurück. Er arbeitete, daß ihm der Schweiß auf die Stirne trat, seine Zähne saßen fest aufeinander. Er war ein ganzer, todesmutiger Mensch.

Die Gefahr aber wuchs.

„Es könnte uns fehlen,“ murrte Hansjakob, der Schiffer.

„Still!“ verwies Salomon, mit einem Blick auf die Mädchen.

Das Boot war jetzt voll Wasser. Salomon mußte schöpfen, damit es nicht sank. Sie näherten sich wohl dem Ufer, aber der Sturm war wie rasend. Er kam nicht von einer Seite, sondern war jetzt hier und jetzt dort und sprang das Schiff von allen Seiten an wie ein blutgieriger Wolf.

Am Ufer hatten sich viele Menschen gesammelt, die nach den Bedrängten blickten. Salomon erkannte, daß sie nicht an ihre Rettung glaubten und ihnen doch nicht helfen konnten. Aber Maria sah und hörte nichts, lag am Boden wie tot, von Wellen überschlagen.

Rosamunde stand auf einmal am segellosen Mast neben Salomon. Sie trat auf die Bank und hielt sich mit beiden Händen am Mast. Salomon erschrak, als er, aufblickend, sie plötzlich gewahrte. Der Sturm litt das Tuch um ihre Schultern nicht. So stand sie in ihrem dünnen weißen Kleid, völlig durchnäßt. Der Stoff des Gewandes klebte an ihren feinen kindhaften Gliedern. Ihr braunes Haar fiel schwer, feucht und doch noch immer glänzend auf die zarten Schultern.

„Werden wir untergehen?“ fragte sie Salomon. Der Ausdruck ihres schmalen, edeln Gesichtes ergriff ihn in die innerste Seele. Ihre Züge waren ruhig und ernst. Ihr kleiner Mund stand als feine, gerade, knappe Linie im Gesicht und ihre Augen blickten sinnend bald auf Salomon, bald nach dem rettenden Ufer.

„Wir müssen hinüberkommen,“ schrie Salomon das Mädchen an. Er konnte nur schreien, denn es brach ihm mit Gewalt aus dem Herzen herauf. Und er war sprungbereit. Wenn jetzt das Schiff umschlug, faßte er nach dem Mädchen dort vor ihm. Gleichviel,

wer noch im Boote war! Seines Bruders Kind! Er hatte sie völlig vergessen, wußte nur eines, die dort, das schöne stille Geschöpf, um die focht er, so lange noch Atem in ihm war. All' das ging wie Blitz durch sein Gehirn. Er hörte inzwischen nicht um eines Atemzugs Länge in seiner Arbeit auf.

„Wenn ihr aushalten könnt, erzwingen wir es," rief der Schiffer am Segel. Sie trieben jetzt dem Ufer näher und näher. Und jetzt kam dort Leben in die Menge. Sie lösten Schiffe, um die Gefährdeten einzuholen.

Salomon arbeitete mit Keuchen. Da bog sich Rosamunde nieder und half mit den schlanken Händen das Wasser aus dem Boote werfen.

Dann war es auf einmal, als ob die Gewalt des Sturmes sich erschöpfte. Sie waren in den Schutz des Ufers gelangt.

Der Schiffer ließ das Segel fallen und begann zu rudern.

Nun kamen zwei Boote an ihre Seite und das eine nahm ihre Kette und half ihnen den Strand gewinnen.

Salomon hörte zu schöpfen auf. Die Insassen der Hilfsboote sprachen erregt auf die Geretteten ein. „Das war nahe am Tod! Kein Mensch hätte geglaubt, daß Sie sich herausrissen. Ja, ja, der Talvogt, der Südsturm!"

Salomon und der Schiffer standen Rede. Selbst Maria erhob sich im Boot, von der Erkenntnis der Rettung emporgetrieben. Drüben am Ufer rannten die Leute der Stelle zu, wo die Geretteten landen mußten.

Da, kurz vor dem Anlegen, kam es, daß Salomons und Rosamundes Blicke einander trafen. Rosamundes Gesicht war noch immer gleich gefaßt, aber es leuchtete doch die heiße Freude über die Erlösung in ihren Augen. Im nächsten Augenblicke zeigte sich, wie mächtig die Freude am Leben in ihr war.

„Es ist doch gegangen,“ sagte Salomon mit einem großen Aufatmen zu ihr, auf sie zutretend. Sie reichten sich unwillkürlich und in der Erregung des Augenblicks die Hände. Plötzlich beugte sich Rosamunde auf Salomons rote, nasse Faust und drückte im Uebermaß des Gefühls die Lippen darauf. Sie verehrte ihn in diesem Augenblick, wußte ihm in ihrer Seele nicht Dankes genug für seine Tapferkeit.

Er hätte sie mit den Armen umfassen mögen. Ein zweiter Sturm brach über ihn. Aber er kam aus ihm selber und wollte ihm die Brust zersprengen. Sein Mund zuckte, er mußte ein Schluchzen verbeißen. So mächtig hob er sich in ihm.

Die Ereignisse der Landung, das Staunen, Begaffen, Glückwünschen, Fragen und Jubeln des Volkes am Ufer hinderte, daß die Geretteten weitere Worte wechselten. Rosamunde hielt die vor Freude und Erregung bitterlich weinende Freundin liebevoll umfaßt. Dann brachte Salomon die Mädchen nach einem nahen Gasthause, damit sie sich erholten.

3

Die Schrecken der Todesgefahr waren vergessen, der Hergang der Ereignisse im Schoße der Bringolfschen Familie reichlich besprochen. Zwei Tage glichen alle Erregung aus.

Heute nacht sollte Rosamunde Stein Reußhausen verlassen und in ihre nordische Heimat zurückkehren. Es lag eine stille Trauer über dem Hause. Rosamunde war nachdenklich und schweigsam. Maria hatte die Augen voll Tränen.

„Bleiben Sie noch, kleines Mädchen,“ sprach der einfache David Bringolf am Mittagstisch zu Rosamunde. Er wußte, daß sie nicht ja sagen konnte, aber das Wort kam ihm doch aus dem Herzen herauf.

Salomon war ruhelos. Er konnte nicht essen und nicht arbeiten, auch nicht sprechen. Er kam und ging. Seine Schwägerin, der er leid tat, und die neugierig war, was werden würde, hörte ihn lange Zeit in seinem Zimmer auf und nieder gehen. Er hatte die Macht über sich selbst und die Klarheit des Willens verloren. Die Stunden vergingen und mit jeder rückte die Abreise Rosamundes näher. Er konnte sie nicht abreisen lassen, ohne ... Er wollte Gewißheit haben! In seinem Zimmer erwog er tausend Tatsachen: Rosamundes Jugend, den Unterschied der Jahre! Das fast Lächerliche, daß er, Salomon Bringolf, wie ein zwanzigjähriger Jüngling den Kopf verlor! Alle Siege, die er im Leben erfochten! Alle Vorgänge seit Rosamundes Anwesenheit! Dann prüfte er die Wahrscheinlichkeit des Zusammenseins, des Alleinseins mit ihr noch vor ihrer Abreise. Sprunghaft und wirr schossen die Gedanken in ihm auf, je nach ihrem Charakter schmerzten sie oder taten ihm wohl. Zuletzt grübelte er nach Beweisen, daß Rosamunde seine Neigung erwidere. Er meinte den und jenen zu finden. Einen liebevollen Blick, einen ihrer festen Händedrücke, jenen Kuß, den er noch auf seiner Hand fühlte. Aber war es Liebe? Seit dem Abend der Rettung hatte sich ihr Wesen nicht verändert. Sie war ernsthaft, von einer leisen Ehrfurcht erfüllt, nicht wärmer als sonst.

Salomon sann und sann. Aber alles Grübeln brachte ihm nur neue Zerfallenheit. Dabei brannte sein Herz, als ob feurige Zangen an ihm rissen. Und nur der eine Entschluß schoß gleich einer Feuergarbe über all der Zerworfenheit auf: Rosamunde durfte nicht fort, ohne daß er Gewißheit hatte.

Dieser Entschluß führte den der Ueberlegung nicht mehr fähigen Menschen zu einer unklugen und ungeschickten Tat. Den ganzen Nachmittag bot sich Salomon keine Gelegenheit, mit Rosamunde allein zu

sein. Die Stunden verrannen und seine Unruhe wurde ihm unerträglich. Er war ausgegangen, ziellos, und kam nach kurzer Zeit zurück. Es war ihm eingefallen, daß in einer Stunde sein Bruder aus dem Geschäfte kam. Dann würde die Familie bis zur Abreise ihres jungen Gastes beisammen bleiben und ihm jede Aussicht genommen sein, Rosamunde allein zu sehen. Der Gedanke raubte ihm alle Selbstbeherrschung. Er wollte mit ihr reden, mußte es! Nach ein paar Minuten verließ er sein Arbeitszimmer und stieg nach den Wohnräumen des Bruders hinunter. Er öffnete eine Türe. Seine Schwägerin saß arbeitend in der Wohnstube. Er nickte ihr kurz zu, murmelte etwas, was sie nicht verstand, und schloß die Türe wieder. Dann riß er die nächste auf. Da saßen die Mädchen, Maria und Rosamunde im kleinen Salon. Rosamunde trug schon ihr dunkelblaues Reisekleid. Sie wollte den eine Stunde vor Mitternacht abgehenden durchfahrenden Nachtzug benutzen. Es war alles fremd an ihr, als ob sie schon halb aus dem Hause wäre. Abschiedsstimmung lag in der Art, wie die Mädchen beieinander saßen. Sie sprachen kaum, hingen ihren Gedanken nach und ließen so die letzten Stunden lang werden, die der Abreise vorausgingen.

Salomon trat ins Zimmer und setzte sich zu ihnen.

Sie sprachen von der nahen Reise. Bringolfs Herz klopfte wie ein Hammer. Plötzlich überwallte es ihn heiß. Dann wandte er sich willenlos und ohne jede Einleitung an Rosamunde: „Kann ich Sie für einen Augenblick allein sprechen?"

Sie war erstaunt, betreten.

„Gewiß," sagte sie zögernd, mit einem Blick auf Maria, als läge ihr die Frage auf der Zunge, warum die Freundin nicht hören dürfte, was er ihr zu sagen hatte.

Auch Maria schien erstaunt, aber sie erhob sich still, bereit zu gehen.

„Wir könnten — im Garten ist es schön um diese Zeit," sagte Salomon. Das Blut drang ihm zu Kopf. Er empfand eine Qual ohnegleichen. Es geriet alles ganz anders, als er es gemeint hatte. Die Unterredung erhielt zu viel Wichtigkeit. Es fehlte die Stimmung, das tiefe Empfinden, aus dem ihm der Wunsch nach ihr gekommen war.

Stumm schritten sie dann miteinander in den Garten hinaus, beide befangen. Rosamunde wendete sich zweimal zu ihrem Begleiter, erwartend, daß er nun zu ihr spreche, aber er bat sie mit einer Handbewegung, ihm zu folgen. Er wollte vom Hause aus nicht gesehen sein.

Oben war Maria zu ihrer Mutter gegangen. „Onkel Salomon hat Rosamunde um eine Unterredung gebeten. Er sah so ernst aus. Was wird er ihr sagen?" Frau Klara sah das erregte Mädchen an. „Weißt du, ob Rosamunde etwas für ihn fühlt?" fragte sie dagegen.

„Ich weiß es nicht," antwortete Maria. Sie weinte beinahe. „Ich kann Rosamunde nie ganz verstehen," fuhr sie fort, „sie hat etwas Unergründliches an sich."

Frau Klaras Gesicht war leise gerötet. Sie war verlegen um des tüchtigen Mannes willen, der sich vielleicht in diesem Augenblick eine Niederlage holte.

Der Garten mit seinen zum See hinabsteigenden Wegen war von einem zarten Rosenschein überhaucht. Die Sonne ging hinter den Bergen nieder. Rote Wolken standen im Westen am silberklaren Himmel. Sie warfen ihr rosiges Abbild in den blauen See und warfen den roten Schimmer über den Garten, durch den Salomon und Rosamunde abwärts stiegen. Dunkle Tannen standen zu Seiten ihres Weges. Das

rote Licht lag auf deren Zweigen. Wo der Weg sich gegen den See hinab öffnete, waren zwei Rosenstöcke gepflanzt. Sie trugen jeder eine große Blüte von wundervoll reinem Weiß. Das rote Licht umspielte sie. Durchsichtig, wie aus feinem Wachs lagen sie zwischen den grünen Blättern.

Nun hielt Salomon an. Niemand sah sie hier. „Sie sind nur noch wenige Stunden bei uns, Rosamunde,“ hob er an.

Sie ahnte jetzt vielleicht, was kam. Sie stand ein paar Schritte von ihm entfernt. Vielleicht geschah es aus Verwirrung, vielleicht aus wirklicher Geistesabwesenheit, daß sie das Gesicht nach dem See gerichtet hielt und den Blick weit in die Ferne heftete. Dieses Gesicht hatte die Farbe und die Zartheit der beiden Rosen, die vor ihr blühten, und wie jene von schattendem Laub, so hob es sich von dem dunkeln Gewand ab, das Rosamunde trug. Ein schmerzlich sinnender Ausdruck lag in ihren Augen. Es war, als schaute sie zum erstenmal aus ihrer Jugend stillem, hellem Land in das ernste, unruhige der Reife. Warum ließ man sie hier nicht sorglos wandeln wie bisher?

Salomon faßte nach ihrer Hand.

Sie wendete sich auch jetzt ihm nicht zu; aber ihre zarte Gestalt zitterte.

„Ihr Hiersein hat für mich eine Bedeutung gewonnen,“ sprach er mit tiefer Bewegung. „Es schmerzt mich, daß Sie gehen.“

Er war nie um Worte verlegen gewesen, wenn er zu Frauen sprach. Jetzt redete er stockend, fand für alles, was er meinte, nur unbeholfenen Ausdruck. Am Ende versagte ihm die Rede und er schloß nur die Finger fester um Rosamundes Rechte.

Da drehte sie sich nach ihm um und blickte zu ihm auf. Er sah, daß sie sich vor ihm fürchtete, denn ihre Augen waren ganz groß und erschreckt.

„Sie hätten das nicht sagen sollen, Herr Oberstleutnant," begann sie jetzt mit leiser, schmerzlicher Stimme. „Es ist so herrlich gewesen hier, ich war so glücklich. Jetzt — wenn ich nicht ohnehin vor der Abreise stünde — könnte ich nicht mehr hierbleiben."

„So wenig gelte ich Ihnen?" fragte Salomon. Es war, als ob der Boden unter ihm wankte.

„Ich bin noch so jung," fuhr Rosamunde fort. „Ich habe noch nie an das gedacht, von dem Sie reden. Ich möchte auch noch nicht daran denken."

Salomon ließ ihre Hand los. Er bewahrte mühsam einige Fassung. „Verzeihen Sie, liebes Kind," sagte er. Dann lud er sie unvermittelt ein, mit ihm zurückzugehen. Er war Weltmann genug, daß er auf diesem Rückweg seine Haltung wieder gewann.

Er sprach von gleichgültigen Dingen, als ob nichts geschehen wäre, aber er sah bald, daß er den Eindruck nicht zu verwischen vermochte, den das Gespräch auf das Mädchen machte. Rosamunde antwortete kaum, da schwieg auch er. Und nun fühlte er, wie heiße Scham ihn überkroch. Er hatte sich bloßgestellt, eine Taktlosigkeit begangen, indem er, ohne die geringste Gewähr dafür, daß sein Antrag willkommen war, seine Liebe, die Liebe des um viele Jahre älteren, dem Kinde antrug, dem Gast seiner Nichte.

Sie traten bei Frau Klara und Maria wieder ein. Hier nahm auch Rosamunde sich zusammen, gab sich Mühe zu tun, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber die beiden Frauen wußten ja um ihren gemeinsamen Gang, konnten es nicht helfen, daß die Neugier über den Verlauf der Unterredung ihnen aus den Augen schien, und gaben jener nur nicht Worte, weil sie unwillkürlich gewahrten, daß die beiden anderen nicht sprechen mochten. So entstand eine seltsam gedrückte Stimmung, die sich nicht besserte,

als David Bringolf früher als sonst aus dem Geschäfte kam, um noch eine Stunde mit Rosamunde zu verbringen.

Salomon durchsaß diese Stunde, wie vor die Stirn geschlagen. Sein Kopf war dumpf. Aber er wußte jetzt: So sehr hatte er auf seine Ueberlegenheit gerechnet, war seiner Macht über die Frauen so sicher gewesen, daß er an die Möglichkeit eines Unterliegens im Grunde nicht gedacht hatte. Nun war er ein geschlagener, ein des Spottes würdiger Mann. Salomon Bringolf schämte sich, schämte sich tief in seine starke, stolze und trotz mancher Schlacken lautere Seele hinein. Während er diese Scham vor den übrigen verbarg, sah er, wie zuweilen Rosamundes schöne Augen ihn suchten. Sie sahen ihn leidvoll, mit einer Art Aengstlichkeit an. Er glaubte zu fühlen, wie ihr der Gedanke schmerzlich war, daß sie ihm weh getan hatte. Gleich darauf aber verließen die Augen ihn wieder und suchten das Leere, die Ferne. Salomon vergaß diesen Blick lange nicht mehr. Er gewahrte ihn an diesem Abend noch oft und bis der Zug, zu dem sie alle Rosamunde Stein geleiteten, den Bahnhof verließ. Noch ganz zuletzt, während das Mädchen am offenen Fenster stand, begegnete er ihm. Sie hatte sich herzlich und lebhaft, noch einmal in ihrer stürmischen Weise dankend, von allen verabschiedet, hatte mit Tränen in den Augen Maria zugewinkt, David und Frau Klara noch gegrüßt und neigte nun das Haupt langsam, ein wenig steif gegen ihn. Schon setzte sich der Zug in Bewegung. Aber die Augen hafteten an ihm, immer mit der ängstlichen Frage: Zürnst du mir? Habe ich dir weh getan? Und immer mit der leisen Klage: Warum habt ihr mich aus meiner Jugend geweckt? ...

Man sprach im Bringolfschen Hause nach ihrer Abreise weniger von Rosamunde Stein, als ihre Be-

liebtheit hätte erwarten lassen. Man tat es aus Rücksicht auf Salomon, denn man war ja nicht blind und wußte, ohne daß man dessen erwähnte, daß das Haus zwischen ihm und Rosamunde ein Erlebnis gesehen. Salomon fand freilich schon am nächsten Tag den Ton und das Wesen wieder, die seiner überlegenen Stellung im Hause angemessen waren. Nur ein größerer Ernst war an ihm. Dieser Ernst war vorläufig das einzige sichtbare Zeichen der tiefen Veränderung, die in ihm selber vorging.

Aber am zweiten Abend nach Rosamundes Abreise geschah beinahe an der gleichen Gartenstelle, wo sie mit Salomon gestanden, eine Begegnung, bei der dieser das erste und einzige Mal einem anderen Menschen von seinem Verhältnis zu dem jungen Mädchen sprach. Salomon hatte diese Stelle am Vorabend aufgesucht und fand sich auch heute wieder ein, der Schmerz seines Innern trieb ihn. Man konnte über den See hin am andern Ufer die Bahnzüge sehen, die ins Dunkel fuhren. Mit roten Fenstern glitten sie durch die Nacht. Ein leises Rollen klang herüber. Eine hüpfende Kette von Funken, zogen sie davon und die Finsternis nahm sie auf. Sie erinnerten Salomon Bringolf an den Zug, der Rosamunde davongetragen. Seine Sehnsucht sprang ihnen nach in die Nacht.

Die Stille und Einsamkeit des Gartens gestattete ihm auch, mit der Schmach und den Schmerzen zu ringen, die noch immer in ihm waren. Hier störte ihn niemand, während er die böse Wahrheit sich immer wieder vorsagte, daß er ein Besiegter war.

Mondschein lag heute auf dem See. Während das jenseitige Ufer in Dunkel gehüllt war, schillerte das Wasser in weißem Glanz. Der Mond, der ruhig durch wolkenlosen Himmel glitt, leuchtete tief hinab. Man konnte die dunkeln Algen sich im Wassergrund

leise regen sehen, so hell und kristallrein war die Flut. Einmal zog ein spätes Fischerboot weit draußen durch den Mondglanz, lautlos, ein Schatten.

Der Garten war ebenso wie der See von dem weißen Lichte übergossen. Seine Helligkeit schien noch zu wachsen. Die Bäume hielten in atemlosem Schweigen dem holden Lichte still. Als Salomon herabstieg, fielen ihm die beiden weißen Rosen auf, die noch immer aus dem Laub ihrer Bäumchen leuchteten. Sie erschienen im Mondlicht, als ob sie noch bleicher geworden wären. Die eine lag zwischen den grünen Blättern, als verberge sie sich vor dem zu hellen Licht. Die andere war schon zu weit aufgeblüht. Schwer hing sie am Stengel und mit losen Blättern. Eines hatte sie verloren und die andern saßen locker, als müßten sie im nächsten Augenblick auf den Kies des Weges sinken. Das eine abgefallene aber lag weiß wie eine Flocke zwischen den Kieselsteinen. Der Mond spielte mit ihm, denn es lag ein kleines weißes Lichttellerchen gerade auf der Stelle, wo das Rosenblatt ruhte.

Salomon schritt der Mauer zu, die den Garten vom See trennte, stemmte den Fuß auf sie und blickte hinaus. Und sagte sich bittere Worte: Törichter Geck! Auf Tändeleien bist du stolz gewesen! Und hast nicht Verstandes genug gehabt zu wissen, wann die Jugend und der Jugend Macht aufhört!

Droben im Wohnzimmer David Bringolfs saßen inzwischen Frau Klara und ihre Freundin Lina Schnyder beisammen. Sie sprachen von Salomon.

„Es macht ihm zu schaffen, daß Rosamunde abgereist ist,“ sagte Frau Klara.

Lina Schnyder lächelte leise und klug. „Die Erfahrung hat ihm nichts geschadet,“ sagte sie in ihrer freien klaren Weise.

Frau Klara widersprach: „Ich fürchte, die Er-

fahrung bedeutet eine Lebenswende für ihn. Ich habe ihn noch nie so gesehen wie jetzt."

Da erhob sich das Fräulein. „Ich will ein paar Worte mit ihm reden," sagte sie. Es stand ihr an, denn sie war von jeher wie eine Schwester für die beiden Brüder gewesen. Sie hatten Salomon in den Garten treten sehen. Nun folgte sie ihm.

Der Mond beleuchtete ihre hohe, schwarzgekleidete Gestalt, als sie wegabwärts stieg. Ihr hageres, blasses Gesicht, an dessen Schläfen und Mundwinkeln leise Falten standen, trug einen Ausdruck stiller Bewegtheit. Sie ging als Freundin und Schwester, um mit einem offenen Wort dem Mann da unten aufzuhelfen, weil seine Zerworfenheit sie fast erzürnte, und war doch Mensch genug, in diesem Augenblick sich darob zu quälen, daß all seine Gedanken weit fort und nur zu der andern gingen und keiner, nicht der leiseste, ihr gehörte.

Salomon hörte sie nicht, bis sie hinter ihm stand. Er erschrak aber nicht, sondern schien fast natürlich zu finden, daß sie gekommen war. Er sah sie an, ohne sie zu grüßen, und lächelte bitter.

„Warum spottest du diesmal nicht?" fragte er.

„Ich, warum sollte ich?" entgegnete sie.

„Ich weiß jetzt, was das war, was dir manchmal in den Mundwinkeln saß, Lina Schnyder, wenn du mich ansahest," fuhr er, sich selber höhnend, weiter. „Du hast oft gelächelt. Ich weiß es jetzt! Und hast recht gehabt! Es ist einer ein Narr, der auf die Macht seiner Persönlichkeit baut. Dir sage ich das ruhig. Ich brauche vor dir kein Geheimnis daraus zu machen."

Gerade in dem starken und herben Ton, in dem er das sagte, verriet sich die Tüchtigkeit, die im Grunde das Wesen des ganzen Mannes ausmachte. Lina konnte wohl erkennen, wie er die Schwäche,

von der er sprach und über die sie sich oft erzürnt, überwunden hatte. Sie sah aber auch, wie neben dem Zorn über sich selbst ihn der Schmerz bedrängte. Es lag in einem Zittern seiner Stimme. Darum hob sie von Rosamunde an und überging seine vorigen Worte.

„Sie war ein seltsames Kind," sagte sie.

Er blickte auf. Er sah die Gestalt Rosamundes. Sie trug jenes fremdartige weiße Kleid. Ihr weiches, braunes Haar fiel auf das Seidentuch, das um ihre Schultern gelegt war, und sie sah ihn mit dem Blicke an, der alle die Unschuld des Kindes, das Wissen dessen, was die Erwachsene erwartete und die unwillige Furcht vor diesem zu Erwartenden barg. Da vergaß er seines Mißerfolges, sah nur das Mädchen und wußte, daß ein so holder Mensch ihm im Leben nicht zum zweitenmal begegnen würde.

„Ihresgleichen werden wir nicht mehr sehen," gab er dieser Erkenntnis Wort.

Er murmelte es mehr für sich. Sein Blick traf noch immer ins Leere, aber er hatte begonnen, dem Hause zuzuschreiten.

Fräulein Lina folgte ihm langsam. Auch sie dachte jetzt nicht mehr an seine Niederlage. Es war auf einmal alles für Salomon Demütigende von dem Vorfall mit Rosamunde genommen. Es haftete ihm nichts an, was an andre seiner Tändeleien erinnerte. Etwas Tiefes und Machtvolles lag im Grunde dessen, was geschehen war. Lina, während sie dem Freunde folgte, empfand es. Sie wußte, die Erscheinung des Mädchens, wie jener sie eben jetzt in Gedanken sah, würde lange vor seinem Blicke stehen. So lange — — —! Ein leiser Schmerz regte sich im Herzen des alternden Mädchens. Sie hatte noch nie wie jetzt empfunden, wie unmöglich die Erfüllung dessen war, was sie selbst einmal vorzeiten von Salomon gehofft hatte ...

In Reußhausen sprach man weniger, viel weniger als früher von Oberstleutnant Salomon Bringolf.

„Er wird alt," bemerkte spitz Frau Josephine Suter, wiederholte dieses Urteil da und dort in Gesellschaft. Diese Gesellschaft betete es ihr nach, vermißte Bringolf eine Weile, fand ihn langweilig, vergaß ihn dann, wußte aber nicht, hatte nicht die Einsicht, zu bemerken, daß an ihm nur das Glänzende abgefallen war und dafür die Tüchtigkeit und der Ernst um so mehr hervortraten und sich entwickelten. Das bemerkten andre, die Stillen in der Stadt, die Arbeiter, diejenigen, die im privaten und öffentlichen Leben an Bringolf eine helfende und große Kraft fanden.

Noch immer blickten dennoch viele Frauen nach Salomon aus, dieser aber wußte nichts mehr von ihnen, begegnete ihnen mit der ruhigen Sicherheit dessen, der Wichtigeres zu tun und zu denken hat, als ihrem Dienst sich zu widmen. Er war manchmal zerstreut. Das war, wenn er Rosamunde Steins gedachte. Durch Nebelfernen der Vergangenheit schritt ihre zarte, kindliche Gestalt.

Nach Reußhausen kam Rosamunde nicht mehr. Ein Jahr später aber reiste Maria an das deutsche Meer hinauf, um die Freundin zu besuchen. Sie blieb viele Wochen fort, und ihre Briefe schilderten begeistert das Großzügige, Herrscherhafte, von den kleinen heimatlichen Verhältnissen scharf Abstechende, das im Leben eines nordischen Gutsbesitzers liege. „Rosamunde ist hier wie eine kleine Königin," schrieb sie. „Es kommen viele Gäste auf das Steinsche Gut, Nachbarn und Offiziere einer nahen Garnison. Alle mühen sich um Rosamunde. Wenn sie ins Zimmer tritt, wo die Gesellschaft beisammen sitzt, kann man bemerken, daß eine atemlose Bewunderung für einen Augenblick viele, alle erfüllt, denn Rosamunde ist

noch schöner und noch stiller geworden. Manchmal fragt sie mich nach Onkel Salomon. Dann ist jedesmal ein Ausdruck von Bekümmernis in ihrem Gesicht. Aber sie will mir nicht sagen, was ihr ist. Kürzlich, als ich erzählte, daß Onkel Regierungsrat geworden, sagte sie, ganz in Sinnen verloren: ‚Ja — er ist — ein bedeutender Mensch. Ich verehre ihn immer noch.‘ Dann wieder spricht sie auch, wie glücklich sie sei. ‚Wenn es nur nie anders werden möchte!‘ Sie ist ein eigentümlicher Mensch. Aber man muß sie lieben, muß sie fast andächtig lieben, ein so reines Geschöpf ist sie."

So schrieb Maria, und als sie heimkam, bestätigte sie alles und erzählte noch viel mehr in einer Begeisterung, die an ihrer sonst zurückhaltenden Natur doppelt auffiel. Sie erwähnte auch, daß Rosamunde sehr zart sei und der Arzt ihr große Schonung empfohlen.

Salomon, der ihre Schilderungen hörte, blickte still vor sich hin.

Und nach einem halben Jahre kam die plötzliche, erschütternde Nachricht: Rosamunde Stein war gestorben.

Ihr Vater schrieb an Maria: „Mein Kind hat gewünscht, daß ich selbst Ihnen, ihrer liebsten Freundin, mitteile, was sie kommen sah. Sie hätten sehen sollen, wie ernst ihr Mund, wie groß ihre Augen waren, seit sie wußte, daß sie sterben müsse. Aber sie fürchtete sich nicht vor dem Tode. Sie erlosch. Als sie starb, lächelte sie leise. Sie war eine herrliche Knospe, die nicht aufzublühen vermochte."

„Das ist das treffende Bild," sagte Marias Vater, als sie den Brief des Gutsbesitzers vorgelesen. „Eine Knospe, die nicht aufzublühen vermochte."

Salomon aber erhob sich und verließ das Zimmer. Ihm war, als wüßte er, es hätten zu viele und zu früh auf das Aufblühen der Menschenknospe gewartet, die Rosamunde Stein hieß. So herrlich war sie gewesen.

Die Säge von Mariels

1

Die Welt hatte den Frühling. Die Säge von Mariels hatte ihn so köstlich, daß sie wie mitten in einem Paradiese lag. Es schadete dabei nichts, daß der starke Neuschnee auf den Bergen noch an den Winter erinnerte; die Farben des Frühlings strahlten nur herrlicher und sieghafter. Der ganze Himmel trug ein heißes Blau, nur im Süden war eine unablässige Bewegung weißer Wolken, als brodelten Dämpfe hinter den Bergen auf und versänken wieder. Scharf schieden sich die saftig grünen Halden und Wälder vom schimmernden Weiß der Berggipfel. Das ganze hügelige Tal von Mariels leuchtete in Grün und trug wie einen Kranz das Weiß der Schneefelder.

Zwei Ströme durchziehen das Tal. Der eine, größere, kommt vom Norden aus einem der Seen, die nahe ihren toten Geschwistern, den Gletschern, liegen. Der andre, wildere, der freilich zuzeiten zum Bach herabsinkt, bricht aus dem Cadlintal hervor, das von Osten her ins Haupttal mündet. Unweit der Stelle, wo dieses Wasser, der Cadlin, mit dem Hauptstrom sich verbindet, über steile Granitfelsen hinab sich ihm entgegenstürzend, lag die Säge von Mariels. Die Ufer des Baches sind hoch und grün. Im Schutz des einen Hügels, wohlig sich an die weiche Matte lehnend, stand das große Sägehaus, dessen Wohnräume aus Riegelwerk gebaut waren und an die sich ein mächtiger Holzschuppen anschloß.

Die Fenster der Säge glänzten in der Sonne, und wie im Scheibenglas, so spiegelte sich diese auch im Wasser der Baches. Sie warf Regenbogenfarben in den Staub, der aus den sich überstürzenden Wellen stieg, sie blitzte in seinem Gischt, insbesondere aber in den unzähligen klaren Tropfen, die seitwärts über das mächtige graubraune Holzrad fielen, während es sich

mit trägem Rollen vom Bache treiben ließ. Das Wasser sang ein gleichmäßig einschläferndes Lied, indessen es in die Radspeichen sprang, sich am Holze brach und über glattes Gestein wieder dem Bache zueilte, aus dem es gekommen. Im Hause zischte die Säge und schrien die Stämme, die sie schnitt, die Maschine stampfte, und zuweilen scholl das Klappern und Schlagen von Brettern, die sie drinnen schichteten.

So war die Sägeschlucht voller Geräusche. Diese aber vermochten sich nicht aus der Tiefe zu erheben, sondern wurden von der großen, strahlenden Stille des weiten Tales so gedämpft, daß sie selbst dort, wo sie entstanden, etwas Sanftes, Lärmloses, in die Landschaft sich Fügendes hatten. Hinter der Säge lag der Werkplatz. Auch dort fand sich viel Holz. Die Besitzerin der Säge war wohlbemittelt. Sie kaufte im Winter die Bäume in einem weiten Umkreise zusammen. In mächtigen Beigen waren die Stämme geschichtet.

Auf einer niederen Bretterschicht saßen drei Kinder, zwei Knaben und ein Mädchen. In ihrer Nähe hockten zwei Sägeknechte über einem schweren Tannenstamme, den sie zu entrinden hatten. Die beiden Knechte hatten Arbeitspause, saßen gebückt, Brot und Käse verzehrend. Zuweilen, in langen Zwischenräumen, setzten sie abwechselnd den grauen Weinkrug zum Munde, der vor ihren Füßen stand. Sie unterhielten sich dabei in deutscher Sprache, obwohl zu Mariels zumeist Welsch gesprochen wurde.

Jost Muheim, der Urner, sprach mehr als sein Kamerad. Er war der Erzählende, während der andre, Kurt Hummel, der Handwerksbursche, der über die Alpen gekommen und hier eine Weile arbeitend hängen geblieben war, nur mit einzelnen kurzen Fragen der Erzählung des andern weiterhalf, wenn sie stocken wollte. Der deutsche Handwerksbursche war jung,

hatte blondes Haar und ein offenes Gesicht. Der Urner war ein alternder Mann. Graue Bartstoppeln standen ihm im dunkeln Gesicht. Seine Augen waren emsig und zückten die Blicke eilig nach allen Seiten. Gerade so beweglich war sein Mund. Der Alte war ein Waschweib der Rede nach.

Beide Knechte trugen ärmliches Arbeitsgewand, Hose und offene Weste. Aus den rauhen Hemden sahen knochige, gedunkelte Arme.

„Das Land gehörte bis weit hinab gegen die lombardische Ebene zu Uri," berichtete Muheim. „Der Teufel weiß, warum wir es wieder haben fahren lassen. Damals waren wir noch eine Macht, bei Gott, die etwas zu sagen hatte. Wenn du, wie du sagst, in ein paar Monaten weiterwillst, kommst du nach Bälletz, der Hauptstadt. Dort in der Gegend liegt Schlachtfeld an Schlachtfeld, dort haben unsre Alten gestritten, daß einem das Herz vor Freude hüpft und vor Lust zittert, wenn man davon liest."

Die Kinder waren auf das Gespräch der Männer aufmerksam geworden und rückten verstohlen näher. Der eine Knabe, der blond war und ein altkluges, in seiner früh entwickelten Herbheit fast mürrisches Gesicht hatte, und das ebenfalls blonde Mädchen setzten sich frei neben die Knechte. Sie waren die Kinder der Maria Lombardi, der Sägerin, Meisterkinder, die nicht zu fragen brauchten, wenn sie sich bei den Knechten eine Freiheit nahmen. Der zweite Knabe stellte sich einige Schritte entfernt von den Männern hin. Er war barhaupt und barfuß und stand in der Sonne. Seine Kleider trugen viele Flicke, das blaugestrichelte Hemd, das aus der Weste sah und dessen Aermel offen über die sonderbar weißen Arme herabhingen, war verwaschen und ebenso vielfach gestückt. Dennoch war eine große Sauberkeit an dem Kinde. Auf seinem Kopfe brannte es wie von Flammen.

Die Sonne war heiß, aber des Knaben Haar war heißer. Es war so brennend rot wie züngelndes Feuer, und nun die Sonne darin lag, meinte man es in dem Brandhaare knistern zu hören. Die Brauen und Wimpern hatten ein sanftes Blond, aber auch sie glänzten. Das Gesicht aber war weiß und fein, von kühnem Schnitt und beweglichen, die Regungen der Seele in Zucken, raschem Erröten und jähem Erbleichen scharf wiedergebenden Zügen. Die dunkelblauen Augen weit geöffnet, stand er und lauschte mit heißer Anteilnahme dem, was der Urner erzählte. Der schilderte soeben, daß er eine alte Chronik besitze, noch vom Urgroßvater her, in der er Sonntags manchmal lese und aus der er alles habe, was er jetzt zum besten gab. Aus den Ortsnamen sei noch leicht erkennbar, wie die Landschaft einst deutsch und urnerisch gewesen, und noch immer mische sich Urnerblut mit welschem, wie eine Menge verwandtschaftlicher Beziehungen zwischen Angehörigen des Volkes dies- und jenseits des Berges bewiesen.

„Da hast du gleich ein Muster," fuhr der Alte fort, auf die Kinder der Meisterin deutend. „Denen ihr Vater, der Welsche, hat sich die Frau ennet den Bergen in Uri geholt. Sie ist eine Baumann aus Meyen, die Meisterin."

„Und da steht das Gegenstück," unterbrach er sich selber jäh, während seine raschen Blicke den rothaarigen Knaben seit geraumer Zeit wie giftige Schlänglein umzüngelt hatten. „Dem sein Alter ist ein Urner gewesen, ein schandbarer freilich, und hat eine Welsche zur Frau gehabt."

„Was gaffst denn, Faulenzer?" ereiferte er sich weiter, den vor ihm stehenden Knaben mit augenscheinlicher Feindseligkeit betrachtend. „Es hat dich niemand geheißen, herzukommen."

Sein rascher Zorn wuchs unter seinen eignen

Worten. Er kam aus einem tiefwurzelnden Uebelwollen, denn der Vater des Rothaarigen war lange sein Nebenknecht gewesen, und bittere Feindschaft hatte zwischen beiden geherrscht.

Der Knabe grub die Hände in die Taschen, hielt den Blick des Knechtes so lange aus, daß dessen Ingrimm sich noch steigerte, und wendete sich dann langsam um und seinem früheren Sitze auf den Baumstämmen wieder zu.

„Ueberhaupt hast du hier auf dem Werkplatz nichts zu suchen, Lump," schimpfte Jost Muheim, und zu den andern Kindern sich wendend: „Die Meisterin hat euch oft und oft verboten, ihn mitzuschleppen."

Die Kinder der Sägerin standen auf, aber während Joseph, der Knabe, in der Nähe der Knechte blieb und mit einem Ausdruck, der aus Bedauern und Schadenfreude gemischt war, nach dem Kameraden hinübersah, schritt Angelina, seine kleine Schwester, zu diesem hinüber und stand, gleich ihm den Knechten den Rücken drehend, neben ihm. Es sah aus, als spräche das Kind dem Knaben leise zu.

Jost Muheim hatte des Schimpfens noch nicht genug. Zwar erhob er sich nicht, war zu bequem, um das Einfachste zu tun und den Rothaarigen wegzujagen, aber er ließ den Nebenknecht laut und polternd wissen, wer der Bursche sei, der ihn ärgerte.

„Sein Vater ist im Zuchthaus verdorben," erzählte er. „Die haben das leibhaftige Feuer im Kopf, die Aschwanden. Es schlägt ihnen schon aus den Schädeln heraus. Du brauchst nur dem Bub seine Haare anzusehen. Seinem Vater hat man kein Widerwort geben dürfen, sonst ist man vor seinem Messer nicht sicher gewesen. Eines Tages hat er es dem Toni, der mit uns hier Knecht war, zwischen die Rippen gesteckt."

„Weil er ihn gereizt hat, bis er nicht mehr anders

konnte," schrie Moses Aschwanden, der Knabe, jetzt dem Knecht entgegen. Er hatte sich jäh umgewendet. Sein Gesicht war dunkel. Tränen der Wut füllten seine Augen und er streckte beide Fäuste wie im Krampf von sich.

„Was, Lauser!" schmähte Muheim und erhob sich doch.

„Und du bist am meisten schuld," gellte des Knaben helle Stimme. „Du hast den Toni aufgestachelt. Dir hätte das Messer gehört, hat der Vater immer erzählt."

Der Knecht sprang auf ihn ein.

Der Junge wendete sich fast unwillig und erst, als Josts Fäuste nach ihm griffen, zur Flucht. Seine nackten Füße sprangen leicht über die Stämme. Dann schwang er sich ohne große Eile über den niederen Holzhag, der den Werkplatz umgab.

Jost Muheim sah, daß er ihn nicht erreichte. Er kehrte mit einem Fluch auf seinen Platz zurück.

Moses blickte nicht rückwärts. Langsam, mit auf die Brust hängendem Kopf, als gehe er in tiefen Gedanken, strich er am Grashang hin. Nach einer Weile ließ er sich zu Boden und lag lange sinnend im Grase.

Der Sägeknecht schimpfte eine Weile und versprach ihm eine gesalzene Strafe, wenn er ihn erst habe. Dann kehrten die beiden Werkleute an ihre Arbeit zurück.

„Haust du ihn?" fragte der kleine Joseph den Knecht noch.

„Und wie!" gab dieser zurück.

Da blickte Joseph Lombardi nach seinem älteren Spielgenossen hinüber, und in seiner engen, kleinen Seele war jetzt Aerger, daß Moses nicht herüberkam, damit er die Strafe hätte mitansehen können, die jenem bevorstand. In seinem Gesicht aber leuchtete eine kindische Prahlsucht. Seine Haltung schien sagen

zu wollen: Komm nur, du! Unser Knecht, der wird dir schon heimleuchten!

Die feine Angelina hatte schweigend beiseitegestanden. Sie entfernte sich unmerklich, Schritt für Schritt schlendernd, von den Männern. Gemächlich stieg sie über die Stämme am Hang entlang und erreichte Moses. Eine Weile hielt sie dort neben dem Liegenden. Dann stand dieser auf, und beide klommen die Anhöhe hinan, bis sie außer Sehbereich der andern kamen.

„Sie läuft ihm immer nach wie ein Hund,“ begehrte Jost Muheim auf, der dem Mädchen nachgeblickt hatte.

„Ich will es der Mutter schon sagen,“ versicherte eifrig der kleine Joseph. Er war ein Streber; ohne daß er es wußte, wollte er überall gut angesehen sein. So mühte er sich auch um des Knechtes Gunst. Und er machte seine Worte rasch wahr, wandte sich um und ging ins Haus.

Moses und Angelina zogen auf dem grünen Hügelrücken dem Bach entgegen taleinwärts. Ein braunes Dorf stand links über ihnen. Blauer Rauch stieg schimmernd und in geheimnisvoller Stille aus ein paar ungefügen, verlotterten Kaminen. Die Kinder schlenderten schweigend unten vorbei. Angelina hatte nichts zu dem Kameraden gesagt als: „Komm, laß uns in die Blumen gehen.“

Der Hügel, an dem die Kinder gingen, war steil, aber sie erklommen ihn. Auf seiner andern Seite senkte er sich nur wenig, eine neue Berghalde stieg dann an. So aus weichen, mattengrünen Hügeln, die vor den rauheren und düstereren Bergen lagen, bestand das ganze Tal. Ein paar einzelne Birken standen schlank und mit schimmernden Stämmen da und dort auf den Erderhebungen. Manchmal reichte der aus hellen Lärchen und dunkeln Tannen gewachsene

Wald über die Hügel herab. Die Luft zitterte ob den Bäumen. Mücken und Schmetterlinge durchflogen sie mit blitzenden Flügeln. Der Wind wehte Tannenduft über die Matten.

Die Kinder hielten im Klimmen an, wo der Hügel am freiesten war. Ihre schlanken Gestalten zeichneten sich scharf gegen die helle Luft. Sie sprachen noch immer nicht. Die Jugend redet schwer von dem, was ihr Inneres stark bewegt. Fast unwillkürlich gingen sie in die Blumen, wie sie gesagt hatten, eines hierhin, eines dorthin.

Es war die Zeit der Blumenblüte. Alle die seltenen Arten des Landes standen jetzt auf der Matte. Jedes suchte sich einen Strauß, seiner Wege gehend, ohne des andern zu achten. Nach geraumer Zeit erst rief Angelina, die eine besonders dunkle und große Gentiane stehen sah, Moses zu sich. Er kam; das weiße Gesicht trug einen mürrischen, verbitterten Ausdruck. Die Kleine sah es und war begierig, ihn aufzuheitern. Sie ahnte, daß der Vorfall von vorhin in ihm nachwirkte, ja daß der Eindruck des ihm geschehenen Unrechtes sich, nachdem seine Gedanken Weile gehabt, sich mit ihm zu beschäftigen, noch vertieft hatte. So sehr sie noch ein Kind war, gab sie sich doch unbewußt Mühe, ihn auf andre Gedanken zu bringen. Irgendwie fühlte sie sich mitschuldig an dem, was ihm Böses geschehen war, und versuchte, ihn durch doppelte Freundlichkeit zu entschädigen.

Sie rühmte die blaue Blume, über die sie gebückt stand, pflückte sie dann und reichte sie ihm. Dann ließ sie sich ins Gras nieder, plauderte unablässig und hieß ihn sich neben sie setzen. Er gehorchte ihr mechanisch, achtete aber kaum auf das, was sie sagte. Sie jedoch fuhr fort zu sprechen, zeigte ihm die schimmernden Berge, die auf allen Seiten ihre weißen gewaltigen Häupter über die Hügel und Wälder erhoben,

lachte über die drolligen Formen eines Rauches, der drunten aus einem Kamine qualmte, und wußte so vielerlei zu sagen und zu scherzen, daß er unmerklich aus seinem Groll geweckt wurde. Als sie ihm so nicht Ruhe ließ, richtete er die zornigen Augen auf sie und sagte: „Der Jost Muheim ist ein schlechter Hund!"

Sein Blick sprühte das aus, was, wäre er redseliger gewesen, sich in einem Schwall zorniger und haßerfüllter Worte hätte Luft machen wollen. Es rann dabei ein Zittern durch seinen ganzen Körper und zeigte, wie sein Innerstes aufgewühlt war.

„Laß ihn doch," sagte Angelina sanft.

Es war ein wundervoller und stechender Gegensatz zwischen den beiden Kindern. Der sechzehnjährige Knabe, schlank, biegsam und von sehnigem Wuchs, hatte etwas an sich von dem Feuer, das mühsam im Herde gehalten wird und jede Lücke sucht, um hindurchzuzüngeln, doch hielt er selbst dieses Feuer in seiner Gewalt. Sein Wesen bewies, wie er mit sich stritt; es zeigte die Verschlossenheit eines Menschen, der viel mit sich selber zu tun hat. Die kleine Angelina war wie der glatte, klare Bach. Sie hatte helle Augen und weißblondes, in zwei schon lange Zöpfe geflochtenes Haar. Rund von Gesicht und Gestalt, ging sie leicht durch die Wiesen, trat vorsichtig ins Gras, um keine Blume zu zerstören, und die sie pflückte, faßte sie mit unbewußter, liebevoller Sorgfalt. Es war alles Liebe an ihr und Stille. Kein Mensch war ihr in ihrem kurzen Leben je gram gewesen, denn sie hatte keine Unart an sich und tat mit einem angeborenen Geschick das, was jedermann gefiel oder doch niemand im Wege war. Während sie sonst wenig sprach, plauderte sie jetzt nur in dem unwillkürlichen Empfinden, daß sie den Kameraden von dem ablenken müsse, was ihm geschehen war und was er

dachte. Sie war zu jung, um mit ihm von dem Geschehnis selbst oder seinen Gefühlen handeln zu können. Sie hatte nur den Scharfblick des Kindes für die Bedrängnis des Nächsten und das Bedürfnis, gut gegen den Gekränkten zu sein.

Allmählich ließ Moses sich ablenken. Er wurde, während er in seinem Zorn eingesponnen hierher gekommen und bisher hier gegangen war, nach und nach auf seine Gefährtin aufmerksam. Dabei überkam ihn, wie schon oft in ihrer Gesellschaft, ein Gefühl der Verlegenheit. Er sah sich unwillkürlich um, ob niemand in der Nähe sei. Die kleine Angelina war ihm lieb. Er suchte sie oft auf. Dennoch aber hatte er den drolligen Knabenhochmut, der sich nicht gern vor andern in Gesellschaft kleiner Mädchen zeigt. Moses' eigentlicher Kamerad war Angelinas Bruder Joseph. Nur gefiel ihm der von Jahr zu Jahr weniger, wie die Kleine von Tag zu Tag besser. Zusammengebracht wurde er mit den Kindern von der Säge durch den Umstand, daß seiner Mutter kleines, rauchschwarzes, zerfallenes Haus, das über der Straße, der Säge gegenüber stand, die einzige Nachbarschaft derselben bildete.

„Warum bist du eigentlich heute gekommen?" fragte Angelina, als sie sah, daß er auf sie achtete. „Es ist doch Werktag."

„Ich habe nichts zu tun," gab Moses obenhin zurück. Er schien nicht zu wissen, ob er dem Kinde Antwort schulde oder nicht.

„Bist du denn nicht mehr bei Peretti, dem Bäcker?" fragte Angelina weiter.

Er schüttelte den Kopf.

Die Kleine wollte den Grund wissen.

Darauf erzählte er mehr für sich selber als für das Kind: „Ich hatte mich beim Brotaustragen verrechnet und brachte zwanzig Rappen zu wenig heim. Da

wurde der Bäcker zornig und sagte: ‚Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Hat der Vater im Zuchthaus gehaust, wird der Bub auch hinein wollen.‘ So bin ich ihm davongelaufen.“

Angelina wußte nichts zu erwidern. Des Moses Worte machten sie traurig. Weshalb, konnte sie nicht sagen. Warum waren alle Leute böse mit jenem? Er tat im Grund niemand etwas zuleid, wenn er auch leicht zornig wurde.

Einen Augenblick saß sie ganz stumm und wendete den Kopf nach dem Kameraden um, ihn von der Seite betrachtend. Er starrte vor sich hin ins Leere. Sein Gesicht war so hell wie der schöne glatte Marmor, den man zu Mariels brach, und sein rotes Haar warf einen Schein hinein. Seine Augen hatten aber nicht mehr einen zornigen, sondern einen halb traurigen, halb sehnsüchtigen Ausdruck, als dächte er dasselbe wie die kleine Angelina: Warum mögen dich die Leute nicht?

Angelinas Herz wallte über. Ein natürlicher Drang zu liebevoller Anschmiegung brach sich Bahn. Sie rückte ganz nahe an den großen Knaben heran und langte mit den Armen nach seinem Halse. Er litt es zuerst, achtete nicht darauf. Dann fuhr er auf und wehrte sie ab. Er wurde über und über rot. Aber sogleich schien er sich zu erinnern, daß die Kleine Dank verdiene. Er sah sie freundlich an und sagte, sich erhebend: „Jetzt gehen wir.“ Er gab ihr die Hand, nahm seine und ihre Blumen auf und hob an, mit ihr über den Hügel niederzusteigen.

Er führte sie sorglich, denn der Weg war glatt. Sie kam wieder ins Plaudern, und manchmal gab er ihr freundlich Bescheid. Aber als sie im Sehbereich der Säge waren, schickte er sie allein auf dieselbe zu. Er selbst umging sie in einem weiten Bogen. Es war etwas von der trotzigen Furcht des geschlagenen Hundes in seinem Wesen, während er das tat.

Das Haus seiner Mutter, das Moses nachher gewann, stand an der Straße, jedoch so, als ob es sich furchtsam hinter dieselbe ducke. Es ragte nur mit dem schwarzen schlechten Schindeldach über dieselbe hinaus. Ein paar ausgetretene Stufen führten zu seinem Eingang, der nur eine dunkle Oeffnung war. Die Tür hatte man längst ausgehängt, falls eine solche überhaupt je dagewesen. Schräg gegenüber, aber ebenso tief wie das Aschwandensche Haus, lag die Säge. So konnten die nahen Nachbarn einander aus ihren Stuben nicht sehen.

Moses betrat den Hausgang. Dieser hatte wie das Haus nach außen wetter- und rauchverschmierte Wände, Risse und Schäden, aber sein fauler Boden war sauber. Die Witwe des Aschwanden war eine reinliche Frau. Sie hatte kein Geld, um das Haus weißeln und ausbessern zu lassen, aber was sie selbst an dem Lotterbau zu fegen und verschönern vermochte, tat sie. Ihr Mann hatte das Gebäude um ein Trinkgeld erstanden. Während des Baus der Eisenbahn, die das Haupttal von Mariels durchzog, war es für die Arbeiter errichtet worden, schlecht und schnell gebaut, eine gemauerte Baracke.

Ein paar Türen gingen auf den Flur, durch den Moses schritt. Aus der einen drang Rauch. Hinter ihr lag die Küche. Es war Rauch, der kalt war, vielleicht seit Stunden in dem rußigen Raume schwelte. Am Ende des Flurs lag die Wohnstube. Auf diese schritt Moses zu. Da stand seine Mutter im Sonntagskleide und hatte das bunte kattunene Schultertuch noch nicht lange beiseitegelegt, mit dem nach Landessitte sie sich Feiertags schmückte. Sie lehnte am Pfosten einer zweiten, dem Eingang gegenüber sich befindenden Tür, die auf einen Holzbalkon führte. Ein eigentümliches, aus Sonne und Grün gemischtes Licht lag über der morschen Hauszinne und umfloß die Gestalt

der Frau, die den schlanken, geschmeidigen Wuchs des welschen Weibes hatte. Nun hörte sie den Knaben, wendete sich um und machte sich zu schaffen, indem sie das Tuch wegschloß und von einem Nagel ihre Werktagskleider nahm.

„Ich bin dort gewesen," sagte sie indessen. „Du kannst morgen in den Steinbruch gehen. Galanti will dich nehmen."

Moses antwortete nicht.

Sie sah ihn an, wie er durch die Stube ging, auf den Balkon trat und in das grüne, vom Strom durchrauschte Tal schaute. Sie hatte schönes braunes Haar, nur war es schon von grauen Fäden durchzogen und leuchtete nicht mehr. Ihre Haut war von Sommersprossen bedeckt und ihr Gesicht frühalt, ohne Schönheit mehr. Die Nase sprang schnabelartig vor, die Augen waren in ihre Höhlen zurückgesunken und die Züge faltig. Sie griff mit dürren, knochigen Händen in einer leisen Zerstreutheit und Zwecklosigket dahin und dorthin. In ihre Augen kam indessen ein Ausdruck von Erstaunen und Forschen, einer leisen Besorgnis, die sie nicht zeigen wollte; denn sie beobachtete nur heimlich den Knaben, dem sie galt.

Moses stand noch immer auf der Zinne und achtete der Mutter nicht. Der Schein von Glanz und Grün flutete in die Stube, ein Baum, der vor dem Balkon stand, wiegte im Winde die Aeste und das Licht spielte so seltsam, daß es aussah, als wiege er seine Krone leise in die Stube hinein. Die hatte eine karge Einrichtung: an der einen Wand das Bett der Mutter, in der Mitte einen tannenen Tisch und ein paar alte Stühle. Auf das Bett legte Julia Aschwanden die Kleider und begann an ihrer Jacke zu nesteln; dann aber zwang sie etwas, daß sie hinausging und den Sohn fragte: „Ist dir das nicht recht mit dem Steinbruch?"

Er wendete sich sinnend um, und sie traten in die Stube zurück.

„Was weiß ich," antwortete er mit finsterem Gesicht.

„Haben sie dir wieder etwas getan?" fragte die Mutter.

„Der Jost, der Hund," stieß er durch die Zähne.

Julia Aschwanden seufzte. Sie stand am Tisch, die braune Hand auf die Platte gestemmt, und sah aus, als ob sie Tränen verbeiße. Warum ließen sie den Knaben nicht in Ruhe? Wo er ging und stand, ließen sie ihn merken, daß er einen Zuchthäusler zum Vater gehabt. Seit Jahren war es so. Anfänglich hatte er sich weinend bei ihr beklagt. Jetzt sprach er nur widerwillig mehr davon, aber sie sah, daß es mehr als früher an ihm fraß. Der Knabe war heiß und rasch. Eines Tages war er strahlenden Auges heimgekommen: „Mutter, ich will Offizier werden." Er war einem Trupp Soldaten begegnet. Sie war damals nicht darauf eingegangen; denn die Erfüllung und sein Wunsch schienen ihr zu weit auseinander zu liegen. Aber einen Augenblick lang hatte sie sich nicht enthalten können, sich auszumalen, wie wohl der schlanke Mensch in eine Uniform hineinwachsen würde und wie er den richtigen Eifer hätte, es zu etwas zu bringen. Das sagten alle, daß er den Eifer habe. Der Schullehrer, dessen Unterricht er genossen, hatte es gesagt, und die Meister sagten es, bei denen er seit kurzem sich im Taglohn verdang. Er griff mit heißer Freude alles an, was er begann. Sein Sinn war wie ein frohes Feuer. Aber sie warfen von allen Seiten Steine hinein, daß es sich nicht entwickeln konnte, daß es manchmal plötzlich zusammensank, die Kraft verlor. Sie dämpften es mit vielen Würfen. Frau Julia sah die Steine ins Feuer fliegen, sah es zucken und sich winden und aufs neue steigen,

so deutlich und plastisch war ihr das Bild. Und sie hätte mit geballten Fäusten ins Freie eilen und denen Schimpfworte ins Gesicht kreischen können, welche die Steine warfen. Ihr selbst tat die Verachtung und das Zuleidleben der Menschen nicht weh. Sie war abgestumpft, gleichgültig, war nie mit erhobenem Kopf, sondern immer geduckt gegangen, aber mit dem Knaben war es anders, was sie dem taten, schnitt ihr in die Seele.

„Vielleicht ginge ich besser ganz fort von hier," sprach Moses jetzt.

Julia wußte, daß er recht hatte. Sie antwortete auch nicht, sondern ließ sich schweigend auf den Stuhl nieder, der neben ihr stand.

Moses setzte sich auf einen andern am jenseitigen Ende des Tisches.

Der Gedanke des Fortgehens beschäftigte sie beide. Er war etwas Furchtbares für sie, denn sie waren nie aus der Heimat gewesen, kannten die Welt nicht und hatten daher Furcht vor ihr. Auch schien es ihnen nicht anders, als daß sie sich trennen müßten, wenn der Knabe fort wollte. Die Mutter hatte hier ihre Wohnstatt; daß auch sie gehen könnte, fiel ihnen nicht ein.

Während sie noch so in Gedanken saßen, hoben sie beide fast gleichzeitig die Gesichter und sahen einander an. Ihre Züge wurden dabei hell, als ob Sonne daraus bräche. Ein Lächeln durchzuckte sie, aber so leise und obenhin, daß niemand hätte sagen können, ob es gewesen war. Sie sagten dabei gar nicht, was sie fühlten, keines gab dem andern ein zärtliches Wort. Blitzähnlich nur hatte auf ihren Gesichtern die Liebe geleuchtet, die sie einander verband. Und es war, als ob sie sich das Versprechen gegeben hätten: ‚Wir gehen nicht fort, gehen nicht auseinander, können nicht.' Die Zärtlichkeit, die sie offen einander nicht

zeigen mochten, verriet sich nachher in den gleichgültigen Worten, die sie wechselten.

„Magst du Milch?" fragte die Mutter den Sohn. „Du wirst durstig sein."

Er verneinte.

„Es ist noch Holz klein zu machen. Ich will es besorgen," sagte er dann und verließ die Stube, um der Mutter Scheite zu richten, eine Arbeit, die sie sonst selbst besorgte, wenn er auf Taglohn war.

So war jedes aus innerlichem Zwang bedacht, dem andern zu Gefallen zu leben. In ihrem Wesen also, scheu sich verbergend, lag die Zärtlichkeit, für die sie keine Worte hatten.

2

Die Stube der Säge warf rote Lichter in die Bachschlucht. Ihre Fenster standen, rote Vierecke, der Reihe nach auf den Fels gezeichnet, über den das Wasser rann. Das Rad lief nicht. Das Haus barg in seinen Räumen ein so tiefes Schweigen, daß es auf den, der die Woche lang das Rad klappern und die Säge zischen hörte, fast beängstigend wirkte.

Maria Lombardi, die Sägerin, saß am Tisch unter der Hängelampe und nähte. Sie war keine schlechte Christin, aber sie hielt es nicht für Sünde, am Sonntag abend die Arbeit zu tun, die ihr Vergnügen machte und für die sie die Woche über nicht Zeit fand. Mit emsiger Nadel besserte sie ein großes Leintuch aus, das über ihren Schoß zu Boden fiel und neben ihrem graubraunen Kleid sich in Falten bauschte. Die Petrollampe an der Diele warf ihr Licht über den langen, starken, geneigten Rücken und auf das graue, dichte, gekräuselte Haar. Manchmal hob sie den Kopf, dann lief der Schein über ihren Scheitel und sprang ihr in das grobknochige Gesicht. Es war

gesund und wetterfest, sah aus wie dasjenige eines Menschen, bei dem alles ein hohes Alter verspricht. Es war nicht schön, nicht häßlich, ein entschlossenes, eher Zutrauen als Abneigung weckendes Antlitz. Die Augen, die in die Stube glitten, blickten scharf, grau, ein wenig zornig. Maria Lombardi machte von Zeit zu Zeit eine Bewegung des Unbehagens, während sie nähte. Sie zuckte erst die eine, dann die andre Schulter hoch und sah sich um, als sei in der Stube etwas nicht in Ordnung. Das war die Stille, die sie bedrängte. Es ging ihr immer so und manchmal schien es ihr, als könne sie die Sonntage weniger gut leiden als die übrige Zeit, gerade weil sie diese Stille hatten. Maria war eine starke Frau, aber es gab doch Stimmungen, die ihr das Herz schwer machten, und Sonntags kamen die am ehesten zu Besuch.

Auf der Bank, welche der einen Stubenwand entlang lief, saß Joseph, der vierzehnjährige, und blätterte in einem alten Kalender. Zwischenhinein schlenkerte er die kurzen Beine über „Gotthard", dem großen, zottigen, gelben Hunde, der zu seinen Füßen lag. Das Tier hielt die Augen geschlossen. Wenn die Schuhe des Knaben seinen Rücken berührten, knurrte es behaglich, sah blinzelnd auf und streckte sich wieder.

So waren gewöhnlich die Sonntagabende in der Stube der Sägerin: Die Knechte waren fort, gingen ins Wirtshaus, die alte Magd saß in der Küche oder legte sich frühzeitig, nur die kleine Angelina hatte sonst ihren Platz neben der Mutter oder half dem Bruder die Zeit verkürzen.

Dem Knaben Joseph wurde das Lesen langweilig. Er gähnte und ließ die Augen durch die vertäfelte, große, niedere Stube gehen, Ablenkung suchend. Zum tausendsten Male betrachtete er die paar Heiligen, die in schreiendem Oelfarbendruck aus schmalen Rahmen schauten. Sein Blick lief rundherum über die langen

Wandbänke, den Tisch, der die ganze Fensterseite einnahm, und über die Wandschranktüren, die nebeneinander standen wie Soldaten, vier, dicht in Reih und Glied. Rundherum lief der Blick und noch einmal rundherum. Die gelben Brauen, die wie das Haar an das Mehl erinnerten, das die schneidende Säge unter sich streute, zuckten. Dann fiel dem Gelangweilten etwas ein, was ihm Unterhaltung schien.

„Angelina wird wieder bei der Aschwandin sein," hob er an zu sprechen. Dabei lauerte er mit schmalen Augen nach der Mutter hinüber. Eine kleine Schadenfreude, wie sie in jedem Kinde steckt, das Behagen, der Schwester eine Unart nachweisen zu können, und dabei die Empfindung eigner Bravheit ließen ihn sagen, was er gesagt hatte. Böse war er nicht, war nicht anders wie andre.

Maria Lombardi schwieg.

Der Knabe war enttäuscht. Hatte die Mutter nicht gehört? Sein Verlangen, der Schwester eine kleine Suppe einzubrocken, wurde durch den Mißerfolg nur vermehrt. Ein wenig Giftigkeit regte sich in ihm. Er stand auf, schob die Hände in die Taschen der grauen Hose und scharrte mit dem einen Fuß den Boden.

„Ihr habt es doch verboten," sagte er in aufstachelndem Ton.

„Verklage deine Schwester nicht immer," verwies Maria.

„Wenn Ihr es aber doch verboten habt," beharrte Joseph.

„Ich habe euch verboten, zu oft mit Moses zu gehen, ihn ins Haus zu bringen, weil der alte Jost nicht mit ihm auskommt. Gegen die Aschwandin habe ich nichts. Sie ist eine fleißige Frau."

Der Knabe sah seine Absicht vereitelt. Er war schlecht gelaunt. Sein altkluges, nachdenkliches Gesicht

nahm einen Ausdruck von Gehässigkeit an. „Wenn ich so etwas täte," murmelte er. „Aber die Angelina kann tun, was sie will."

Er verzog sich gegen die Tür, bewußt, daß er die Mutter erzürnte, wenn sie ihn verstanden hatte.

Frau Maria erhob sich rasch. Mit zwei langen Schritten kam sie auf Joseph zu. Der an Größe ihr kaum an die Hüfte reichende wollte durch die Tür schlüpfen, aber sie rief ihn mit strenger Stimme zurück und faßte ihn am Arm.

„Was hast du gesagt?" fragte sie.

Der Knabe trotzte. „Es ist wahr, sie darf tun, was sie will, die Angelina."

„Sei nicht so gehässig," schalt die Mutter. Dann schlug sie den Knaben zweimal über den Rücken. Ihre Hand war schwer und derb.

Joseph weinte nicht, obwohl ihm ein Schluchzen in die Kehle kam. Er trat auf das nächste Fenster zu. Dort stand er stockstill, den Kopf gesenkt, das Gesicht von verbissenem Grimm finster. Seine anfängliche Uebellaunigkeit verwandelte sich in einen verhaltenen, bösen, ins Herz fressenden Zorn. Die Hände, die er wieder in den Taschen hielt, ballten sich immer fester, bis er die Nägel im Fleisch spürte. Er hatte das Gefühl, bitteres Unrecht erlitten zu haben. Seine Gedanken sprangen eifrig der Ursache nach. Er zürnte der kleinen Schwester, als ob sie schuld wäre. Dann dachte er an die Aschwandin, und, weil er Angelina im Grunde liebte, vergaß er den Zorn auf sie und wandte ihn der Nachbarin zu. Dann fiel ihm Moses ein. Er stand in sehr lockerer Beziehung zu dem Gespräch, um dessentwillen die Mutter ihn, Joseph, geschlagen hatte, allein — so schien es dem Knaben plötzlich — um des Moses willen hatte er eigentlich doch die Schläge bekommen. Seltsame Dinge gingen in des Knaben Seele vor. Er

war früher mit Moses Aschwanden nicht übel ausgekommen, mochte ihn aber im Grunde nicht recht, war, ohne es zu wissen, neidisch, weil jener flinker, anstelliger, ihm in vielen Dingen überlegen war. Und — nun — — die Ueberzeugung setzte sich immer mehr in ihm fest: seinetwegen hatte er Schläge bekommen Ganz unmerklich und verborgen sproßte in des Kindes Innern in diesem Augenblick die sonderbare Pflanze Abneigung. Von dem Tage an mochte er Moses Aschwanden nicht mehr leiden.

Frau Maria hatte sich an ihren Platz zurückbegeben. Ihre Arbeit wieder aufnehmend, sprach sie Joseph mit ihrer lauten, barsch klingenden Stimme zu. „Das ist kein schönes Zeichen, wenn einer Freude hat, einen andern anzuschwärzen. Ueber die Aschwandin brauchst du nichts Böses zu sagen. Sie ist im Unglück mit ihrem Sohn, hat es übel genug, auch ohne daß wir helfen, ihr das Leben noch schwerer zu machen."

So, vernünftig, lehrte sie das Kind.

Dann kam Angelina heim. Man hörte ihren leichten Schritt im Flur. Die Tür tat sie sacht auf und trat mit heiterem Gesicht in die Stube. In der einen runden Wange stand ihr ein Grübchen. Die zwei Zöpfe hingen ihr in den Rücken.

Sie grüßte, ging zu einem der Schränke und holte ein Bilderbuch heraus.

„Wo bist du gewesen, Kind?" fragte Frau Maria.

„Bei der Aschwandin," antwortete Angelina ruhig, als ob nichts Besonderes daran wäre, kam an den Tisch heran und setzte sich neben die Mutter. Sie legte die Arme auf den Tisch, vergaß, daß sie hatte lesen wollen, und erhob das offene Gesicht, das nicht schön, nur freundlich und gut war, zu Maria.

„Die Aschwandin hat junge Hühner," erzählte sie. „Sie hat sie nachts in der Küche. Ich habe sie alle

gesehen, wie sie untergekrochen sind. — Der Aschwandin ihr Rosenstock blüht schon. — Die Aschwandin sagt, du seiest eine tüchtige Frau, Mutter."

In Pausen, während Maria Lombardi nicht antwortete, erzählte Angelina. Immer fiel ihr wieder etwas ein. „Zu Moses hat sie das gesagt," fügte sie ihrem letzten Worte hinzu.

Maria Lombardi stichelte weiter. Es war menschlich, daß sie sich freute, weil sie von der Nachbarin gelobt worden war, auch daß sie in diesem Augenblick mit freundlicher Milde jener gedachte.

„Warum mögen die Leute Moses und seine Mutter nicht?" fragte Angelina jetzt.

„Der Vater ist nicht gewesen, wie er sollte," antwortete Maria.

„Er ist jetzt nicht mehr da," beharrte die Kleine, „und sie beide können nichts dafür; sie sind recht."

„Die Frau wohl. Der Moses —"

Frau Maria besann sich. „Wer weiß, ob der nicht ein Erbteil hat," fügte sie mehr zu sich selber und nachdenklich hinzu. „Er hat etwas in den Augen, das ist wie der Zorn, den sein Vater im Blick gehabt hat."

„Der Jost sagt, der Moses kommt auch einmal ins Zuchthaus," warf Joseph hier mürrisch ein.

„Wir wollen es nicht hoffen," erwiderte Frau Maria.

Der Angelina standen die Tränen in den Augen. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte; sah nicht klar, wie alles war. Beinahe aber hätte sie gesagt: „Ich glaube es nicht von Moses. Andre machen ihn so, wenn er wird, was ihr von ihm meint." Sie wußte jedoch nicht, ob das das Rechte war, was sie dachte. So saß sie denn nur mit heißen Wangen und nassen Augen und litt in ihrer jungen, mitleidigen Seele um des Kameraden willen.

Als die Mutter nicht mehr sprach und der Bruder sich wieder über seinen Kalender machte, sah sie eine Weile nachdenklich ins Leere. Allmählich kamen ihre Gedanken von Moses ab. Sie fühlte, wie still es in der Stube war, und es bedrängte sie. Ihr mangelte die gewohnte Traulichkeit. Nach einer Weile stieg sie von ihrem Stuhl, schlenderte langsam um den Tisch, lehnte den Kopf an die Schulter der Mutter und sah ihrer Arbeit zu. Allmählich hob sie das Gesicht. Von unten herauf blickte sie Frau Maria an, so daß diese gezwungen war, ihr in die Augen zu schauen. Ihre runde, volle Hand spielte an der Mutter Kleid; dann schmiegte sie die Wange an die Marias und plauderte allerlei. Unmerklich wurde die Mutter angeregt, ihr lächelnd zu antworten. Von der Mutter glitt Angelina zum Hunde hinüber, ließ sich neben ihm in die Knie und spielte mit ihm. Sie tat es aber so sanft und in dem Tiere wohltuender Weise, daß der schläfrig gewesene Hund, als sie von ihm ließ, sich erhob und, um ihre Liebkosungen bettelnd, ihr nachstrich. Da rühmte sie seine Anhänglichkeit, rief die Mutter, ob sie sehe, wie gut er sei, und hatte auf einmal auch den Bruder ins Gespräch gezogen.

Das Drückende, das die Stille des Hauses und der Stube gehabt hatte, verschwand.

Frau Maria legte die Arbeit beiseite und feierte. Es war, wie wenn erst jetzt Sonntag wäre.

Joseph, der Knabe, unterhielt sich mit der Schwester. Sie hatte Spielzeug aus einem Schranke hergetragen und ohne zu wissen wie, kamen sie ins Spielen, während der Hund hinter ihnen saß und mit großen wachsamen Augen jede Bewegung Angelinas verfolgte. Alles war verwandelt. Das war Angelinas Verdienst. Ihr Wesen atmete eine seltsame Versöhnlichkeit. Es war immer so gewesen. Kein Mensch zürnte Angelina Lombardi. Selbst Jost Muheim, der Geselle, dessen

böses Maul zu Mariels bekannt war, sagte: „Das Kind der Meisterin ist eines wie ein Engel."

„Jetzt!" fügte der Böswillige hinzu, „Die Teufelshörner werden ihr schon noch wachsen."

— — — — — — — — — — — — — — —

Aber Hörner wuchsen Angelina nicht, so sehr sie selber wuchs. Die Zeit ging von jenem Sonntagabend her über die beiden Häuser an der Straße von Mariels hin. Sie streute der Maria Lombardi noch ein wenig Grau mehr ins Haar und färbte der Aschwandin den rauhen Scheitel weißer. Was aber jung und im Wachsen war, kam in Schuß, vor allem Moses, aber auch Angelina, und in geringerem Maße Joseph. Nur stellte sich bei jenen beiden ein schönes Ebenmaß der äußeren Gestalt ein, während Joseph hager blieb und etwas Dürftiges im Gesicht behielt, so als ob eine Art Enge der Seele auch den Leib nicht recht sich auswachsen lasse.

Kurt Hummel, der deutsche Handwerksbursche, war längst weitergezogen. Die Geschäfte der Säge waren augenblicklich stiller als sonst. Jost Muheim wurde mit zeitweiliger Hilfe von Taglöhnern und mit der Unterstützung des Haussohnes allein fertig, da auch die starke Meisterin nach wie vor Hand lieh.

Aber nicht nur die Menschen wuchsen nach ihrer Jugend oder ergrauten nach ihrem Alter; auch Empfindungen, wie sie die Menschen zu Mariels wie anderswo hegten, wurden groß, verloren sich oder alterten, daß sie nur noch blaß und leise waren wie Erinnerungen. Haß ging mächtig auf und Liebe entfaltete sich; einer vergaß langjährige Feindschaft und ein andrer hatte jahrelang ein Mädchen geliebt, und als er sie nicht bekommen konnte, wurde er des Wartens müde und die Liebe schlief allmählich ein. So wandelte die Zeit viele Dinge. Ein Unkraut gedieh aber zu Mariels wie ebenfalls anderswo von Jahr zu Jahr

gleich wohl: die üble Nachrede und die Unduldsamkeit. Sie haben so tiefe Wurzeln, daß die allmächtige Zeit sie nicht auszurotten vermag. Die Aschwandin konnte nach wie vor an den Gesichtern ihrer Mitbürger sehen, daß ihr Mann ein Verbrecher gewesen war. Sie hatte sich längst daran gewöhnt und ertrug es mit stumpfer Gleichgültigkeit, da sie bedürfnislos war und nach keiner Liebe verlangte. Anders war es mit Moses. Daß sie ihm das Verbrechen seines Vorfahren nachtrugen, würde er vielleicht zu verwinden sich gewöhnt haben, allein sie warfen ihm seine äußere Aehnlichkeit mit dem Vater vor und schlossen daraus auf enge innere seelische Verwandtschaft. Jost Muheim sagte es und viele sagten es ihm nach: Der hat etwas in den Augen, der Bub stellt noch einmal etwas an, wie der Vater es getan hat.

Moses arbeitete noch immer im Steinbruch des Galanti. Der Bruch lag ein Stück Weges außerhalb Mariels und es waren zumeist auswärtige Arbeiter, die Galanti beschäftigte. So konnte Moses bleiben, ohne viel von dem heimlichen Uebelwollen zu spüren, das man ihm im Dorf entgegenbrachte. Den Bürgern von Mariels wich er aus. Sie waren nicht schuld und er war nicht schuld; es lag so im Gang der Welt, daß der Knabe eine Art Gezeichneter und Ausgestoßener wurde. Es hatte in seinen jüngsten Jahren begonnen; kaum daß der Vater den Totschlag begangen, hatte man den Sohn darauf angesehen, ob er nicht ein Erbteil habe. Ohne zu wissen, was sie sagten, hatten die Kinder ihn um des Vaters willen verspottet. Aus Abneigung gegen jenen schmähte Jost Muheim, der Sägeknecht, zuweilen blindlings den jungen Aschwanden. Dieser, schwerblütig wie er war, schrak in sich selbst zurück. Und nun geschah das Seltsame und doch leicht Begreifliche, daß er durch sein scheu gewordenes Wesen, dadurch, daß er sich

von den Menschen zurückzog, diese erst recht auf sich aufmerksam machte. Sie sprachen über ihn, fanden Sonderbarkeiten an ihm, erspähten in seinem Blick das glimmende Feuer und legten sich seine Eigenschaften nach ihrer Weise zurecht: Er war auf und ähnlich der Vater.

Als Moses das militärpflichtige Alter erreicht hatte, wurde er zum Dienste eingezogen. Das war seine glücklichste Zeit. Seine aus einem Unbestimmten, Geheimnisvollen herausgewachsene Verrufenheit war nicht unter die Kameraden gedrungen, mit denen er diente, da er zufällig der einzige Marielser war, der in seinen Zug eingereiht wurde. Eine Last fiel von ihm ab. Er erkannte, daß er erlöst wäre, wenn er Mariels verließe, und er hatte vorübergehend ein heißes Verlangen nach einer andern Umgebung, gleich darauf aber erinnerte er sich der Mutter und wußte, daß er nicht gehen konnte. Der Freunde, die kleine Angelina ausgenommen, entbehrend, hatte er sich so mit der Mutter verwachsen, daß eine fast leidenschaftliche Anhänglichkeit zwischen beiden bestand. Zudem kränkelte Julia Aschwanden seit einiger Zeit und bedurfte mehr wie je seiner Unterstützung. Empfand er so, daß ihm nichts übrigblieb, als nach abgelaufener Dienstzeit in die früheren Verhältnisse zurückzukehren, so ließ er sich doch die Freude an seinem jetzigen Leben nicht verkümmern. Er war in diesen Tagen ein sorgloser, tüchtiger, in seinem Dienste eifriger und von seinen Vorgesetzten wie Kameraden gleich wohlgelittener Mensch. Von schlankem, geschmeidigem Gliederbau, war er wenig über Mittelgröße gewachsen. In seinen Bewegungen lag etwas Leichtes, Schwingendes, so daß er, obgleich er starke Körperkräfte besaß, ein fast zartes Ansehen hatte. Sein Haar war noch immer brennend rot, sein Gesicht aber fein, glatt und bartlos, und er hatte eine so weiße Haut, daß die Genossen ihn nur „das Mädchen" hießen.

Froher, als er gegangen war, kehrte Moses nach Mariels zurück. Er meinte freier und der früheren Bedrücktheit ledig geworden zu sein. Als er aus dem Zuge stieg, blickte er mit denselben hellen Augen um sich, die er während der Dienstzeit gehabt. Er grüßte ein paar Menschen, die er kannte und die am Bahnhof standen, und bemerkte nur, daß sie seinen Gruß erwiderten, wußte in seiner frohen Stimmung nicht, daß es langsam und mit einem gewissen Befremden geschah. Ohne Zwischenfall gelangte er nach der Hütte seiner Mutter hinab und verlebte einen sorglosen Abend, ihr erzählend und den Wein mit ihr teilend, den er in der Feldflasche mitgebracht hatte. Zuweilen nur war ihm, als ob von den Wänden, über seine Achseln jetzt, jetzt aus einer Ecke ihn etwas anglotzte, was ihn beengte und bedrängte.

Gegen Abend stand Angelina Lombardi unversehens in der Tür. Vielleicht wußte sie, daß er gekommen war. Er saß draußen auf dem nicht übermaßen sicheren Holzbalkon. Die Mutter war eben in die Stube getreten und fand Angelina auf der Schwelle. Die Freundschaft zwischen ihnen war mit dem Kinde groß geworden.

Ein Lachen zuckte über das spitzige, faltige Gesicht der Frau Julia. „Er ist da," sagte sie, und in den drei Worten lag viel springende Freude. Sie winkte mit dem Kopfe nach dem Balkon hinaus und ließ, in der Stube noch etwas besorgend, Angelina vorausgehen.

Diese trat in die Balkontür, so leise, daß Moses, der mit überschlagenem Beine saß, sie nicht hörte.

Es war ein klarer, winddurchwehter und darum kühlerer Sommerabend. Die Sonne warf ihre Strahlen von der Seite in die Kronen der Bäume, die in der Wiese vor dem Aschwandenhause standen. Diese Wiese gehörte einem andern, nicht der Witwe, aber

ihr Grün und ihre Bäume genoß sie doch. Die Blätter rauschten und tanzten vom Wind bewegt vor dem Lichte der Sonne. Es war die alte, glitzernde, grüne Unruhe und die Schatten, welche das Laub auf die weiße Hausmauer warf, huschten in seltsamem Spiel um den Balkon und über des Moses Gestalt.

„Guten Abend,“ grüßte Angelina.

Moses wendete sich rasch um und gab den Gruß zurück, blieb aber sitzen und gab ihr die Hand nicht.

Sie waren nun schon groß und legten sich im Verkehr eine gewisse Zurückhaltung auf, die ihnen ganz natürlich kam.

Ueber Angelinas Gesicht hin ging jetzt dasselbe rieselnde Schattenspiel wie über das seine. Ihr Haar war an der Stirne kraus und ungefüg. In ihre hellen Augen zu sehen war eine ähnliche Erquickung wie der Blick auf eine heitere, sonnenbeglänzte Landschaft oder einen ruhigen, kühlen See.

„Was macht ihr da in Mariels?“ fragte Moses und lud sie ein: „Setz dich,“ ihr dabei den Stuhl der Mutter zurechtrückend.

Sie ließ sich nieder, und gleich darauf kam die Aschwandin zurück. Diese blieb auf der Schwelle stehen und scherzte, sie wolle nicht auch noch hinaustreten, damit sie nicht alle drei mit der morschen Zinne in die Matte hinabsegelten. Ein Wort gab das andre. Moses mußte von seiner Dienstzeit erzählen und tat es mit sichtlichem Behagen. Die Frauen errieten aus seiner schlichten Schilderung, wie beliebt er bei allen gewesen. Darauf fragte er Angelina nach zu Hause. Sie berichtete arglos, daß die Mutter immer dieselbe sei, die Geschäfte langsam gingen. Auch von Joseph, ihrem Bruder, erzählte sie, der in diesem Jahre auswärts war und bei einem großen Säger im Tal seine Lehrzeit bestand.

Moses' Gesicht verlor um ein weniges seine Heiter-

keit. Angelinas Bruder und er waren heranwachsend einander nicht näher gekommen. Es gibt eine Abneigung, für die keine Erklärung besteht, die gleichsam im Blute liegt. Eine solche herrschte zwischen den beiden jungen Burschen, war jedoch bei Moses lediglich Gleichgültigkeit, während sie bei Joseph sich zum Widerwillen verschärft hatte. Und dieser Widerwille reichte bis in die Knabenzeit zurück, da er einmal, wie er meinte, um Moses willen geschlagen worden war.

Angelina hatte einen scharfen Blick. Sie sah den Schatten über des Freundes Gesicht gehen, als sie des Bruders erwähnte. Dabei fiel ihr ein, daß sie auch nicht von dem erzählen durfte, dessen Name ihr eben auf die Zunge kam, von Jost Muheim, dem Knecht. Der war Moses erst recht feind, und sie wollte diesem nicht die heitere Laune stören. Sie sprach von anderm. Moses' Laune aber war schon gestört. Während er an Joseph Lombardi dachte, fiel ihm der andre Name ein, den sie verschwieg, ja er empfand in diesem Augenblick, d a ß sie ihn verschwieg. Und nun schlich um die Wände schon deutlicher das Unbestimmte, Wesenlose, das ihm die Freude verdarb. Es glotzte ihn mit wandernden Augen an, jetzt von da, jetzt von dort, und der Atem stockte ihm ein paarmal, so sehr empfand er, wie dieses Etwas ihm die mitgebrachte Sorglosigkeit stahl.

Sie wurden bald stiller. Dann erhob sich Angelina und ging.

Moses und die Mutter begleiteten sie unter die Haustür, und Julia sah ihr nach und meinte, es sei ihr noch nie aufgefallen, wie schlank und groß das Mädchen mit seinen fünfzehn Jahren sei. Nun erst gingen auch Moses' Blicke Angelina nach. Sie taten es mit leisem Wohlgefallen. Seine Gedanken beschäftigten sich zum erstenmal eine Weile mit ihr.

„Sie bleibt immer die gleiche," sagte die Mutter neben ihm. „Gegen alle Menschen ist sie gut."

Ein Gedanke durchzuckte Moses. Er sprach ihn aus: „Daß die Mutter sie noch immer mit uns verkehren läßt."

Frau Julia erwiderte: „Die Lombardi ist nicht unverständig. Und sie hat die Tochter so selten tadeln müssen, daß sie nicht gewohnt ist, ihr etwas zu verbieten."

Am nächsten Tage nahm Moses seine Arbeit im Steinbruch des Galanti wieder auf. Als er am frühen Morgen hinausschritt und an der Säge vorüberkam, stand Jost Muheim an der Straße. Ihre Blicke kreuzten sich. Es war Moses, als ob er grüßen sollte, allein er sah, wie ein gehässiges Lächeln über des Alten Züge glitt, während er ihn herausfordernd anschaute. Da ging er schweigend und mit gesenktem Kopf vorüber. Auf dem ganzen Wege aber schleppte er etwas Schweres mit sich. Die hoffnungsfrohe Heiterkeit und Ungezwungenheit, die er gestern mitgebracht hatte, waren hinweggewischt. Er fühlte das alte drückende Unbehagen. Dann begann ein fremder Zorn in ihm zu sieden. Warum waren die Marielser nicht wie andre Menschen, freundeten sich mit ihm an und ließen ihn seiner Wege gehen!

Der heimliche Zorn verließ ihn den ganzen Tag nicht. Er saß mit Hammer und Meißel über einem großen Granitblock. Wenn ein Nebenarbeiter ein Gespräch anhob oder ein Scherzwort herüberwarf, gab er einsilbigen Bescheid. Es war ihm heiß im Innern, und er mußte immer wieder tief den Atem ziehen, um die belastete Brust freizubekommen.

Als Feierabend wurde, schritt er mit den übrigen heimwärts. In Hose und Hemd, den Rock über die Schulter geworfen, kamen sie den Berg herunter und auf die Säge zu, neben welcher der Fußpfad in die

Landstraße bog. Als sie den Holzplatz erreichten, stand dort ein mit zwei Pferden bespannter Wagen, auf den Bretter geladen waren. Jost Muheim, der Fuhrmann des Wagens und ein Taglöhner aus Mariels standen im Begriff, die beiden schlechtgeladenen Schichten mit Stricken festzubinden. Ein Teil der Steinhauer schritt vorüber; zwei blieben stehen und tauschten Bemerkungen über das ungeschickte Fuder aus. In diesem Augenblick trat Angelina aus dem Hause und rief zu Jost hinüber: „Die Bretter halten nicht. Sie liegen zu schräg."

„Freilich halten sie," murrte der Alte vor sich hin und befestigte das Seil an der Wagenachse.

Moses war indessen an der Stelle angelangt und wollte vorübergehen. Da zogen, von Mücken belästigt, die beiden Pferde unversehens an. Die eine Bretterschicht neigte sich nach außen. Das plötzlich auf eine einzige Seite des Wagens geschobene Gewicht der Ladung war zu groß. Ein Rad splitterte und die ganze Last schlug seitwärts, den Wagen überreißend. Angelina stieß einen Schrei aus. Die drei Männer sprangen noch rechtzeitig beiseite, ohne verletzt zu werden, nur Jost Muheim erhielt durch den emporschnellenden Wagen einen schmerzhaften Streich am Arme. Die Pferde aber bäumten sich wild, verwickelten sich im Geschirr und standen im Begriffe, den gestürzten Wagen durchbrennend fortzureißen. Da sprangen die Steinhauer, mit ihnen Moses, hinzu. Es gelang ihnen bald, die Tiere zu beruhigen. Dann griffen sie rüstig an, halfen den Wagen lösen, die Tiere ausspannen und die Bretter, die den Weg sperrten, einigermaßen aufräumen. Maria Lombardi kam heraus. Angelina sprach mit ihr, und sie zankte über die nachlässige Arbeit. Jost Muheim war zornig. Er schimpfte und fluchte, als ob alles andre schuld sei, nur er nicht. Dabei griff er jedoch rüstig an

und unter seinen Anweisungen kam bald Ordnung in die Sache.

„Einer in Euerm Alter sollte zuverlässiger sein," tadelte die Sägerin.

„Zum Teufel! Kann ich wissen, daß das Rad schlecht ist," brauste der Urner auf. Dabei faßte er unwirsch nach dem nächsten Brett, das im Wege lag, und der Zufall wollte, daß in diesem Augenblick Moses helfend am andern Ende desselben angriff.

Der alte Knecht war in übelster Laune. Vielleicht hatte er Moses bisher nicht bemerkt und sein Anblick erhöhte seinen Zorn oder gab ihm erwünschte Gelegenheit, sein Mütchen zu kühlen. „Dich brauche ich nicht zur Hilfe," schrie er den andern an. „Laß das Brett los, du!"

Moses hielt, wo er hielt. Der rote Kopf fuhr in den Nacken. Er sagte nichts, aber er sah den Alten an, als ob er ihm das Brett über den Kopf schmettern könnte.

„Verstehst du nicht Deutsch?" schrie der zornige Jost.

Da verzog Moses den scharfgeschnittenen bartlosen Mund. „Ist das der Dank, wenn man euch Tölpeln hilft?"

Der Schimpf traf auch die beiden andern, den Fuhrmann und den Handlanger. Sie waren über den Unfall nicht weniger aufgebracht.

„Mische dich nicht in unsre Sache, Laufer," begehrte der Fuhrmann auf.

„Mach, daß du weiter kommst," schrie der Taglöhner.

Jost stieß am Brett, das Moses noch immer hielt, daß dieser taumelte und beinahe gestürzt wäre. Er wurde weiß wie ein Leintuch, ließ das Brett los und wendete sich zum Gehen, nicht weil die drei Männer

tätlich zu werden drohten, nicht aus Furcht, sondern weil er fühlte, daß er im nächsten Augenblicke keine Macht mehr über sich hatte.

Die Aufmerksamkeit der Umstehenden war auf einmal von dem eigentlichen Unfall abgelenkt. Alles achtete auf den Streit. Angelina erbleichte und sah aus ängstlichen Augen. Maria Lombardi wies die Knechte zur Ruhe: „Was braucht ihr euern Aerger an dem auszulassen!"

Die Leute schimpften weiter. Der Fuhrmann verteidigte sich: „Man kann sich in acht nehmen vor dem Fluch, dem Aschwanden."

„Das will ich meinen," stimmte Jost Muheim bei, während er noch an den Brettern hantierte. „Ihr braucht nur den Blick zu sehen! Als ob er einen fressen — —"

„Warum laßt ihr ihn nicht in Ruhe?" sagte Angelina plötzlich, während Moses sich langsam entfernte. Sie stand mitten unter den Männern. „Warum reizt ihr ihn immer, wenn ihr wißt, daß er jähzornig ist?" fuhr sie fort. „Er tut euch doch nichts zuleide, wenn ihr ihn in Ruhe laßt."

Der Fuhrmann und der Taglöhner sahen das Mädchen erstaunt an. Da sie die Tochter von der Säge war und die Meisterin dabeistand, wagten sie nicht recht, zu widersprechen. Nur Jost wußte, was er sich vermöge seiner langen Dienstzeit erlauben durfte.

„Du hast ja den Narren an ihm gefressen," sagte er zu Angelina. „Du hast ihm immer die Stange gehalten."

Das Mädchen stand sich gut mit dem brauchbaren Knecht. „Ihr solltet Euch schämen, Jost," sagte sie mit schonender Ruhe.

Dann legte sich Maria barsch ins Mittel. „Genug jetzt! Sorgt, daß die Arbeit fertig wird."

Die Steinhauer, deren Hilfe nicht mehr nötig war, verliefen sich indessen. Die Erregung verflaute.

Während Maria ins Haus zurücktrat, ging Angelina sinnend und ziellos die Straße hinab. Ihr tat im Innern etwas weh. Das Mitleid mit Moses regte sich wieder. Sie kannte ihn von Jugend auf. Aber noch nie war ihr wie heute aufgefallen, wie ihm die Menschen aufsässig waren. Sie war so in Gedanken versunken, daß sie gar nicht merkte, wo sie stand. Ihr war schwer und eng. Sie begriff die Menschen nicht, war nicht gewöhnt, ihnen zu zürnen und fühlte doch jetzt einen heimlichen Groll gegen sie. Noch mehr aber war ihr um Weinen.

Als sie aufschaute, erblickte sie Moses, wie er neben seinem Hause über den verlotterten Zaun gelehnt stand, der einen kleinen ihm gehörenden Garten umschloß. Er sah sie nicht; denn er hielt den Rücken gegen die Straße gewendet und stand vorgeneigt. Manchmal war es, als zuckte seine ganze Gestalt. Angelinas Mitleid wallte auf. Sie ging hinab und stellte sich still neben ihn.

„Ist es wegen dem Streit?“ fragte sie, ihn anblickend.

Er sah mit eigentümlichen Augen in den Garten hinein und antwortete nicht.

Sie sah aber wohl, daß er gleich nach dem Vorfall bis hierher gelangt sein und hier all die Zeit darüber gegrübelt haben mußte.

„Du mußt es dir nicht so zu Herzen nehmen,“ mahnte sie.

Die heiße Mittagssonne lag auf ihnen beiden. Moses' Haar glühte. Jetzt wendete er ihr das Gesicht zu, das eigentümlich bewegt war; man wußte nicht, was darin arbeitete: Zorn oder Verdruß oder Schmerz. Plötzlich sagte er: „Das Böseste ist, daß sie recht haben.“

Er sprach gar nicht laut, sah auch Angelina nicht an, als ob er sich vor ihr scheue.

„Was meinst du?“ fragte sie ängstlich.

Er wand sich im Gewand wie vor Unbehagen. „Wenn sie mich so weiter jagen, immer sticheln, hier, da, dort, wie mit Nadeln, weiß ich nicht, was geschieht. Ich nehme nie ein Messer zu mir. Weil es mich jedesmal reißt, stachelt, damit es einem heimzuzahlen — — —"

Das Zittern lief wieder durch seinen Körper. Es war, als würde der ganze Mensch von einem Fieber, einer schweren Krankheit geschüttelt. Man sah, wie er mit sich rang und wie die Gefühle doch Herr über ihn wurden.

Angelina tat ihre Augen weit auf. Sie war noch ein Kind und begriff nicht, wie einen Menschen so etwas ankommen konnte. Sie legte, von ihrem Mitleid dazu gedrängt, die Hand auf diejenige Moses'. „Du mußt nicht so sein," sagte sie, fand nichts andres zu sagen. Ihre Finger strichen langsam und liebevoll über seine Hand.

Und mit jedem Auf und Nieder der Finger verschwand etwas von der verhaltenen fürchterlichen Erregung, in welcher er sich befand. Er atmete hochauf. Er versuchte auch zu lächeln.

„Man sollte immer jemand wie dich neben sich haben," sagte er. Er sah ihr dabei ins Gesicht. Aber als sie die Augen erhob und ihn anschaute, wurde er verlegen. Er fühlte eine leise Bewegung des Blutes in den Wangen und schlug den Blick zu Boden. In seinem Verhältnis zu ihr war etwas anders geworden. Er hatte in diesem Augenblick eine dunkle Ahnung von dieser Veränderung. Dann entschuldigte er sich: „Die Mutter wartet mit dem Essen."

Er ging.

Auch Angelina begab sich nach Hause.

3

Nichts beschäftigte Angelina Lombardi so sehr, wie Moses' Stellung zu Mariels. Die Tat seines Vaters hatte in der empfänglichen Seele des Kindes allein schon einen tiefen Eindruck hinterlassen. Dann hatte sie die Unduldsamkeit der Marielser gegen Moses früh als ein Unrecht empfunden. Diese Empfindung verstärkte sich, während sie heranwuchs, mehr und mehr. Besonders tief aber wurde sie jetzt in der Zeit ihrer körperlichen Entwicklung, in welcher auch die Seele äußeren Eindrücken besonders zugänglich ist. Der Vorfall auf dem Werkplatz zwischen Moses und den Knechten hatte eine starke Wirkung auf sie gehabt. Sie begann über manche ihr bisher gleichgültig gewesene Dinge nachzudenken, vieles mit andern Augen als früher anzusehen. Das Wesen derer von Mariels gegen Moses im allgemeinen und einiger seiner Feinde wie Jost Muheim im besondern wollte ihr nicht mehr aus dem Sinn. Allmählich begann aus den Gedanken und der Furcht heraus, daß Moses neue Feindseligkeit begegnen könnte, eine innere Unruhe sie zu befallen, die sie ihm nachgehen hieß und sie zwang, ihn und sein Tun zu beobachten, als stünde sie ihm als Schwester oder Mutter nahe. Sie zitterte und bangte für ihn und suchte aus einem geheimnisvollen Triebe alles zu glätten, was neue Widrigkeiten für ihn herbeiführen konnte.

Moses war ihrer Teilnahme nicht unwürdig. Er war fleißig und nüchtern. Nur begann er die Menschen immer mehr zu meiden, weil er ihrem Mißtrauen lieber auswich.

Angelina sah seine Wackerheit und arbeitete im stillen weiter für ihn. Es war ihr gelungen, der eignen Mutter eine bessere Meinung von Moses beizubringen, sie wußte auch zu Mariels da und dort

ein Wort zu seinen Gunsten zu sagen und sie nahm auch immer wieder seine Partei dem alten Jost gegenüber. Die tiefwurzelnde Abneigung desselben vermochte sie freilich nicht zu brechen, um so mehr, als ein durch das Alter und ein enges unzufriedenes Gemüt verdorbener Charakter den Alten zu einem unleidigen Menschen stempelte.

Da kam in diesen Tagen Joseph Lombardi aus der Lehre zurück, ein an Leib und Geist Erwachsener, der sich in der Fremde Selbständigkeit und Selbstbewußtsein geholt hatte und gleich am ersten Abend seiner Heimkehr durch die Art und Weise, wie er sich im Haus und Geschäft umsah, zeigte, daß er den Meister hervorzukehren gedachte.

Angelina hatte den Bruder mit Ungeduld erwartet. Sie war ihm an die Bahn entgegengegangen und blieb den Abend voll Freude über die vorteilhafte äußere Veränderung, die mit ihm vorgegangen, geflissentlich in seiner Nähe. Joseph war stämmiger und breitschultriger geworden. Seine Gestalt hatte die frühere Magerkeit verloren, die Glieder erschienen zäh und muskelhart, nur das Gesicht hatte noch etwas Karges und zeigte als Merkmal die stark vorspringende schmalrückige Nase. Auf der Oberlippe keimte ein weißblonder Schnurrbart, und die Brauen hatten ebenso kurze, glänzende, weißblonde Härchen wie dieser. Er war gesprächig und ließ sich von der Schwester im Vergnügen des Wiedersehens, das auch er empfand, dies und jenes Neue zeigen, was Haus und Umgebung enthielten. Angelina wurde dann überrascht und leise eingeschüchtert von seiner entschlossenen, etwas großsprecherischen und eigenmächtigen Art, die ihn tun ließ, als hätte nun daheim niemand mehr zu befehlen als er. Während aber eine gewisse Hochachtung für die Ueberlegenheit des Bruders in ihr aufsprang, wurde diese anderseits wieder gedämpft

durch ein Gefühl unbestimmten Unbehagens, das sich ihr aufdrängte, wenn Joseph lachte. Er hatte kein freies, von Herzen kommendes Lachen, sondern verzog den Mund mit einer gewissen Geringschätzung, so daß es aussah, als ob er alle Dinge für viel zu unbedeutend halte, um sich daran zu freuen. Die aufrichtige, im Blute liegende Liebe zu dem Wiederheimgekehrten überwand jedoch diese Bedenken wieder.

Der Tag nach der Heimkehr des Bruders begann für Angelina mit eitel Zufriedenheit. Sie grüßten sich mit Lachen beim frühen Morgenbrot und saßen mit der Mutter und dem alten Muheim in kummerloser Eintracht beisammen. Joseph war dem Knechte von jeher am anhänglichsten gewesen und besaß auch mehr als die andern seine Liebe. Die beiden führten ein eifriges Gespräch, an dem sich die Frauen nur selten beteiligten. Nach einer Weile machten sich die Männer an ihre Geschäfte. Joseph packte die Arbeit von Anfang an rüstig an und bewies, daß er seine Lehrzeit wacker ausgenutzt hatte. Der Tag verging unter strengem Schaffen. Er führte die Hausinsassen bei den Mahlzeiten zusammen, und die behagliche Stimmung, die zwischen ihnen geherrscht hatte, dauerte an. Am Abend, als schon Feierzeit war, schickte Joseph noch einen Wagen Bretter nach dem Bahnhofe. Jost begleitete ihn und sie fuhren eben ab, als drüben Moses in die Straße trat und sich nach dem Dorfe zu gehen anschickte. Angelina ging an seiner Seite. Sie war um Eier bei der Aschwandin drüben gewesen.

Joseph Lombardi stand noch in der Straße und sah dem davonfahrenden Wagen nach. Als er Moses gewahrte, drehte er sich unwillkürlich und sichtlich der Eingebung des Augenblicks folgend, dem Hause zu und wollte sich entfernen. Gerade da rief jedoch Angelina seinen Namen und er konnte nicht wohl anders, sondern mußte stehen bleiben, bis die beiden herankamen.

„Moses will dich grüßen," sagte Angelina zum Bruder, als sie ihn erreicht hatten.

Die beiden jungen Männer gaben einander die Hand. Angelina sah aber, daß keine Wärme in ihrem Gruße war. Sie hatte ein unbewußtes Verlangen gehabt, sie zusammenzubringen. Dabei war sie ängstlich gewesen, wie die Begrüßung ausfallen würde, und nun schmerzte es sie doch, daß sie so kalt war. Joseph faßte Moses' Hand lose, nur mit ein paar Fingern. „Wie geht es dir?" fragte er und sah dann zerstreut auf die Seite; die Antwort interessierte ihn nicht.

„Gut, und dir?" gab Moses ebenso trocken zurück.

Sie führten dann ein paar Minuten lang ein lahmes Gespräch, das Joseph bald mit der Bemerkung abbrach, er habe noch zu tun. Mit kurzem Gruß und ohne ihm die Hand zum zweitenmal zu reichen, verließ er Moses und trat ins Haus. Dieser nickte Angelina ernsthaft und mit einem Gesicht, das nicht verriet, was in ihm vorging, zu und stieg gegen das Dorf.

Angelina überdachte den Vorfall. Sie zürnte dem Bruder. Dann wieder empfand sie mehr Kummer als Zorn. Warum konnten und konnten sie nicht anders gegen Moses sein?

Am Abend in der Stube kam Joseph ganz unververſehens auf die Begegnung zu sprechen.

„Dauert die Freundschaft immer noch?" fragte er halb zur Mutter, halb zur Schwester gewendet.

„Moses und seine Mutter haben uns nichts zuleid getan," antwortete Maria Lombardi verständig.

„Deswegen sind sie doch, wer sie sind," bemerkte Joseph ungehalten. „Niemand hat mit ihnen zu tun. So brauchen wir auch keine Ausnahme zu machen."

„Es ist aber eine Schande, wie man hier in Mariels Moses behandelt und von klein auf behandelt hat," sagte Angelina mit einer leisen Heftigkeit. Ihre

Wangen röteten sich plötzlich und tief. Ihre Erregung war um so merkwürdiger, als ihr Wesen selten seine Sanftmut und Ruhe verlor.

Joseph betrachtete sie scharf und überlegen. Dann wendete er sich ganz gegen die Mutter. „Ueberhaupt paßt die Kameradschaft zwischen Angelina und Moses nicht mehr. Angelina hat die Kinderschuhe ausgezogen."

Die gerechte Maria Lombardi hatte sich über die Selbständigkeit gefreut, die der Sohn zeigte. Sie empfand auch jetzt, daß etwas Wahres in seinen letzten Worten lag. „Da hat er schon recht," meinte sie zu Angelina. „Es schickt sich nicht mehr, daß du so viel mit Moses zusammensteckst." Und mildernd setzte sie hinzu: „Daß du hier und da zur Aschwandin gehst, dagegen habe ich nichts."

Angelina schwieg. Ihre Erregung hatte sich gelegt. Ein Erstaunen, das sie überkam, war jetzt stärker als ihr Zorn. Die Mutter und Joseph hatten etwas Seltsames gesagt! Die Gedanken überfielen sie so zahlreich, daß sie, ganz in dieselben versponnen, die Stube verließ. Als sie so still hinausging, hatten auch die andern nichts mehr zu sagen, hielten die Sache für abgetan und gingen an ihre Beschäftigung. Angelina stieg in ihr Zimmer hinauf. Eine knarrende Holztreppe war ihr Weg. Das Zimmer hatte ein kleines offen stehendes Fenster, das auf die Straße ging und von dem aus man einen Teil des Aschwandenhauses erspähen konnte. Ein sauberer Vorhang war vom Zugluft über die Fensterbrüstung hinausgeweht worden und flatterte im Winde wie eine Fahne. Angelina trat mit ihren Gedanken an dieses Fenster, sah mit den Augen scheinbar ins Freie, in Wirklichkeit aber tat sie einen tiefen Blick in ihre eigne Seele hinab und stieg dabei unmerklich aus jenem dämmerigen Traumland, das man die Kindheit

nennt, mit allmählichen und unsicheren Schritten in die Sonne, wo das Leben drängt und blüht und reift.

„Es schickt sich nicht mehr,“ hatte Joseph gesagt! Sie sah Moses, den Kameraden, vor sich, und er war auf einmal anders als er je gewesen war. Richtig, sie waren beide groß geworden! Und — in ihre Wangen kam abermals das Blut, aber langsam und scheu — sie begann sich in diesem Augenblick alles dessen zu erinnern, was sie von den Leuten von Liebe gehört hatte. Sie dachte nicht, daß sie Moses liebte. Es fiel ihr nur ein, daß sie in die Zeit der Liebe gekommen war und daß es das sein könnte, was Joseph meinte. Ihr Herz klopfte. Sie spürte es plötzlich. Dabei wußte sie nicht, ob sie glücklich war oder Leid empfand. Nur das Mitleid mit Moses Aschwanden war stärker als je in ihr und die Qual darum, daß sie ihm das Leben schwer machten.

An diesem Abend brachte Jost Muheim eine Geschichte aus Mariels heim. In einem Wirtshause, wo die Steinhauer des Galanti verkehrten und wo zur Seltenheit, von einem Kameraden gerufen, Moses Aschwanden eingetreten, war zwischen diesem und einem Ortseingesessenen, der ihn gefoppt hatte, Streit entstanden. Der Alte war so eifrig in seiner Schilderung, daß sich ihm die Worte überschlugen, seine ganze Gehässigkeit gegen Moses, daneben aber zum ersten Male auch etwas wie abergläubische Furcht klangen aus dem, was er sagte. „Der Aschwanden, der Lump, war wie von Sinnen, wie ein wildes Tier, haben sie erzählt. Er würde den andern erschlagen haben, wenn sie ihn nicht gehalten hätten.“

Maria Lombardi und ihre Kinder hörten dem Knechte zu. Joseph sagte mit harter, entschlossener Stimme: „Man muß dem gefährlichen Menschen auf die Finger sehen und ihn ausweisen, bevor etwas geschieht. Er soll nicht Unheil stiften wie der Alte.“

Angelina vermochte anfänglich nicht zu sprechen, sondern zitterte nur am ganzen Körper. Dann rangen sich die Worte von ihr: „Ihr treibt ihn ja dazu. Ihr seid schuld, wenn er schlecht wird, gar niemand sonst."

Die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie verlor sich ganz und eilte plötzlich in einem Sturm von Erregung aus dem Zimmer.

„Seht Ihr, daß es Zeit ist, ihr das Aschwandenhaus zu verbieten," sagte der verstandeskühle Joseph gelassen zur Mutter.

Jost Muheim lächelte hämisch.

Angelina lief über die Matten, den Berg hinan, wußte nicht wohin, noch wozu. Sie konnte ihrer qualvollen Empfindungen nicht Herr werden. Wohl kam sie nach einer Weile ruhiger zurück, ging dann an ihr Tagewerk und neben den andern hin, die sie mit erstaunten Blicken maßen, sich aber der Bemerkungen über ihr Gebaren enthielten, sie vermochte jedoch nicht, ihre innere Unruhe zu überkommen. Fast planlos irrte sie an diesem Tage im Hause umher. Einmal, in ihrer kleinen Schlafstube, griff sie an ihre Stirn, wo sie einen dumpfen Druck empfand. Sie seufzte. Was war das alles? Sie war immer glücklich gewesen im Gefühl, wie gut es die Menschen mit ihr und sie es mit den Menschen meinte. Sie hatte noch nie ein unruhiges Gewissen gehabt. Und jetzt? Zum erstenmal war es Angelina, als ob die Menschen nicht nur Moses Aschwanden schlecht machten, als ob sie auch in ihr gewaltsam etwas veränderten, zum Bösen veränderten.

Der Tag, der seinem Aeußern nach ohne Wolken gewesen war, verging dann in einen kühlen Abend. Eine tiefe Ruhe sank auf Mariels. Kein Wind kam über die Berge. Dunkel und dunkler lagen diese da. Die Wälder standen schwarz und totenstill und die

Hügel waren wie schlafende Riesen; man meinte den ebenmäßigen Atem der mächtigen Leiber zu sehen. Ueber diese Landschaft nun kam der schweigende Mond. Er glitt sanft hinter sechs hohen, königlichen Tannen herauf, so gemach, als dürfte er das schlafende Land nicht wecken, und zog seinen leuchtenden Schleier über dieses, daß seine Schönheit wuchs und wuchs, bis sie fast übernatürlich war.

Das Rad der Säge stand still. Der Bach rauschte wohl, doch verbarg sich der Laut in den Felsen.

Angelina hatte in der Dämmerung mit Mutter und Bruder am Hause gesessen, doch war vom Mittag her noch etwas zwischen ihnen gewesen und sie hatten wenig miteinander gesprochen. Nun war der Bruder ins Dorf hinaufgeschlendert, die Mutter ins Haus getreten. Angelina blieb. Sie sah die Nacht kommen und den großen Mond und die scheuen, kleinen, seltenen Sterne. Und plötzlich mußte sie die Bank verlassen und nach dem Aschwandenhause hinübergehen, sie konnte nicht anders.

Dort war es wie es bei ihnen daheim gewesen war. Julia und ihr Sohn saßen vor dem Hause und genossen der Kühle. Julia aber erhob sich, eben als Angelina sie auf ihrem Sitz, einem zerschellten Straßenrandstein, erblickte, und trat ins Haus. So fand Angelina Moses allein. Er hielt beide Ellbogen auf die Knie gestützt. Der Rücken war gekrümmt und der Kopf geneigt. Der Mond beschien jetzt den Platz und milderte das brandhafte Rot auf Moses Kopf. Er sah ein wenig auf, als er Angelina herankommen hörte, allein er sank gleich wieder in seine frühere Stellung zurück, als ob sie ihn nicht aus dem zu reißen vermöchte, worüber er augenscheinlich grübelte.

Angelina grüßte.

Er nickte zur Antwort und sagte nach einer kleinen

Pause: „Guten Abend," ohne daß er noch einmal aufgesehen hätte.

„Ist es wahr, daß schon wieder Streit gewesen ist?" fragte Angelina.

Er bejahte kurz.

Sie sah auf ihn hinab. Tausend Empfindungen wühlten in ihr. Auf einmal meinte sie zu bemerken, daß Moses weine. Sie erschrak und konnte es kaum glauben. Die Männer von Mariels taten so etwas nicht, am wenigsten Moses! Aber sie beugte sich über ihn und sah im Mondlicht einen klaren Tropfen fallen. So war es doch!

„Moses," sagte sie. Sie war ganz erschüttert.

Er riß sein Sacktuch heraus und fuhr sich damit in die Augen. „Geh doch," sagte er zornig zu ihr. Er ergrimmte, weil sie seine Schwäche sah.

Sie wich furchtsam einen Schritt zurück. Das aber tat ihm wiederum leid und er entschuldigte sich: „Ich kann nichts dafür. Es ist mir wahrhaftig schlecht genug zumute."

„Willst du nicht lieber fort?" fragte sie.

Sie hatten diese Möglichkeit schon früher gemeinsam erwogen und sie ebenso bestimmt verneint. So klang die Frage schon recht zaghaft.

Moses schüttelte den Kopf. „Wohin? Die Mutter hängt am Dorf und am Haus und solang sie lebt und —"

Er stockte und sah auf. Eine seltsame Stille fiel zwischen sie. Es hatte keines von ihnen vorher daran gedacht. Nun aber schoß beiden der gleiche Gedanke durch den Kopf: „Da bist auch du — Angelina!"

Es war eigentümlich, wie sie beide gleichzeitig um den gemeinsamen Gedanken wußten. Sie erröteten und wagten nicht weiterzusprechen. Moses riß sich dann mit Gewalt aus der Befangenheit, die ihn ergriff. Er wiederholte, was er ihr früher schon ge-

sagt hatte: „Das ist das Furchtbare, daß sie recht haben!“

Abermals sank er in sich zusammen und stierte zu Boden. „Ich weiß es,“ stöhnte er. „Es wird kommen! Wenn sie mich nicht von Jugend auf daran erinnert hätten, wäre es vielleicht gegangen! Ich hätte es zu etwas gebracht, sicher! Aber sie haben mir immer den Vater vorgehalten! Bis ich gemerkt habe, daß ich das Erbteil von ihm habe: die blinde Wut, die Rachsucht, die Gier, dem etwas anzutun, der mir zuleid lebt. Ich habe mich dagegen gewehrt. Bei Gott! Bis ich wie krank gewesen bin. Aber es ist nur stärker geworden, ist gewachsen wie ein Geschwür. Jetzt — jetzt fühle ich, wie das Unglück näher und näher kommt.“

Es war fürchterlich, ihn zu hören, wie er in sich zusammengeduckt saß und vor sich hinmurmelte. Seine Finger spreizten und schlossen sich abwechselnd unter seinen Worten. Es ging, wie schon früher einmal, ein Krampf durch seinen ganzen Körper. Man sah ihm an, wie er sich gegen etwas Uebermächtiges lange, lange gewehrt hatte und noch immer wehrte.

Angelina fühlte, wie die Schuld nicht an ihm war. Die Menschen verstanden nicht. Sie stießen ihn ins Unglück wie in einen Abgrund, näher, näher, Stoß um Stoß. Sie meinte mit erhobenen Händen sich dazwischenwerfen zu müssen: „Laßt ihn, Elende!“

„Ich weiß, daß du nicht dafür kannst,“ sagte sie, mußte es sagen.

Ihre Stimme war nicht fest. Er merkte, wie tief ihr seine Bedrängnis ging. Da stand er plötzlich auf und ging mit zögernden Schritten von ihr hinweg in die gemähte Matte hinab, die am Hause lag.

„Wo willst du hin?“ fragte Angelina. Sie hatte Angst um ihn, ging ihm nach, aus einiger Entfernung ihn beobachtend.

Er mußte indessen ruhiger geworden sein. Im Schatten einiger buschhafter Eschen blieb er stehen und wartete auf sie.

Am Himmel waren Wolken aufgetaucht. Sie rückten schwer, schwarz, langsam höher und höher bis in die Nähe des wundervollen Mondes. Da machten sie wie die Heerschar vor einem Herrscher halt. Noch lösten sich Fetzen fahnengleich am starren Hauptgewölk, umschlichen oben und unten das leuchtende Gestirn, bis es in seiner Pracht gewaltig und sieghaft aus einem Kranz von Wolken sah. Die Eschen auf der Matte rührten sich nicht. Nur ihre Schatten lagen gespenstisch auf der mondhellen Matte.

Moses blickte Angelina mit ruhigem, fast heiterem Gesicht entgegen. „Dir kann ich nicht genug danken," sprach er in freierem Ton.

„Weshalb?" fragte sie einfach.

„Wenn alle gegen mich gewesen wären wie du und die Mutter," sagte er mit ins Leere staunenden Augen, „wäre es nicht so in mich hineingewachsen."

Er faßte nach ihrer Hand und hielt sie. So standen sie eine Weile nebeneinander und sahen auf die Schatten, die zu ihren Füßen lagen. In der Stille aber, die sie umgab, fühlten sie, daß etwas durch ihre Hände rann, die sie arglos ineinander gelegt hatten. Es war zuerst nur ein Wohlempfinden, dann wurde ein Verlangen daraus. Nun berührten sie sich mit den Schultern und nun blickten sie einander an. Moses legte, ihre Hand lassend, seinen Arm um Angelina.

„Wenn ich dich neben mir hätte, dann könnten sie reden — sie —"

Als er das gesagt hatte, lachte er höhnisch: „Aber — da fallen eher die Berge ein," widersprach er sich selbst.

Angelina antwortete nicht, aber sie schmiegte sich

an ihn. Sie wußte, was er meinte, und ihr Zusammenkommen war so unmöglich, daß sie selbst jetzt nicht wagte, ihm und sich Hoffnung zu machen. Aber sie war in diesem Augenblick glücklich, hatte keinen Wunsch. Die frohe Stille der ersten Liebe, die an Reinheit und Glück ihresgleichen nicht hat, kam über beide. Wie das Mondlicht ins Tal gewachsen war, so wuchs diese Stille erst über Angelina und dann auch über Moses. Sie vergaßen von dem zu sprechen, was sie vorher so schwer beschäftigt hatte. Sie empfanden nur den schönen Augenblick, hielten sich fester; dann küßten sie sich. Lange blieben sie beieinander.

Als sie sich trennten, waren die Wolken über ihnen doch Herr geworden. Sie hatten, ohne daß sie es merkten, den Mond verschlungen, gefräßige Tiere. Der Glanz war tot. Kalt und schal lag der Schnee auf den Bergen, der vorher geleuchtet hatte.

4

Angelina Lombardi errötete, wenn man Moses Aschwandens Namen nannte. Sie nahm vor den Leuten weniger eifrig als früher seine Partei. Vor den Leuten! Im stillen war sie so sehr die Seine, daß sie in geheimem Zagen ihre Tage verlebte. Eine ewige Angst quälte sie, ob jetzt, in diesem Augenblicke, dem Freunde nicht neue Unbill geschehe oder ein Vorfall sich ereigne, der seine Leidenschaft wecke. Sie hatte gelernt, daß, wie er es ihr geschildert hatte, als Erbteil vom Vater her, die Rachsucht und der Jähzorn wie Raubtiere in seinem Innern lauerten, wie er mühsam, mit Aufbietung seiner ganzen Kraft das Böse in sich daniederhielt. Sie bewunderte ihn darum, daß er Tag um Tag mit sich rang, und erkannte auch, welchen Anteil sie selbst an seinen knappen Siegen

über seine Leidenschaft hatte. Aus der Liebe zu ihr schöpfte er immer neu die Kraft, jener zu widerstehen. Aber die von Mariels änderten sich nicht. Sie bemerkten Moses' sich steigernde Empfindlichkeit, die verbissene Wut, wenn einer ihn foppte, und aus der menschlichen Schadenfreude heraus, die auch sie besaß, spotteten sie seiner erst recht. Auch ihre heimliche Angst vor ihm nahm zu.

Ein Schicksal wuchs aus nichts, aus unscheinbaren Anfängen und geheimnisvollen Gewalten langsam herauf.

Angelina und Moses sahen einander kaum. Seitdem die gegenseitige Liebe ihnen klargeworden war, hatten sie nie mehr eines ungestörten Beisammenseins genossen. Moses suchte nicht danach, Angelina wagte nicht, es herbeizuführen; denn der Bruder beobachtete sie, und von ihm beeinflußt, hatte auch die Mutter ihr bisheriges Wohlwollen gegen die Nachbarn geändert. So war ein rascher Händedruck, ein Streicheln der Finger, ein langer Blick alles, womit sie sich sagten, was sie füreinander empfanden. Zu Hause und im Verkehr mit andern Leuten behielt Angelina inzwischen das sanfte, duldsame und liebenswürdige Wesen, das ihr viele Herzen gewann. Sie war der Mutter eine stille, treue Helferin, dem Bruder eine heitere, den Hochfahrenden zu größerer Schlichtheit anregende Freundin. Wo aber im Dorfe Arme und Kranke waren, ging sie besonders gern ein und aus, gewann dadurch die besondere Hochachtung des Pfarrherrn und wurde bald seine eigentliche Stütze in der Armenpflege. Man sprach zu Mariels nichts als Gutes von Angelina Lombardi.

Es war bemerkenswert, wie mit dem wachsenden Wohlstand der Sägerfamilie — einige gute Jahre hatten dem Geschäft schönen Verdienst gebracht — sie auch Einfluß auf die Angelegenheiten des Dorfes zu

gewinnen begann. Zwar liebte Maria Lombardi nicht, sich hervorzutun, aber sie gab für wohltätige Zwecke dann und wann eine Geldspende, was ihr ein gewisses Ansehen verschaffte. Dem energischen und ehrgeizigen Joseph aber genügte schon bald nach seiner Heimkehr die Wirksamkeit zu Hause nicht mehr, und da er eine gewisse Gabe, sich vorzudrängen, eine nicht ungeschickte Art der Rede und neben wirklicher Tatkraft scharfen Verstand besaß, wurde er bald in den Rat des Dorfes gewählt.

„Die da drüben werden immer größer, wie wir immer kleiner," sagte Moses zur Mutter, als sie gelegentlich am Tische beisammen sitzend von einer neuen gemeindlichen Würde sprachen, die Joseph Lombardi errungen hatte.

Julia Aschwanden hatte ein krankes Aussehen. Ihre Züge waren gelb, ihre Gestalt schien zusammengeschrumpft, und obwohl ihr Gang noch immer der leichte, wiegende der Frauen jener Gegend war, lag eine gewisse Müdigkeit darin, die auch im Ausdruck der schwarzen, tiefliegenden Augen sich zeigte.

„Wir haben, was wir brauchen," gab sie dem Sohne genügsam zur Antwort. Sie verlangte nicht mehr als den Frieden ihrer Stube. Des Sohnes nun regelmäßiger Verdienst in den Brüchen bestritt nicht nur ihren einfachen Lebensunterhalt, sondern hatte ihr gestattet, selbst einen kleinen Sparbatzen anzulegen. Sie bedeckte mit ihrer knochigen gelben Rechten beschwichtigend Moses' auf dem Tische liegende Hand.

Dieser zuckte zusammen, wie er jetzt oft bei Berührungen und Worten tat, so, als seien seine Gedanken weit fort gewesen. Er hatte über die Genügsamkeit der Mutter nachgedacht und dabei sich zum tausendsten mal gefragt, wie lange der Friede, der ihre Freude war, noch dauern werde. So sehr war er

in stetem innerem Zwiespalt begriffen, daß sein körperliches Befinden davon beeinflußt wurde. Seine Hände waren unsicher. Die Nasenflügel öffneten und schlossen sich oft wie die Nüstern eines von Furcht erfüllten Pferdes. — — — — — — — — — — — — — —
— —

Nun kam für die Säge von Mariels ein Ehrentag heran. Er wäre wohl unbemerkt vorübergegangen, wenn Maria Lombardi noch allein den Betrieb der Säge geleitet hätte. Ihr Sohn aber, der durch Zufall die Entdeckung machte, daß an diesem Tage das Geschäft fünfzig Jahre in Händen seiner Familie sich befand, ergriff in seinem Drang, sich hervorzutun, mit Behagen die Gelegenheit zur Veranstaltung eines kleinen Festes.

An einem Mittwoch im frühen Frühling, als der Schnee noch in den Matten lag und die Straße durchtaut und schmutzig war, stand das Sägerad still und der Werkplatz sah keine Arbeiter. Joseph hatte Jost Muheim und den beiden jüngeren Knechten, die er seit geraumer Zeit eingestellt hatte, freigegeben. Auf den Abend hatte er zwei Vereine, denen er angehörte, die Schützen und die Sänger, ins Haus geladen. Der große Bretterschuppen war für diesen Abend geräumt worden, und es sollte in demselben getafelt und getanzt werden. Maria Lombardi war nicht begeistert für den Plan des Sohnes, doch verweigerte sie ihre Zustimmung um so weniger, als sie auf Joseph, seine Tatkraft und seine Erfolge stolz zu sein begann. Sie tat ihm ohnehin häufiger den Willen, als ihre eigne kraftvolle Selbständigkeit hätte erwarten lassen.

Joseph befand sich den ganzen Tag in einem Zustand lebhafter Erregung. Er brachte mit Angelinas und der Magd Hilfe selbst Tische und Stühle in den Schuppen und hing die Papierlaternen auf, die beim Abendfeste das nötige Licht geben sollten. Dann sah

er nach Keller und Küche und begab sich mehrmals des Tages ins Dorf hinauf, wo er um seiner Vorfahren ebenso wie um seiner eignen Verdienste willen lebhaft gefeiert wurde. Er mußte dabei in der und jener Schenke den Freunden und Bekannten Bescheid tun, da er aber viel vertrug, kam zwar sein großsprecherisches und lautes Wesen mehr noch als sonst zur Geltung, jedoch blieb er vollkommen Herr seiner Sinne. Ein Fehler war es dagegen wohl gewesen, die Knechte den ganzen Tag feiern zu lassen. Sie besuchten schon am Vormittag verschiedene Wirtshäuser, begaben sich nach dem Mittagessen, das sie zu Hause einnahmen, abermals ins Dorf und ließen sich erst wieder blicken, als die Festgäste, ein Großteil der männlichen und weiblichen Bevölkerung von Mariels, sich in der Säge eingefunden hatten.

Es war ein warmer, dunkler Abend. Das Tauen, das am Tage geherrscht, hörte mit der Dunkelheit nicht auf; das Rinnen kleiner Bäche und das Ticken der Dachtraufen erfüllte die Nacht mit seltsamen Geräuschen. Der Himmel stand voll unruhigen, rauchartigen Gewölks, das keine Sterne freigab. Da aber Vollmondzeit war, herrschte doch so viel Helle im Tal, daß man das unablässige, schweigende Gleiten der schwarzen und grauen Wolken sehen konnte.

In der Säge hörten sie weder das seltsame Tauen, noch sahen sie nach den Wolken. Da herrschte laute, leidenschaftliche, zuweilen in Gesang oder einem jauchzenden Schrei sich Bahn brechende Freude. Die Papierlaternen brannten. Einmal flammte eine lichterloh auf und zeigte, obwohl rasche Hände die Gefahr beseitigten, daß die Beleuchtungsart nicht eben ratsam für die ohnehin viel Zündstoff bergende Säge war. An den Tischen dichtgedrängt saßen die von Mariels, Männer mit dem Gliederwuchs der Gebirgler, doch mit braunen Gesichtern, blitzenden Augen und wilder,

sich überstürzender welscher Rede, schlanke, geschmeidige, frühreife, ihnen zur Seite früh gealterte Frauen. Schwerer welscher Wein stand in großen Flaschen vor ihnen, daneben allerlei Eßbares und in Kisten die langen Strohzigarren. Außer der strammen Magd gingen Maria Lombardi und Angelina bedienend und zum Essen und Trinken ermunternd zwischen den Gästen hin und her. Maria blickte ernsthaft darein, aber sie ließ keinen merken, daß das laute Treiben ihr nicht eben zusagte, sondern gab die vielfachen Scherze und Anrufe, mit denen sie bedacht wurde, mit ebenso kräftiger Stimme und wachsender Lebhaftigkeit zurück. Angelina hatte in der Umgebung etwas Fremdes. Zwar besaß ihr Gang die Anmut, welche dem der Landeskinder eigen war, sonst aber war sie mit ihren hellen Zöpfen, ihrem runden Gesicht, in dessen Wangen ein Grübchen kam und schwand, und den unschuldig erstaunten Augen unendlich verschieden von jenen. Als Tochter des Hauses fand sie viel Beachtung, nahm manche Schmeichelei mit tiefem Erröten hin und wies da und dort eine plumpe Zärtlichkeit verlegen und verwirrt zurück. Joseph selbst war überall und war ein so freigebiger und heiterer Wirt, daß selbst die Gesetzteren und Ruhigeren unter den Anwesenden, denen vielleicht sein zur Prahlerei neigender Charakter nicht immer zusagte, ihm die Anerkennung nicht vorenthielten. An den Tischen, wo diese älteren, meist in Amtswürden stehenden Männer saßen, erhob sich im Laufe des Abends der und jener und hielt eine Rede. Der eine sprach von dem Alter und dem schönen Gedeihen des Sägegeschäftes. Ein andrer rühmte Frau Maria und brachte ihr sein Hoch. Ein dritter kam auf Joseph selbst zu sprechen, erzählte, wie er ihn als klein gekannt und nie erwartet hätte, daß aus dem scheuen, schmächtigen Büblein ein so breitschulteriger, energischer Mann würde.

Am Ende stieg auch Joseph auf einen Stuhl, der unter der Last seines kraftvollen Körpers ächzte. Sein scharfgeschnittenes Gesicht, dessen Hagerkeit in starkem Gegensatz zu den breiten Schultern stand, glänzte. Er hob die Nase hoch und hielt laut und feurig, nicht ohne daß seine Neigung zum Großtun auch jetzt sich bemerkbar gemacht hätte, eine Rede, der manchmal zwar die Klarheit und der Zusammenhang der Gedanken, nicht aber der Schwung und das Pathos fehlten. Er rühmte das Vaterland im allgemeinen, Mariels im besonderen und ließ diese beiden unter dem gellenden Beifall seiner Gäste hochleben.

Nachdem die Lust am Redenhalten und noch mehr diejenige am Anhören derselben sich erschöpft hatte, trat etwas Ruhe ein. Man sprach wieder mehr dem Essen und Trinken zu. Während man hinter den Tischen saß, auch des Tanzes eine Weile satt, dem vordem gefröhnt worden, kam eine Art zahmer Gemütlichkeit unter die Leute. Die Unterhaltung wurde stiller. Es sprachen und schrien nicht mehr alle durcheinander. Aeltere Gäste sprachen vernünftige Dinge, erzählten von früheren Zeiten und von den vielen Veränderungen, welche sich im Laufe der Jahre in Mariels vollzogen hatten. Naturgemäß kamen sie auf den verstorbenen Besitzer der Säge und seine Vorfahren zu sprechen. Hier begann auch Maria sich am Gespräch zu beteiligen. Sie hatte sich am Tische einiger Bekannten niedergelassen und erzählte unter allgemeiner Aufmerksamkeit aus ihrem Leben. Der alte Muheim, der bisher in Gesellschaft seiner Mitknechte in einer andern Ecke getrunken und getrunken hatte, kam herüber, stellte sich hinter den Stuhl der Meisterin und warf, wo es anging, ein Wort dazwischen; denn er war so sehr mit dem Betrieb verwachsen, daß er in manchen Vorkommnissen fast besser Bescheid wußte als seine Arbeitgeberin. An starken Weingenuß ge-

wöhnt, torkelte er nicht und konnte als leidlich zurechnungsfähiger Mensch gelten, aber der Wein machte ihn böse, und seinen emsigen Augen entfuhr fortwährend ein Licht, das wie ein Züngeln lauernden Zornes war. Mit seinen dürren Armen stützte er sich auf die Stuhllehne der Herrin. Das weißgraue Haar leuchtete in dem schlechten Licht der Scheune.

„Wißt ihr noch, wie der Bach ausgetreten ist, Anno siebenundachtzig?“ fragte Maria Lombardi ihre Gäste, in ihren Erinnerungen fortfahrend.

Man besprach das Ereignis.

Jost Muheim mischte sich ein und schilderte seine persönlichen Erlebnisse während der Ueberschwemmung, bei der um ein Haar das ganze Haus verloren gewesen wäre.

Von dem einen Unglück, das die Säge bedroht hatte, kamen sie auf andre aufregende Vorfälle, einen Feuerausbruch, dann auf teure und wiederum auf besonders einträgliche Zeiten.

„Und dann — wißt Ihr noch, Frau, wie der Aschwanden den Toni erstochen hat?“ warf jetzt Jost Muheim ein.

Frau Maria achtete nicht auf den Knecht, vielleicht war es ihr unlieb, an dem Festtag gerade von diesem unglückseligen Vorfall zu sprechen. Einige junge Leute aber, die von dem Gespräche angelockt worden waren, drängten näher heran und wollten mehr von Muheim hören. Sie fragten und begleiteten mit mancherlei Ausrufen, was er ihnen erzählte.

„Der arme Teufel, der Toni,“ bedauerte Jost den damals verunglückten Mitknecht. Dann schlug sein Mitleid in Wut um, die der Wein anfachte. „Der Aschwanden hätte nicht ins Zuchthaus gehört. Erschlagen hätte man ihn sollen auf der Stelle, den Hund,“ kreischte er los.

Seine Wut zündete. Eine Weile lang waren eine

Menge Köpfe zornheiß, und in vielen kochte ein Rachegeist, der nur nicht zum Ausbruch kam, weil er eben keinen Gegenstand hatte, auf den er sich werfen konnte.

Die Musikbande, die inzwischen ebenfalls getafelt hatte, kehrte jetzt auf ihre Plätze auf einem in einer Ecke errichteten Bretterpodium zurück. Das lenkte die Aufmerksamkeit vieler von der erregten Unterhaltung ab. Das Tanzen begann in dem dafür hergerichteten Schuppenteil von neuem, und die meisten vergaßen, was von den Geschicken der Säge erzählt worden war. Nur dem Jost Muheim ließ der Wein nicht Ruhe. Die Bosheit brannte in ihm und züngelte fort und fort aus seinen Augen. Er schilderte einigen willigen Zuhörern, die nicht nüchterner waren als er selbst, jenen Streit zwischen seinen beiden Mitknechten bis in alle Kleinigkeiten von Anfang bis zu Ende. Die eigne Erzählung nährte seinen Groll. Vielleicht auch machte er so viele und eifrige Worte, weil er an jenem Unglück nicht ganz unschuldig war. Er schürte und schürte, ohne zu wissen, daß er es tat, blind dazu hingerissen. „Zerschlagen hätte man ihn sollen, den Aschwanden."

„Wir hätten ihn in Stücke reißen müssen."

Plötzlich kam er auf Moses zu sprechen. Weiß Gott, wie seine Gedanken hingezuckt waren.

„Der Bub ist gerade wie der Alte, das wißt ihr ja."

Die andern bestätigten mit Kopfnicken seine Meinung. Moses wurde zum Mittelpunkt ihres Gesprächs. Es zeigte sich, wie tief die Lust, am Nächsten Uebles zu finden, in den Menschen wurzelt.

„Das ist der hinterhältigste Kerl im ganzen Dorf," schrie einer, der von Muheim entfernt saß.

„Mir hat er noch nie ins Gesicht gesehen," schimpfte ein andrer.

Dem erwiderte ein dritter: „Der geht doch in einem großen Bogen um einen herum."

Einer, der gerecht sein wollte, äußerte: „Es ist doch zum wenigsten höchst sonderbar, daß er keinen, nicht einen Freund im Dorfe hat."

So fanden sie Fehler um Fehler an Moses Aschwanden und warfen alle Schuld an seiner Sonderstellung auf ihn, beileibe nicht auf sich selbst.

Jost Muheim ließ sie eine Weile reden. Dann fuhr er giftig dazwischen: „An dem erleben wir noch etwas, denkt daran, daß ich es gesagt habe."

Es war das Wort, das auf die Gemeingefährlichkeit des Zuchthäuslerbuben hinwies. Die Unterhaltung wurde hitziger. Sie redeten und redeten und gossen den Wein durch die Kehlen. Dann kreischte einer, der schon toll betrunken war: „Dem gehörten einmal Prügel, dem Aschwanden."

Es war, als zucke ein Feuerblitz aus glimmendem Meiler.

Um diese Zeit war das Fest seinem Abflauen entgegengerückt. Die Reihen der Tanzenden lichteten sich. Die Musiker spielten weniger fleißig und falscher als vorher. Maria Lombardi und Angelina hatten sich nach dem Hause entfernt, Joseph widmete sich noch allein den Gastgeberpflichten und entließ mit lauter Selbstgefälligkeit den und jenen, seine Freigebigkeit lobenden Gast. Die Gruppe, die sich um Jost Muheim gesammelt hatte, schob sich ebenfalls der Tür zu. Sie brachten in der Weinlaune die Gedanken nicht mehr von dem einmal begonnenen Gespräche ab. Dabei hatten sie sich im Rausch und im Bewußtsein, daß ihre Meinungen übereinstimmten, einander angefreundet. Jost Muheim besonders gefiel sich in weinseliger Kameradschaft mit den andern. Schwatzend, schimpfend, sich gegenseitig der Freundschaft versichernd, torkelte die Schar allmählich ins Freie. Jetzt standen sie auf dem Werkplatz, jetzt fluchend, durcheinander redend, gröhlend am Ausgang des Platzes. Dann erreichten sie die

Straße. Jost Muheim war mitten unter ihnen. Und unter ihnen war wie ein Gespenst etwas Unfaßbares. War sie dem Wein entstiegen oder der Unvernunft oder tierhaften Instinkten, wie sie an Menschen haften, eine Gier war an ihnen nach irgendeinem Unheil, ein Verlangen nach einem wüsten Ausbruch.

Die Nacht hatte noch immer das Tauen und die schwere, feuchtwarme Luft.

Die johlende Schar sah drüben das Aschwandenhaus stehen. Einer schrie: „Da unten wohnt der Hund.“ Er schrie so laut, daß alle nach dem Hause hinblickten.

„Schläfst schon, Hudelbub?“ kreischte Jost Muheim nach den Fenstern des Aschwanden hin. Er lachte dann, als sei er witzig gewesen, lachte, wie ein Betrunkener tut, und die andern taten es ihm nach.

Sie kamen dem Hause unwillkürlich näher und fanden sich schließlich dastehen wie eine Schar, die nächtlicherweile ein Ständchen bringen will.

„Singt ihm eines,“ gröhlte ein junger Bursche, den die Aufstellung belustigte. Er selbst begann zu brüllen. Laut stimmten die andern ein.

Auf einmal klirrte Glas. Jost Muheim lachte zum zweiten Male. Er hatte einen Stein in eines der Fenster geworfen. Er wußte vielleicht nicht mehr, was er tat. Die andern schrien der Heldentat Beifall. Es war ein Höllenlärm.

In der Tür des Aschwandenhauses stand einer. Er war barfuß, nur in Hose und Hemd, mußte soeben sein Bett verlassen haben.

Aus dem Haufen der Besoffenen gellte eine Stimme: „Da ist er!“

Ein andrer wieherte: „Er will unsern Gesang aus der Nähe hören.“

Moses Aschwanden war wohl zu erkennen. Die Granitplatte des Eingangs, auf der er stand, gab ein

graues Licht und die Hauswände hatten eine Helle, auch schimmerten seine nackten Füße und sein weißes Hemd. Das Weißeste waren Gesicht und Hals. Das rote Haar aber gab im Halbdunkel ein leises Leuchten.

Jost Muheim näherte sich dem Dastehenden. „Was willst?“ rempelte er ihn an.

Moses gab keine Antwort. Es sah fast aus, als ob er zurückweichen wollte.

Der Bursche, der vorhin geschrien und der es mehr auf einen Witz als auf Böses abgesehen hatte, trat hinzu, riß den Hut vom Kopf und höhnte: „Es tut mir leid, wenn wir dich im Schlaf gestört haben, großer Herr.“

Beifallsgelächter folgte der Rede.

„Aber wenn es dir nicht paßt, kannst es sagen,“ warf Jost böswillig dazwischen. Die Macht der andern im Rücken gab ihm einen Mut, den er sonst vielleicht nicht gehabt hätte.

„Geh heim, du,“ sagte Moses Aschwanden.

Wer dicht bei ihm stand, der konnte sehen, wie das Blut ihm gegen die Stirn drängte, jetzt war es am Halse, jetzt in den Schläfen, jetzt — —

„Du willst mich heimschicken, du,“ brüllte Jost und fuchtelte mit der Faust vor des andern Gesicht herum.

Seine Genossen drängten näher, mehr um zu sehen, was es gäbe, als ihm beizustehen. Er aber meinte in seinem Rausche, vor ihnen groß tun zu müssen. Plötzlich schlug er Moses die Faust ins Gesicht.

Dieser wich in den Gang zurück, blitzschnell, und blitzschnell sprang er wieder vor. Der alte Knecht ächzte, wankte nach außen in die Schar derer von Mariels hinein, sagte nichts, schnappte nur nach Luft, dann fiel er zusammen.

Die übrigen hatten zugesehen. Die einen lachten, die andern machten erstaunte Augen; sie meinten, daß Muheim im Rausch tat, was er tat. Ein einzelner rief: „Er hat ihm etwas angehabt.“

„Er hat ihn gestochen,“ schrie ein älterer Mann, der sich zu dem Gefallenen beugte.

Alle drängten näher und sahen Blut am Boden.

Die Zunächststehenden mühten sich um den Sägeknecht. Es nutzte sie nichts. Er hatte keinen Atem mehr. Die Dolchwunde saß tief in der Lunge. In einem Augenblick hatte sich Jost Muheim verblutet.

Die Marielser sahen sich nach Moses um. Sie drangen ins Haus, schrien und tobten.

In der Wohnstube stand eine Kerze brennend auf dem Tisch. Sie drohte zu erlöschen, als sie die Tür aufrissen; denn auch die Balkontür gegenüber stand offen. Die kleine Flamme schlug hin und her, und das Unschlitt tropfte über den zinnernen Halter.

„Wo ist der Halunke?“ kreischten die Bauern.

Die Aschwandin stand halb angekleidet am Tisch. Ihre dürren Arme waren nackt, ihr grauer Kopf war vornübergeneigt, und sie zitterte.

„Wo ist er?“ schrien die Verfolger sie an.

Sie gab keine Antwort. „Maria, Mutter Gottes,“ stöhnte sie und mußte sich dann setzen. Ihre Beine trugen sie nicht mehr.

Da gingen zwei nach der offenen Balkontür und sahen in die Nacht hinaus.

„Hörst du?“ fragte einer den andern.

Sie stiegen auf den Balkon, um besser lauschen zu können. Es war, als klängen ganz fern enteilende Schritte.

Die beiden stürzten in die Stube zurück. „Er ist über die Matte hinab,“ schrien sie. Die Rotte wälzte sich aus Stube und Haus, und einige machten sich an die Verfolgung. Andre trugen den toten Jost in die Säge und brachten dorthin Nachricht von dem, was geschehen war. Sie fiel wie eine Bombe in den Taumel der letzten Festenden. Joseph Lombardi, der wenig über den Verstand getrunken hatte, sah in die

Nacht, war plötzlich nüchtern und sagte: „Jetzt ist nichts zu wollen. Morgen werden wir ihn finden.“ Er sagte das entschlossen und in seiner lauten, hochtonigen Weise.

Maria und Angelina aber waren schon gegangen. Joseph weckte die Mutter. Die Schwester ließ er schlafen.

5

„Was willst du tun?“ fragte Maria Lombardi den Sohn.

Sie standen in der Wohnstube. Es war der Morgen nach dem Feste. Die Säge arbeitete nicht. Nur der Bach rauschte. In seiner Kammer lag der tote Jost Muheim aufgebahrt.

Joseph Lombardi war in Mariels gewesen und soeben zurückgekommen. Sein Gesicht hatte heute besonders harte Linien. Jeder Strich in den Backen und am Munde saß. „Das wäre mir noch zum Verwundern, wenn wir ihn nicht finden sollten,“ antwortete er. Es klang genau so knapp, wie es zu seinem Gesichtsausdruck paßte. Seine stämmige Gestalt war dagegen voll Beweglichkeit. Er machte erklärende Handbewegungen und ging aufgeregt hin und her. Ausführlich schilderte er der Mutter, was für Anstalten er im Verein mit den Dorfbehörden getroffen hätte, um des Verbrechers Moses Aschwanden habhaft zu werden.

Er war noch mitten in seiner Erzählung, als Angelina hereinkam. Sie trug ein schwarzes Kleid, das sie aus Zufall angelegt hatte. Es hatte einen weiten Halsausschnitt. Zierlich hob sich der Hals aus demselben. Das Haar war um den Kopf geschlungen, aber das krause löste sich am Hinterkopf, ringelte sich in den Hals und glänzte als lieblicher Schmuck an

den Schläfen. Die Augen standen weit offen. Man sah, daß sie geweint hatte. Sie trat mit ihrer alten Stille und Bescheidenheit in die Stube, ging bis zu der Stelle, wo die Mutter stand, und hörte dem Bruder zu.

„Es ist für mich eine Ehrenpflicht, mitzuhelfen oder vielmehr voranzugehen, damit wir den Lump bekommen," sagte Joseph jetzt. „Er hat unsern Knecht gestochen."

Wieder maß er erregt die Stube. „Habe ich es nicht immer gesagt? Ist es nicht im Dorf die Rede gegangen, daß er noch etwas anstellt?"

Plötzlich ergriff ihn heller Grimm. „Ums Verrecken werden wir ihn fangen," schrie er. Dabei warf er sich in die Brust. Er schien der Aufgabe die höchste Bedeutung beizumessen und mit einem Gefühl des Stolzes sich selbst zu sagen, daß er der Mann sei, sie zu lösen.

Angelina stützte die eine runde Hand auf die Tischplatte und sah den zornigen Bruder mit halb erschrecktem, halb seltsamem Ausdruck an.

„Tue das nicht," sagte sie jetzt leise. Ihre Stimme war nicht wieder zu erkennen, so tief klang sie.

Joseph drehte sich nach ihr um. „Was?" fragte er sichtlich erstaunt; er wußte nicht, wovon sie auf einmal sprach.

„Du sollst nicht so heiß danach sein, dem Moses Böses zu tun," erklärte Angelina im Ton von vorhin.

Der Zorn flog Joseph sogleich wieder ins Gesicht.

„Was!" rief er aus. „Du nimmst ihn immer noch in Schutz?"

Angelina zeichnete mit zitterigen Fingern auf den Tisch. „Ich habe immer gesagt, daß ihr ihn dazu bringt," sprach sie, und auf Joseph zutretend, erhob sie plötzlich die Augen zu ihm und blickte ihn fest an. „Es hat so kommen müssen," sagte sie. „Ihr habt

alle nicht Ruhe und nicht Ruhe gehabt, bis es so weit gekommen ist, der Jost schon gar nicht."

„Das verstehst du nicht," gab Joseph zurück. Vor Zorn brachte er nicht mehr heraus. Er machte Miene, der Tür zuzugehen.

Da stellte sich Angelina vor diese. Noch immer hielt sie den Blick auf den Bruder gerichtet, aber es war jetzt ein Ausdruck darin, den weder er noch die Mutter je vorher an ihr gesehen hatten. Er war noch verschleiert. Sie suchte auch immer noch ruhig zu bleiben.

„Ich bitte dich, Joseph," bat sie, „suche im Dorf dahin zu wirken, daß Moses nicht verfolgt wird. Laßt ihn gehen. Er ist unglücklich genug. Er muß sich flüchten, obwohl er vielleicht auf der lieben Welt nicht weiß wohin."

Joseph wußte sich vor Erstaunen nicht zu fassen. Er sagte: „Ich glaube bald, was mir schon ein paarmal durch den Kopf gefahren ist, du hast etwas mit dem Moses, du bist —"

Hier fiel ihm seine Mutter in die Rede, die sich an den Tisch gesetzt hatte. „Streitet nicht," verwies sie, und zu Angelina gewendet, meinte sie strenge: „Einer wie Moses verdient kein Mitleid. Ich habe lange Geduld gehabt mit denen da drüben, jetzt glaube ich selbst, sie sind ein verdorbenes Volk."

Angelinas Erregung steigerte sich. Abwechselnd Mutter und Bruder ansehend, stieß sie hervor: „Jetzt ist es leicht, ihn zu schelten. Aber, was es alles gebraucht hat, bis es so weit gekommen ist, habt ihr vergessen."

„Was kommt dich an!" hielt Frau Maria ihr entgegen.

Sie aber ließ sich nicht beirren. Ihr Inneres, das lange still gewesen war, tat sich auf. Stürmische, von lang eingedämmter Empörung geprägte Worte

brachen von ihr. „Ich habe es mitangesehen, seit ich ein kleines Kind war, habe es geahnt, bevor ich es recht verstanden habe, und habe es gelernt nach und nach. Tag und Nacht habe ich daran denken müssen. Es hat mir gezittert hier, hier innen vor Angst, weil ich gesehen habe, wie keiner den Moses versteht, keiner auch nur einen Funken Geduld oder Wohlmeinen für ihn hat. Was ich habe sagen können, hat nichts genutzt. Keiner hat darauf gehört, nicht einmal ihr. So haben sie ihn mit Foppen und Schmähen und Schimpfen eingeengt, wie Hunde ein Wild umzingeln, daß es keinen Ausweg mehr hat zum Fliehen, daß es sich wehren muß, wie es eben kann."

Sie mußte innehalten, um Atem zu schöpfen, so erregt war sie.

„Könnt Ihr das verstehen?" fragte Joseph die Mutter. Zu Angelina sagte er dann: „Wenn du nicht meine Schwester wärest, würde ich dir sagen: Halte dein Maul oder dort ist die Türe."

„Ich gehe heute nicht so leicht, Joseph," erwiderte sie drohend. „Ich habe alles selber miterlebt, was der Moses erlebt hat, und bin selber davon anders geworden. Langsam, langsam. Vielleicht habt ihr es nicht bemerkt, aber es ist doch so. Ich bin nicht mehr geduldig und gut und ruhig, wie ihr mich manchmal gerühmt habt, daß ich sei. Ich bin wie Moses! Ich wehre mich jetzt, wie er sich wehrt, ich — —"

„Genug," schimpfte Joseph. „Das kann gut werden mit dir. Es gibt aber, denke ich, noch Mittel, dich zur Vernunft zu bringen."

„Macht es aus mit ihr, Mutter," rief er dann und wollte das Zimmer verlassen.

Angelina stellte sich ihm zum zweitenmal.

„Laß den Moses fort," drängte sie keuchend. Sie war ganz verwandelt. Etwas Wildes kam an ihr zum Vorschein.

Joseph stieß sie roh, mit einem Ausruf der Ungeduld beiseite und ging.

Maria Lombardi war aufgestanden. „Ich weiß nicht, was mit dir auf einmal ist," sagte sie zur Tochter.

„Ich helfe ihm. Ich lasse ihm nichts geschehen," trotzte Angelina. Sie verlor sich jetzt völlig. Mit werfenden Armen stand sie vor der Mutter.

„Hast du etwas mit ihm?" fragte diese.

„Ja," gestand das Mädchen mit derselben Heftigkeit. „Aber auch wenn das nicht wäre —"

Frau Maria gewann ihre Entschiedenheit zurück.

„Narrheiten, das werde ich dir austreiben," begehrte sie auf. Sie schalt, predigte, schilderte Angelina ihr Betragen in den schwärzesten Farben. Diese hörte kaum, was die Mutter sagte. Sie stand eine Weile an der einen Zimmerwand, die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Blick am Boden. Ein störrischer Zug zeigte sich am Mund. Mutter und Bruder schienen ihr ganz fern. Die Welt war schlecht. Sie war ihr verhaßt. Es schrie in ihr: Ist es möglich, daß ihr so ungerecht seid, Menschen! Und ihre noch kindliche Seele wandte sich von diesen Menschen ab, halb bewußtlos, halb in dumpfem Groll. Während die Mutter noch immer sprach, glitt sie dann von ihrer Wand hinweg und ging still aus der Tür.

Wenn aber Joseph und Frau Maria glaubten, daß sie bald wieder ihre frühere liebevolle Unterwürfigkeit zurückgewinnen werde, so irrten sie sich. Mit bleichem Gesicht und herb geschlossenen Lippen erschien sie an diesem Tage bei den Mahlzeiten. Sie sprachen wenig. Joseph war herrisch, auch Frau Maria zeigte ihren Unmut. Angelina antwortete knapp und ruhig.

„Du wirst dich nicht unterstehen, zur Aschwandin hinüberzulaufen," bemerkte Joseph beim Abendessen,

während er sich anschickte, noch einmal nach dem Dorfe zu gehen.

Angelina gab keine Antwort. Sie verließ die Stube.

„Sie wird nicht die Frechheit haben," wendete sich der Entrüstete zur Mutter.

Diese aber fühlte in diesem Augenblick die Liebe, die ihrem Herzen die Tochter so nahe sein ließ wie den Sohn, und war von seinem rohen Ton verletzt. „Laß ihr Zeit," sagte sie. „Wie eine Magd brauchst du sie nicht zu behandeln."

Er machte eine unmutige Gebärde. Dann erzählte er hastig und mit seinem lauten Eifer, sie hätten als sicher festgestellt, daß Moses Aschwanden die Umgegend von Mariels nicht verlassen habe. Er müsse sich irgendwo in den Bergen herumtreiben. Der Forstwart und sein Gehilfe suchten schon. Auch der Polizist sei auf der Streife. Morgen wollte er mit einer Schar Bürger den ganzen Tag selber auf die Suche, wenn der Lump bis dahin nicht gefunden sei.

Frau Maria stimmte bei. Sie gab ihm recht: Der Verbrecher mußte eingebracht werden. Bald darauf verließ Joseph die Säge.

Und als er gegangen war, ging Angelina offen, ohne sich umzusehen und ohne zu fragen, zur Julia Aschwanden hinüber.

Die Nacht war dunkel und sternlos, wie die vorhergehende gewesen war. Nur hatte das Tauen aufgehört, der Himmel war schwärzer, die Mondhelle, die durch das Gewölk drang, geringer.

Julia saß in der Stube an der geschlossenen Balkontür, als Angelina eintrat. Wieder brannte nur die Kerze auf dem Tisch. Die Aschwandin vergaß, daß sie eine Lampe an der Diele hängen hatte. Sie saß müßig, in sich gebückt. Der Kopf lag an der blinden Scheibe, die Hände hatte sie zwischen den

Knien gefaltet. Sie schien zu frieren, denn ihr hagerer Körper schlotterte.

Angelina stand schon in der Stube, als sie langsam und müde den Kopf hob und sich nach ihr umsah. Das Gesicht schien, wie die ganze Gestalt, kleiner geworden. Es war gelb und die Augen schauten mit einem Ausdruck verzweiflungsvollen Kummers daraus hervor. „Ist das nicht ein Unglück?“ fragte sie Angelina mit ihrer tiefen, rauhen Stimme.

„Es ist nichts als Unbarmherzigkeit in der Welt,“ sprach diese.

Julia mußte sie betrachten, so verändert war ihr gütiges Wesen.

„Er kann nicht dafür,“ fuhr das Mädchen weiter und setzte sich an den Tisch.

Eine Weile führten sie ein sonderbares, aus kurzen, kalten und abgebrochenen Sätzen bestehendes Gespräch, worin sie gegenseitig den Ereignissen seit Moses' Jugend nachgingen, die vorbereitet hatten, mählig, mählig, was geschehen war.

„Seht ihr,“ sagte Angelina endlich wieder. „Es hat nicht anders kommen können. Sie haben es nicht anders gewollt, hier im Dorf.“

Als sie das eben gesprochen hatte, klatschte ein Stein ans Fenster. Julia stieß einen kleinen Schrei aus. Dann öffneten sie die Tür, traten auf die Holzzinne hinaus und blickten in die Matte hinab. Es war zu dunkel. Sie konnten nur die schwarzen Umrisse der Bäume sehen. Sie wagten nicht zu fragen, wer da sei. Aber es kam ein vorsichtiger Ruf: „Ich bin es, Mutter.“

Sie sahen einander an, dann schlichen sie in die Stube zurück. Plötzlich stand Julia still.

„Du —?“ fragte sie.

Angelina erriet, was sie meinte.

„Hat er Euch nicht gesagt, daß er — wir —“

Wie die andre die Frage nicht herausgebracht hatte: „Wirst du ihn verraten?“ so wollte dieser das Geständnis nicht über die Lippen: Ich habe ihn lieb. Aber jede verstand die andre. So verstohlen wie sie in die Stube geschlichen, begaben sie sich durch den Flur, spähten erst, ob die Straße leer sei, und wandten sich ums Haus in die Matte hinab.

Moses stand dicht an der Hausmauer, nur halb bekleidet, wie er am Vorabend geflohen war. Er war nicht niedergeschlagen, nur unruhig und hatte wilde, leidenschaftliche Bewegungen. Sein erstes Wort war: „Jetzt ist es geschehen.“ Es klang, als wäre die Tat unabwendbar gewesen. Er schien sich nicht über Angelinas Anwesenheit zu wundern, hatte sie auch gleich erkannt und war nicht erschrocken, als er sie hinter der Mutter erblickt hatte.

„Macht mir ein Bündel, rasch,“ sagte er zu dieser, „meine Kleider, etwas zu essen. Dann bringt mir mein Militärgewehr. Patronen findet ihr in meinem Schrank.“

Die Frau sagte kein Wort. Sie hatte sich Moses, seit er erwachsen war, untergeordnet; das hatte sich ganz von selbst so gegeben. Nun ging sie mit geräuschlosen Schritten wieder ums Haus, es war nur noch eine Erinnerung an die frühere schwebende Leichtigkeit in ihrem Gang, sie schleppte sich jetzt, der Kummer machte ihr die Glieder müde.

Angelina und Moses standen einen Augenblick stumm beieinander. Er sah vor sich nieder und erwartete von ihr das erste Wort.

„Was willst du tun?“ fragte sie dann leise.

„Sie werden mich nicht einfangen.“

„Gehst du fort?“

„Siehst du nicht, wie die Mutter schwach ist? Der Kummer wird sie vollends krank machen, wenn ich nicht manchmal nach ihr sehe.“

Angelina erschrak. „Das kannst du nicht. Sie werden dir überall auflauern," sagte sie.

„Ich bin fein genug, daß ich sie hinterliste."

„Nein, nein," widersprach sie erregt. „Du mußt fort, weit fort, wo dich niemand kennt. Ich verspreche dir, daß ich zu deiner Mutter schaue."

Sie trat auf ihn zu und ergriff, hingerissen von ihrer Angst, seinen Arm.

Er wich zurück und sah sie sonderbar an. „Du mußt mich nicht anrühren," sagte er mit funkelnden Augen. „Du weißt, was ich getan habe."

Aber sie hielt ihn fest, drängte sich an ihn. Er sah erstaunt auf sie nieder, leise bemüht, ihre Hände zu lösen.

„Geh heim, Angelina," sagte er in seiner wilden, selbstverlorenen Weise.

„Laß mich," bat sie.

Er fühlte ihren raschen Atem und daß dieselbe Unruhe und derselbe zornige, über dem Gesetz stehende Mut an ihr waren, wie an ihm selber. Unwillkürlich faßte ihn die Liebe für sie gewaltiger, daß sie alles andre überwand. Er hielt sie mit beiden Armen.

„Ich weiß, wie es in dir ist," flüsterte sie, „ich habe alles mit dir gefühlt und ich — es ist mir, als hätten wir dieselben Gedanken. Es ist jetzt alles gleich! Keine Hoffnung, nirgends! Ich mag die Menschen nicht mehr ansehen, so haben sie dich gequält und so frißt der Groll in mir."

Sie war immer der einzige Mensch gewesen, der ihn verstanden hatte! Es war der gewaltigste Augenblick im Leben des Moses Aschwanden. Wenn jetzt die von Mariels gekommen wären, hätte er gelächelt und sich lächelnd binden lassen. Etwas so Großes war ihm geschehen.

Nach einer Weile kam ihm die Vernunft zurück. „Ich will dir das nie vergessen, Angelina Lombardi," sagte er. Er hielt jetzt ihre Hand und preßte sie.

Dann nahm er ihren Kopf zwischen seine Hände, als ob sie noch ein Kind wäre, und küßte sie auf die Stirne. Darauf erklärte er ihr, was er tun wolle. „Es ist Frühjahr! Der Sommer ist lang. Bis der Schnee in die Berge kommt, kann ich mich da oben verbergen. Ich bin nicht umsonst auf allen Stöcken gewesen, kenne jeden Schritt. Zuweilen sehe ich nach der Mutter. Was später wird, will ich überdenken."

Sie wollte abermals widersprechen und ihn bewegen, außer Landes zu fliehen. Da sah er sie groß an. „Jetzt gehe ich erst recht nicht!"

Sie verstand, daß er das ihrethalben meinte.

Die Mutter kam jetzt zurück. Sie trug schwer. Der Schmerz zuckte ihr im Gesicht.

Er erklärte auch ihr, was er soeben Angelina gesagt hatte. Sie widersprach nicht. Der Kopf hing ihr auf die Brust, und sie stöhnte. „Maria, Mutter Gottes, wie soll das ausgehen?!"

„Sie sollen mir nicht nahe kommen," drohte er. Er glühte wieder von dem Mut, in den hinein sie ihn getrieben hatten.

Die Mutter lehnte sich an die Hausmauer und schluchzte, daß Angelina meinte, sie würde zusammensinken.

Schritte wurden dann auf der Straße hörbar.

Den Frauen stockte der Atem. Julia verwand die Tränen. Moses' Hand berührte flüchtig zum Abschied die Schulter erst der einen, dann der andern. Dann verschwand er im Dunkel. Sie hörten seinen Tritt nicht, so vorsichtig und verstohlen ging er. Auch sie hielten sich totenstill, an die Mauer gelehnt. Angelina faßte Julias Arm und fühlte, wie sie bebte.

Die Schritte, die sie auf der Straße gehört hatten, kamen aber nicht am Hause vorüber, der Nahende mußte nach der Säge abgebogen sein. Angelina

meinte zu wissen, daß es Joseph war. Ihre Stirn zog sich zusammen. Sie hatte keine Liebe mehr für den Bruder in ihrem Herzen und hatte ihn doch so geliebt. Auch die Mutter! — Die — Mutter! Es war ihr alles so fern gerückt, was ihr sonst nahegestanden! Sie erschrack vor sich selbst, aber nur einen Augenblick. So anders war sie geworden!

6

Die Jagd nach Moses Aschwanden, dem Mörder, hatte begonnen. Es war eine Hetzjagd, wie sie hinter dem Wilde geht, über Stock und Stein, kläffend, roh und gierig. Die von Mariels waren die heiße Meute. Während der Nörgler und Hetzer Jost Muheim auf dem Friedhof sich ausschwieg, eine Kunst übend, die er im Leben nie gelernt hatte, zogen die von Mariels mit lautem Geschrei in die Berge, Moses zu suchen. Drei Tage hintereinander waren sie aus, einmal hier, einmal dort, durch Wälder hinauf bis an die Gletscher, über alle Alpen und in die Steinwüsten des wildesten Gebirges. Hundemüde kamen sie zurück. Eine Schar glaubte seine Spur gefunden zu haben. Joseph Lombardi war bei dieser. Er ruhte nicht, bis die Spur weiter verfolgt wurde. Sein lauter Eifer steckte die andern an. Sie folgten ihm willig. Aber die Spur im Schnee hoch oben unterm Piz Blas verlor sich in Geröll. Sie fanden nicht heraus, ob sie wirklich von dem Gesuchten herrührte.

„Wir müssen ihn fangen," schwur Joseph Lombardi, „der Teufel soll mich holen, wenn ich ihn nicht auskundschafte."

Kein Mensch konnte ihm die Tatkraft absprechen. So sehr er zum Prahlen neigte, er hatte Eigenschaften, die andern Achtung abnötigten, die zähe Ausdauer, den scharfen Verstand und den Willen zur

Arbeit. Er vernachlässigte keinen Augenblick sein Geschäft und seine Amtspflichten, und doch plante er unablässig neue Listen, wie er des Verbrechers habhaft werde. Einige behaupteten, Moses Aschwanden sei über alle Berge. Er brauche doch die Eisenbahn nicht zum Fortkommen. Joseph wurde zornig, wenn er das hörte. Er wußte es besser. Er sah die Gebrechlichkeit der Aschwandin, und wenn je in seinem Herzen sich ein wärmeres Gefühl für Moses regte, so geschah es, wenn er sich der ihm wohlbekannten rührenden Liebe erinnerte, mit der seit vielen Jahren Mutter und Sohn aneinander hingen. Moses ging nicht von der Mutter fort! Weil er aber wußte, daß er versuchen würde, die Mutter aufzusuchen, tat Joseph, was er anfänglich versäumt hatte, bewachte scharf das Aschwandenhaus. Aber auch über seine Schwester wachte Joseph; denn er mißtraute ihr und sie tat nichts, um ihm sein Mißtrauen zu nehmen.

Eine dumpfe, schwere Stimmung herrschte in der ehemals friedlichen Säge.

Angelinas Gesicht wurde schmal und blaß und ernsthaft. Sie verlor die Fröhlichkeit und die Sanftmut, selbst das ruhige Ebenmaß geräuschloser Gebärde, ihre Züge waren jetzt verschlossen und ihre Bewegungen rascher, leidenschaftlicher, wie die eines Menschen, der jeden Augenblick bereit ist, mit verzweifelter Entschlossenheit eine drohende Gefahr zu bestehen. Bruder und Schwester gingen ohne Gruß aneinander vorüber, sprachen kein Wort mehr miteinander. Die Mahlzeiten, welche die Familie zusammenführten, waren eine Qual für alle.

Maria Lombardi ertrug das Unbehagen nicht lange.

„So geht es nicht fort,“ sagte sie mit entschlossener Strenge zu den Kindern. „Ich will nicht den ganzen Tag die mürrischen Gesichter sehen, die ihr aneinander hinschneidet.“

Angelina sprach zuerst. Sie schlug aber die Augen nicht wie sonst klar zu den andern auf, sondern sie glitten ruhelos im Zimmer hin und her. „So lange er einen hetzt, den er mitgeholfen ins Unglück zu jagen, habe ich nichts mehr mit ihm zu reden," sagte sie.

Da brach der Bruder los: „Du bist nicht recht im Kopf, du! Ein trauriger Mensch bist du, daß du noch zu so einem hältst. Ich glaube, du würdest ihm noch Vorschub leisten, statt —"

„Das würde ich," unterbrach Angelina. „Im übrigen lasse ich mich von dir nicht besudeln."

Sie sah ihn an, als könnte sie ihm die Hand ins Gesicht schlagen.

Er kannte sie nicht wieder, begriff sie nicht. „Stille Wasser! Stille Wasser!" schimpfte er.

Maria, seine Mutter, redete wiederum Angelina zu, dann ihm, jedem mit scharfem Verweis. Zu Joseph sagte sie zornig: „Laß ihn doch laufen, den Aschwanden! Ich will nicht, daß wegen der Geschichte das Haus auf den Kopf gestellt wird."

Aber mit ihrem Mahnen erreichte sie nichts; sie änderte weder den Sohn noch die Tochter.

Am Tage nachher kam Joseph aus dem Dorfe. „Habe ich es nicht gesagt," schrie er erregt schon von weitem der unter der Tür gegen den Werkplatz stehenden Mutter zu. „Er ist noch im Land. Zweimal haben ihn die Sennen am Sasso Rosso schießen gehört."

Dann besprach er immer in derselben Erregung die Tatsache, daß Moses sein Gewehr bei sich habe! Er müsse zurück gewesen sein! Als Angelina in diesem Augenblick zufällig drüben über den Werkplatz ging, sah er ihr nach und murmelte in gehässigem Ton: „Ich weiß nicht, ich weiß nicht, ob sie ihm nicht Helfersdienste tut."

Das Suchen begann aufs neue. Das Aschwandenhaus wurde scharf bewacht und die Julia bedroht.

Sie fragten sie nach dem Sohne, aber sie antwortete ihnen nicht. Als habe sie die Sprache verloren, saß sie und sah mit dem verzweifelten Blick, den sie seit Moses' Tat an sich hatte, zu Boden. Da schwuren sie, sie würde eingesteckt, wenn sie dem Flüchtigen helfe, und verließen lärmend das Haus. Aber die Jagd in den Bergen war immer umsonst. Sie fingen Moses Aschwanden nicht.

Die von Mariels erlahmten. „Man muß die Zeit abwarten. Er wird uns schon ins Garn laufen,“ sagten sie und kehrten zur Alltagsarbeit zurück. Die nahm sie bald so in Anspruch, daß sie eine Weile des Moses vergaßen. Selbst Joseph Lombardi beschied sich scheinbar. Im Grunde hatte er sich überlegt, daß kluges Abwarten ihn eher zum Ziele bringen könnte als großer Eifer. Er ging oft allein in die Berge, nur das Gewehr übergehängt.

Seine Mutter packte die Angst. „Mach, bis er auch dir etwas antut,“ zürnte sie.

„Den fürchte ich nicht,“ gab er zurück und fügte hinzu: „Ich würde mich vor meinem toten Knecht schämen, wenn ich dem Lump Ruhe ließe.“

Er hörte selbst die Schüsse, von denen sie behaupteten, sie kämen aus Moses' Gewehr.

Einige Wochen später wollte der Bannwart Moses gesehen haben.

So schlief seine Angelegenheit nicht ein. —

Der Sommer kam, heiß und herrlich.

Eines Tages fand Josephs Verdacht gegen die Schwester neue Nahrung.

Er hatte es nicht hindern können und seine Mutter wollte es nicht hindern, daß Angelina zuweilen Julia Aschwanden besuchte.

„Ich lasse die Frau nicht allein, die sonst keinen hat,“ hatte Angelina gesagt. Ihre Stimme klang jetzt immer herausfordernd: Verwehrt es mir, wenn ihr könnt.

An zwei Vormittagen fiel es Joseph auf, daß Angelina übernächtig aussah, als sei sie zur Nachtzeit gewandert. Es lag noch wie ein Duft von Nachtkühle an ihr. Er nahm sich vor, schärfer acht auf sie zu haben; es gab Zeiten, wo er etwas wie Haß gegen die Schwester empfand, darum, daß sie ein Hindernis in seinem Wege bedeutete.

Er hatte recht gesehen: Angelina war mehrmals, öfter als er ahnte, in den Bergen gewesen, um Moses zu treffen. Angelina war von einem Fieber besessen. Sie, die einst ein an Seele und Wesen lichter, stiller Mensch gewesen war, der die Blume vor dem Fuß sorglich schonte, daß er sie nicht zertrat, sann auf Hinterlist und erschrak, wenn sie den Schritt der Mutter vernahm; das böse Gewissen jagte ihr das Blut ins Gesicht. Ihr Inneres war zerrissen, darum, daß sie die Mutter hinterging, die sie liebte. Bei den Mahlzeiten quoll ihr der Bissen im Munde, und wenn jemand das Wort an sie richtete, schlug ihr das Herz, als könnte er nach ihren Heimlichkeiten fragen. Alles das war ihrem innersten Wesen zuwider und war wie eine Krankheit, aber zwei Gewalten warfen sie in diese, die Liebe zu Moses Aschwanden und die Erfahrung, die sie im gemeinsamen Erleben mit ihm gesammelt, die Erfahrung von der Ungerechtigkeit der Menschen. So tief hatten diese beiden in ihr Inneres gepflügt, daß sie ihren Charakter umformten.

Moses durfte nicht zur Mutter zurück! Die von Mariels lauerten auf ihn! Aber Moses mußte Nachricht von der Aschwandin und diese mußte Nachricht von ihm haben, und der Flüchtige bedurfte dieses und jenes an Nahrung und Kleidung! So wurde Angelina zur Botin, lernte zur Nachtzeit auf Schleichwegen gehen, lernte lügen und sich verstellen und schritt in der Finsternis, wann die Bäume raunten, der Fels

wie das Raubtier am Wege stand und der Wind in Klüften stöhnte wie ein um Hilfe rufender Mensch. Sie zitterte im Gehen, aber nicht aus Furcht, nur vor Erregung, biß die Zähne aufeinander und hätte nicht geschrien, wenn einer sie überfallen hätte, hätte sich mit stummer Verbissenheit, mit dem Groll, den sie gegen alle Welt in sich trug, gewehrt.

Trotz seiner Unruhe und Zerworfenheit hatte ihr Leben glückliche Stunden. Das war, wenn sie mit Moses zusammen war. Sie verabredeten von einem zum andern Mal Ort und Zeit ihrer nächsten Zusammenkunft, vom erstenmal an, da er durch einen Zettel, den er der Mutter ins Fenster warf, angegeben hatte, wo er zu finden sei. Einmal war es eine Schlucht im Walde, einmal eine verlassene Alphütte, einmal nur ein Felsblock, der an Form und Größe merkwürdig war, wo sie sich trafen. Der Zufall wollte, daß das Wetter ihnen günstig war. Es waren stille, in Sternen prangende Nächte, in denen sie zusammen kamen. Sie hatten etwas Heiliges und Ruhevolles, so daß die beiden jungen Menschen für Augenblicke vergessen konnten, warum sie in der Einöde standen und was für Sünde sie in sich hatten. Wenn sie unter dem Eindruck der Gefahr, in der sie beide schwebten, sich mit stürmischer und leidenschaftlicher Umarmung begrüßt, Angelina sich ihres Auftrages erledigt und denjenigen Moses entgegengenommen, kam allmählich und wie aus der Nachtstille geboren, Ruhe über sie. Alles Gute und Edle ihrer Seelen erwachte. Sie setzten sich ins Gras oder auf einen Stein, hielten sich bei den Händen, schwiegen und blickten sich nur zuweilen an oder berührten sich mit tiefer, mitleidiger Zärtlichkeit. Manchmal auch schritten sie ein Stück weit miteinander durch die Nacht, hielten eines des andern Hüfte mit dem Arm umwunden und fühlten die gegenseitige Berührung

ihrer Körper. Dieses Bewußtsein, wie nahe sie sich waren, erfüllte sie nicht mit fleischlichem Verlangen, sondern erhöhte nur die wunschlose Zufriedenheit, die sie in der seltenen Stunde umfing. Sie waren zwei im Grunde so reine, in ihrem innersten Wesen noch kindliche Menschen, daß sie nichts empfanden als die dankbare und zugleich mitleidvolle, keusche Liebe, die seit ihrer Kinderzeit in ihnen erwachsen war. Einmal warf der heiße Mensch, Moses Aschwanden, welcher das Unmaß seiner Leidenschaftlichkeit, wenn sie im Zorn auflohte, nicht zu zügeln vermochte, sich zu Angelinas Füßen, umfaßte mit beiden Armen ihre Knie und dankte ihr schluchzend. Er hatte nicht Worte für das, was er meinte. Es warf sich nur mit stürzender Gewalt die Erkenntnis auf ihn, wie sie außer der Mutter der einzige Mensch war, der ihm Gutes tat, und er stammelte nur immer wieder: „Was soll ich dir sagen? Wie soll ich dir vergelten, was du tust?"

Sie aber beugte sich zu ihm, legte die Hände auf seine Schulter, und ihre Lippen berührten leise seine Stirn. „Davon mußt du nicht reden," sagte sie.

Die Alpe, auf der solches geschah, lag dunkel. Nur an ihrem Saume, wo der Himmel sie traf, leuchtete ein heller Schein, ein früher Vorbote kommenden Mondlichtes, und in diesem Schein neigte sich sichtbar langes, feines Gras, von einem kaum merkbaren Winde bewegt. Dieses einzige Leben in der Totenstille der Nacht hatte etwas Seltsames und war voll Frieden.

In einer späten Augustnacht befand sich Angelina abermals auf dem Weg zu Moses. Sie war früh von zu Hause aufgebrochen, so früh, als die Dunkelheit tief genug war, um ihr Fortgehen zu verhehlen. Ihr Bruder war noch fortgewesen, und obgleich sie ihre Kammer verschloß und der Mutter gesagt hatte,

daß sie sich unwohl fühle und deshalb früh sich lege, war sie von größerer Unruhe und Angst gepeinigt als sonst. Auch hatte sie weit zu gehen. Die Jagd wurde in den nächsten Tagen eröffnet und um nicht vorzeitig wildernden Jägern zu begegnen, hatte Moses ihr nicht entgegenkommen können. Er erwartete sie auf der toten Alpe. Diese war vor vielen Jahren durch einen Bergsturz verschüttet worden. Felsen umzäunten sie auf drei Seiten, auf der vierten lief sie in eine Steinwüste, das Bergsturzgebiet, aus. Hier befand sich ein kleiner Grasfleck, ein Rest der einstigen reichen Wiese, und eine aus rohen Steinen geschichtete Hütte stand darauf.

Angelina hielt an, als sie die Höhe erreicht hatte. Nichts regte sich als der Wind, der mit Wolken und Sternen spielte, jetzt eine Herde von jenen vor die ruhigen, kleinen Himmelslichter trieb, jetzt mit jäher Gewalt eine schwarze Dunstschicht zerriß, daß einige von diesen freundlich und klar und ruhig eine kurze Weile über der verlorenen Hütte leuchten konnten. Angelinas Augen forschten in der Finsternis. Sie sah deutlich einzelne Blöcke der Steinwüste und sah das schwarze faule Schindeldach der Hütte, aber kein Leben war in deren Nähe. Moses harrte nicht wie sonst auf sie. Da fiel ihr die Angst, mit der sie daheim fortgegangen war, doppelt schwer aufs Herz und neue trat hinzu, benahm ihr den Atem, schnürte ihr die Kehle zu. Lüge und Heimlichkeit und Unfriede! Was war das Leben fürchterlich! Sie mußte sich einen Augenblick setzen, denn die Beine versagten ihr.

Ein Windstoß kam. Er fegte über das Hochtal. Als er am jenseitigen Ende heulend versauste, war es, als stürze eine Schar rasender Reiter in den Abgrund.

Warum ließ sich Moses nicht blicken? War die

Gefahr so groß, daß er nicht aus der Hütte zu treten wagte?

Angelina grübelte, und die Ueberzeugung, die seit geraumer Zeit in ihr Platz gegriffen, kräftigte sich: Moses konnte hier nicht bleiben. Er mußte außer Landes. Er hatte sich auch bei ihrem letzten Zusammensein nicht mehr gesträubt. „Wenn ich alles ertrüge, die Untätigkeit, dieses faule, zwecklose Leben hielte ich nicht mehr aus," hatte er gesagt. Nur die Mutter hielt ihn noch. Er wollte nicht ohne Abschied von ihr gehen, und er wollte eine Stunde haben, um mit ihr zu sprechen, was werden, wie und wann sie nachkommen sollte.

Angelinas Gedanken arbeiteten. Sie erhob sich, tief in diese Gedanken versponnen. Es mußte sich ändern! Sie ertrug es nicht länger. Die Angst um ihn, Moses, und die Qual um ihre eigne Mutter und — auch — gewiß auch um den Bruder.

Nun stand die Hütte vor ihr. Sie sah die rauhen Steinwände, Moos und Gras wuchs zwischen den ohne Mörtel geschichteten Brocken. In der einen Wand lag ein schwarzes Viereck, die Fensteröffnung. Sie war mit einem innen angelehnten Brett verschlossen, aber ein leiser roter Schein leuchtete durch Ritzen. Da wußte Angelina, daß Moses da war. Sie atmete auf und schritt nach dem türlosen Eingang. Die Helle der Kerze, die im Innern brannte, lag auf dem zertretenen Grase des Vorplatzes. Das Innere der Hütte war elend, eine Ecke rauchschwarz; dort hatte einst der Sennenkessel gehangen. Ein Feuer am Boden war am Ersterben. An der Rückwand fand sich ein Verschlag von Brettern, die Lagerstatt. Heu war aufgeschüttet. Tief in eine Decke gehüllt, lag dort Moses Aschwanden. Er richtete sich jetzt auf, ließ die Füße über sein Lager herabhängen, als ob er aufstehen wollte, aber die Decke schlug er fest um sich, als ob ihn fröstelte.

„Kommst du, meines?“ fragte er.

Die Liebe trieb ihm ein Lächeln ins Gesicht. Aber seine Züge waren schneeweiß und zuckten, als ob er Schmerzen verwinde. Sein Kopf hatte etwas Ueberirdisches, er sah im Kerzenlicht aus wie von Marmor und sein Haar war wie Feuer, das aus Stein stieg.

„Bist du krank?“ fragte Angelina. Es war das Fürchterlichste, was geschehen konnte. Wer sollte ihn pflegen, wie sollte er vor Gefahr fliehen, wenn er erkrankte?

Er versuchte wieder, sie durch ein Lächeln zu beruhigen; denn er sah ihren jähen Schrecken. „Ich habe Wasser getrunken an einem Bach dort unten.“ Mit der Hand wies er irgendwo hin. „Ob es ungesund war oder zu eisig — es schüttelt mich wie Fieber seitdem. Aber es wird schon vorübergehen.“

Angelina war es, als liege es wie Unglück in der Luft. Sie vergaß die Begrüßung und was sie sonst hatte sagen wollen. „Ich will — du mußt — —“ stotterte sie und ließ den Rucksack zu Boden gleiten, den sie mitgebracht hatte. Dann suchte sie in der Hütte, was sie ihm koche, und fand nichts als Kaffee. Den setzte sie zum Feuer, das sie neu aufblies. Sie arbeitete mit zitternden Händen, hastig; ihre Zeit war kurz.

Moses saß an der gleichen Stelle. Zuweilen verkniff er die Lippen. Dann wieder durchrann ein Schauer seinen Körper.

Unter der Arbeit begann Angelina zu sprechen. Daß die Mutter grüße! Daß es ihr ordentlich gehe! Dann eiliger, in drängender Hast: Daß der Bruder ihr auf Schritt und Tritt auflauere! Daß alles so nicht dauern könne! Daß Moses fort müsse!

„Ich sehe es selbst,“ gestand er, und sie berieten, in kurzen, abgebrochenen Sätzen sich unterhaltend, während sie das heiße Getränk vollends bereitete, es ihm reichte und er es trank.

Wenn es nicht anders ging, mußte er fort, ohne die Mutter noch einmal gesehen zu haben. Sie stimmten überein, daß die Gefahr zu fürchterlich sei.

„Sobald ich mich besser fühle, will ich gehen," versprach er endlich. „Ich steige ins Bündnerische, von dort ins Tirol. In den welschen Brüchen finde ich Arbeit. Ein Kamerad hat mir davon erzählt."

„Versprichst du es?" fragte Angelina.

Da gab er ihr die Hand darauf.

„Werde ich dich noch einmal sehen? fragte er dann.

Sie zögerte und sann nach. „Ich muß wissen, ob du gegangen bist. Uebermorgen, wenn es sein kann, komme ich. Aber warte nicht. Ich schreibe dir, später, wenn ich erfahren kann, wo du bist, heimlich schreibe ich dir. Aber du — geh — sobald du kannst!"

Während sie ihn so drängte, wuchs ihre Angst immer mehr. Einmal drehte sie sich hastig nach dem Hütteneingang um. Es war ihr, als verdunkle eine Gestalt die vom Feuer beleuchtete Oeffnung. Aber nur die Einbildung hatte sie getäuscht.

Moses begann sich wohler zu fühlen. Sein Körper verlor das Zittern. Er streckte sich behaglicher und lang ins Heu, und Angelina bettete die Decken warm und schutzhaft über ihn. Dann ließ sie sich neben seinem Lager in die Knie nieder und hielt seine Hände fest. Etwas von dem Frieden und der Macht ihrer Liebe kam über beide, und sie vergaßen für Augenblicke Gefahr und Sorge. Moses löste seine Rechte und strich damit gedankenverloren über ihr reiches, blondes Haar.

„Vielleicht sehen wir uns nie wieder, kleine Angelina," sagte er in dem Tone, in welchem er zu ihr gesprochen hatte, als sie noch ein Kind gewesen war.

„Man muß immer das Bessere hoffen," gab sie ruhig zurück. „Ich werde dich nicht aus dem Sinn

verlieren, und vielleicht, wer weiß, was alles geschieht, reise ich dir nach in den Jahren."

Er staunte sie an, zog seine Hände zurück und blickte mit verstörten Augen auf sie nieder. Vielleicht gab ihm die Krankheit, in deren Fängen er lag, den Gedanken wieder ein: ‚Vergißt sie, daß ich einem das Leben genommen?‘

„Weißt du nicht —" hob er an.

Sie erriet aber, was er meinte, aus seiner Gebärde und unterbrach ihn. „Ich will nicht nachdenken. Ich weiß, wie alles gekommen ist und daß es nicht anders hat kommen können. Und weil sie dich hineingetrieben haben, will ich mit dir gehen, wohin du gehst."

Da seufzte er und lag wieder ruhig und ließ seine Hände in die ihren gleiten.

Nun war es ganz still. Nur das Holz knisterte manchmal, das noch auf der Feuerstelle brannte, und draußen sauste hie und da der Wind vorbei.

Eine Stunde ließen sie so gehen. Dann erinnerte sich Angelina, daß sie heim mußte. Noch einmal richtete sie Moses das Lager, fragte ängstlich nach seinem Ergehen und mahnte ihn in neu erwachender Unruhe zur Flucht. Er versprach ihr alles. Sein Gesicht war noch immer farblos. Aber er sagte, daß ihm viel wohler sei. Vielleicht am Morgen schon könne er aufbrechen. Er ließ nicht merken, daß die Schmerzen zurückkamen. Wenn sie eben nicht auf ihn blickte, biß er grimmig auf die Zähne.

Endlich schieden sie. Angelina küßte ihn, wie die Schwester den Bruder küßt. Er spürte erst nachher, daß sie geweint haben mußte. Seine Wange war feucht, als sie sich aufrichtete. Dann ging sie sacht in die Nacht hinaus.

7

Als Angelina am Morgen, nachdem sie auf der toten Alp gewesen war, aus ihrer Kammer kam, begegnete ihr Joseph im Hausflur.

„Wo bist du gewesen?“ fragte er in dem feindseligen Tone, der jetzt zwischen ihnen herrschte.

„Wieso?“ entgegnete sie. Sie war kampfbereit. Die Gefahr war ihr immer nahe.

„Man hat dich gesucht gestern,“ fuhr er fast höhnisch weiter.

Sie schwieg. Sie wußte, daß sie die Lüge nicht mehr brauchte, sie habe sich früh gelegt. Er hatte sicher an ihre Kammer gepocht und sich überzeugt, ob sie da sei! Und ihr Gang war verraten!

„Du wirst mir nicht sagen wollen, wo er ist?“ fuhr der Bruder in unterdrücktem Grimm weiter. So zeigte er ihr gerade und bestimmt, daß er überzeugt war, sie habe Moses aufgesucht.

„Laß mich vorbei!“ befahl sie, da er ihr den Weg nach der Wohnstube versperrte.

„Wirklich schön ist das von dir! Schwesterlich!“ sprach er weiter, während sein Zorn sichtbarlich wuchs, „hält es mit einem Totschläger, tut alles, dem Gesetz den Weg zu verlegen.“

Plötzlich sprang er auf sie zu. Das Bewußtsein, daß er im Recht war, sein Pflichteifer, vielleicht auch die durch seine bisherigen Mißerfolge gekränkte Großmannssucht steigerten seinen Grimm aufs höchste. Er packte Angelina mit rohem Griff und wollte sie auf die Knie niederzwingen.

„Du sagst mir, wo er ist,“ schrie er sie an und würgte sie, „und wenn ich dich auspeitschen muß, will ich wissen, wo er ist.“

„Joseph! Joseph!“

Frau Maria kam aus der Wohnstube, vom Lärm

herbeigerufen, und riß ihn zurück, hatte auch Macht über ihn; denn Entrüstung und Qual über das Unglück ihres Hauses gaben der starken Frau in diesem Augenblick etwas Furchtbares.

„Was seid ihr für Menschen!“ rief sie, den Kindern zugewendet.

Angelina schnellte aus der halb zusammengesunkenen Stellung auf, in die des Bruders größere Körperkraft sie gezwungen hatte. Ihr Innerstes bäumte sich gegen den Zwang auf, den sie ihr und dem andern, dem Moses, antaten.

„Er ist fort,“ schrie sie den Bruder triumphierend an. „Ich will es dir sagen, daß du es weißt. Jetzt ist er fort, weit fort. Du findest ihn nicht mehr, du!“ Und in der Verlorenheit ihres Zornes, aus ihrer Ohnmacht, ihrer Bewußtlosigkeit und ihrem Taumel heraus schlug sie mit der Faust nach Joseph.

Der wurde bleich und vermochte vor Bestürzung weder zu handeln noch zu sprechen.

Maria Lombardi aber führte die Tochter in die Stube und entschied: „Das muß ein Ende haben. Ich bringe dich zu meinem Bruder nach Uri.“

Der Tag, der diesem Morgen folgte, war fürchterlich. Joseph zwar beruhigte sich, nachdem die Mutter mit ihm gesprochen und ihm ihren Entschluß, Angelina außer Landes zu bringen, mitgeteilt hatte; aber es lastete ein entsetzlicher Druck auf dem Hause. Die Mutter und die beiden Kinder waren wie drei feindliche Parteien. Sie nahmen nicht wie sonst gemeinsam die Mahlzeiten ein, sondern Frau Maria saß allein am Mittags- und Abendtisch, Joseph schützte Arbeit vor und aß im Dorfe, Angelina aber nahm nur im Vorbeigehen einen Bissen Brot aus einem Schranke, selbst das geschah gedankenlos und mechanisch, nicht aus Hunger. Dennoch taten ihnen die Seelen weh nacheinander. Inmitten aller zornigen Erregung ver-

langte sie heiß, wenn auch ohne daß sie es sich gestanden, nach der friedlichen Zeit, in der sie gelebt, und in jedem von ihnen war die Liebe zu den beiden andern so groß, daß sie sie brannte und daß es ihnen köstlich gewesen wäre, ein gutes Wort den Geliebten zu sagen.

Angelina brachte den Großteil des Tages in ihrer Kammer zu. Einmal aber ging sie trotzig über die Straße. Sie besuchte die Aschwandin, sprach ihr von Moses, trug ihr die Nachricht zu, daß er außer Landes geflohen sei.

In dem gelben faltigen Gesicht der kränkelnden Frau zuckte und arbeitete es einen Augenblick, bis sie das Weinen verwunden hatte. Dann aber sagte sie ein tief aus der Brust heraufgeholtes: „Gott sei Dank!"

Maria Lombardi hatte die Tochter über die Straße gehen sehen und sie nicht zurückgerufen. ‚Morgen,' dachte sie, ‚morgen wird das ein Ende haben.'

Joseph besprach mit den Dörflern von Mariels Moses' Flucht. Er zweifelte nicht daran, daß die Schwester die Wahrheit sprach. Den Marielsern tat er es auf seine Art zu wissen: „Angelina meint, er sei geflohen," erzählte er. „Sie geht, wie ihr wißt, noch immer aus Mitleid mit der Aschwandin um, nun glaubt die Alte, daß der Sohn fort sei!"

So schonte er die Schwester trotz allem Zorn, den er gegen sie hegte.

Die Marielser schimpften. Es sei eine Schmach, daß der Rote entkommen sei. Und sie berieten hin und her, welche Fehler gemacht worden seien und auf welch andern Wegen sie Moses doch hätten fangen können.

„Ich gebe es noch nicht auf," sagte Joseph Lombardi. „Wenn ich erfahre, wo er ist, will ich ihm die Polizei schon auf den Hals hetzen. Jeder Staat liefert die Mörder aus."

Die Marielser sahen einander an. Sie fingen an, heimlich über Joseph zu lächeln, der viel sprach und wenig erreichte.

Der Tag verging in den Abend. Wieder blieben die drei in der Säge einander fern. Die Knechte und die Magd steckten die Köpfe zusammen: „Böses Wetter, sapperlot," sagten sie und hatten ihre Freude an der Zerfallenheit derer, die sie sonst regierten.

Angelina saß müßig in ihrer Kammer. Was sollte sie tun? Nichts freute sie. Sie hatte keine Hoffnung und keinen Ehrgeiz, nichts als den dumpfen Groll und daneben den stechenden Schmerz. Sie sollte morgen nach Uri? Warum nicht? Sie wollte gehen. Dort würde sie arbeiten. Und — einen Augenblick lang sprang eine leise Freude in ihr auf — dort brauchte sie sich nicht mehr zu wehren, war vielleicht kein Streit mehr. Aber die Mutter zu verlieren, war ihr eine neue Qual.

Vor ihrem Fenster war ein wolkiger Himmel. Es war kalt geworden, hatte geregnet des Tages, in den Bergen geschneit, und nun war jenes Stehen, langsame Sichverschieben, dann Wandern und Zerreißen der Wolken, wie es dem Aufhellen des Wetters vorangeht.

Angelina saß auf dem Rand ihrer Bettstatt, die Hände im Schoß. Jetzt war sie froh, daß sie niemand sah, weder Mutter noch Bruder. Jetzt dachte sie an Moses. Er wanderte jetzt. Sie erwog gar nicht, daß es anders sein könnte. Es war ihr wie aus dem Gedächtnis gefallen, daß Moses kränker geworden sein könnte.

Nach einer Weile stand ein Stern vor ihrem Fenster. Im Aufblicken sah sie ihn plötzlich. Er hatte ein stilles, reines Licht und stand in einem kleinen hellen, von Wolken umgebenen Stück Himmel wie ein leuchtendes Inselchen in einem bergumschlossenen

See. Der Stern hielt ihren Blick fest. Sie wurde fast ruhig, während sie ihn anschaute. Sie hätte sich jetzt auf ihr Bett legen und schlafen können. Vielleicht war es auch Erschöpfung, was sie ergriff. Sie wollte sich eben in die Kissen zurücklehnen, da hörte sie, wie der Hund anschlug. Schritte näherten sich über den Werkplatz. Dann wurde an die Haustüre gepocht. Es war nichts Außergewöhnliches, daß noch jemand klopfte, nachdem die Tür schon geschlossen war, aber sie erschrak doch, und der Schrecken jagte sie vom Bett auf, an die Kammertür. Sie hörte den Bruder aus der Stube treten, die er sich zu einer Art Amtsarbeitsraum gemacht hatte, vernahm, wie er die Tür öffnete, dann lautes und darauf leiseres Gespräch.

Hatte sie sich getäuscht oder war es wirklich? Sie hatte des Bannwarts Stimme zu erkennen geglaubt. Sie wußte es nicht, wußte es gar nicht, aber es war ihr auf einmal, als sei es nicht anders. Das Herz klopfte ihr. Alle Ruhe war vorbei, das Schlafbedürfnis gewichen. Nur der Groll war noch da und der wilde Mut kam wieder.

Unten trat Joseph in seine Stube zurück. Nach wenigen Augenblicken hörte sie ihn mit dem, der gekommen war, davongehen. Sie schienen Eile zu haben.

Angelina kehrte auf ihren Platz zurück. Sie hatte das Verlangen, hinunterzulaufen, zu fragen, was es gebe. Aber es war Unfriede zwischen der Mutter und ihr! Sie konnte sich nicht überwinden. Sie konnte auch nicht schlafen. Sie saß und wartete lauschend.

Ob er zurückkam, Joseph?

Manchmal trieb die Unruhe sie im Zimmer hin und her.

Aber Joseph kam nicht.

Der Stern über ihrem Fenster bekam Gesellschaft.

Die kleinen goldnen Augen des Himmels taten sich zu Tausenden auf. Die Wolken zogen nach Süden.

Aber Joseph kam nicht.

Angelina trat ans Fenster. Nun war der Himmel schon ganz klar. Nur ganz fern am südlichsten Saume des Tals segelten noch zwei schwarzbraune Wolken, fernhin, fernerhin.

Angelinas Unstätheit wuchs. Es war fürchterlich: Was tat Joseph im Dorf oder wohin war er gegangen? Warum kam er nicht mehr? War Moses —

Zum erstenmal schoß der Gedanke in ihr auf, Moses könnte noch auf der Alpe sein, der Bannwart ihn gefunden haben. Als sie das dachte, litt es sie nicht länger. Sie riß ein Tuch aus ihrem Schrank, nahm es, öffnete vorsichtig ihre Tür und lauschte hinab. Alles war still, nur der alte Hund mußte wach sein. Sie hörte, wie unten im Hausflur ein Tappen ging. Jetzt stahl sie sich zur Treppe. Plötzlich stand sie still und lauschte wieder.

Wer kam da?

Es war wie das Heranziehen eines Haufens. Getrampel! Murmeln vieler Stimmen! Laut und deutlich ein Ruf! Sie kamen! Joseph! Er brachte Leute!

Sie blieb oben an der Treppe stehen und wartete, während Herzklopfen ihr den Atem engte. Deutlich unterschied sie dann das Nahen vieler Menschen. Jetzt waren sie auf der Straße, jetzt an der hinteren Haustür. Joseph war bei ihnen. Seine Stimme übertönte zuweilen die der andern. Dann sprach er dicht vor der Tür, dann im Flur. Angelina hörte die halb lachend hingeworfenen Worte: „Ich will nicht mit leeren Händen gehen, wo ihr alle etwas zum Wehren bei euch habt. Man kann ja nicht wissen."

„Vielleicht ist er schon verreckt, bis wir kommen," ließ ein andrer sich roh von außen her vernehmen.

Sie hatten ihn gefunden! Moses! Herrgott!

Angelina wußte nicht mehr, was sie tat. Ihre Gedanken jagten sich. Was sollte sie beginnen? Was geschah mit — — Was —

Sie riß das Fenster auf, das sich über der Treppe befand. Es klirrte leise. Aber die unten machten so großen Lärm, daß sie darauf nicht achteten. Das Mädchen sah die Schar. Es waren dreißig, vierzig Männer, alle mit Stöcken, viele mit Gewehren, einzelne mit Aexten ausgerüstet. Da war der hagere, alte, trunksüchtige Schmied mit seinen zwei jungen Gesellen, rohe Patrone, durch ihre Streitsucht bekannt, die sie besonders an blauen Montagen gefährlich machte. Da war der Schlächter, ein kleiner dicker Mann mit einem Stiernacken und fleischigen Händen, die selbst an Feiertagen wie blutig aussahen. Eine Anzahl Bauern waren da, vor allem jüngere. Sie hatten jetzt etwas von der Ausgelassenheit an sich, die sie auf dem Tanzboden zeigten. Ihre Beine stampften. Zuweilen jauchzte einer. Was sie vorhatten, schien ihnen ein Fest. Auch der Gemeindepräses war gekommen, ein großer, stattlicher und die Würde wahrender schwarzbärtiger Mann. Angelina kannte ihn. Er war tüchtig, brutal im Gefühl der ihm anvertrauten Gewalt, gefürchtet, wenn der Jähzorn ihn packte.

Joseph kam jetzt zurück. Er trug das Gewehr wie die andern. Als er sich bei diesen einfand, erblickte einer von ihnen Angelina am Fenster.

„Leb wohl, Angelina," rief der Marielser herauf. „Wir gehen auf die Jagd. Diesmal kommen wir nicht ohne ihn. Der Bannwart weiß, wo er ist."

Er grüßte mit der Hand. Andre taten desgleichen. Joseph hatte einen Blick nach der Schwester hinaufgeworfen. Er drehte sich aber rasch wieder ab und sprach etwas zu den Gefährten, was sie nicht verstand.

Dann setzte sich die Schar in Bewegung, über den Werkplatz, dann den Hang hinan, bergzu.

Angelina stand mit weitaufgerissenen Augen. Die Hände umklammerten das Fensterbrett. Sie meinte rufen zu müssen: „Bleibt hier, um Gottes, des Allmächtigen willen! Geht nicht, ihr!“ Es war ihr, als kreischte sie es ihnen nach. Es kam auch ein Ton aus ihrer Kehle, aber er drang nicht weit.

Unten war der Hund aus dem Hause getreten und umschnüffelte den Platz. Auch Frau Maria kam, stand auf der Schwelle und blickte den Männern nach. Dann gewahrte das Tier Angelina am Fenster. Es wedelte und stand und wandte den Blick nicht mehr von ihr. Das weckte sie. Die Mutter konnte aufmerksam werden! Sie, Angelina, wollte ihr jetzt nicht begegnen. Sie trat jäh vom Fenster zurück. Dann sammelte sie die Gedanken. Sie sprangen gehorsam auf, scharf zuckend wie Blitze. Nein! Nein! Sie ließ ihn nicht im Stich, Moses! Sie wollte schon nach! Denen dort nach! Sie war noch müde gewesen vom ersten Gang! Aber jetzt. Haha! Sie kam ihnen schon noch zuvor. Sie —

Sie war jetzt in einer wahnsinnigen Unruhe. Was, Gefahr! Sie lachte nur. Sie fürchtete sich vor nichts! Vor gar nichts!

Frau Maria war ins Haus zurückgegangen. Die Wohnstubentür fiel ins Schloß.

Jetzt ging Angelina. Sie stürmte hinab. Ob die Mutter sie hörte, kümmerte sie nicht. Sie ließ sich jetzt nicht aufhalten. Der Hund sprang auf sie ein. Sie ließ ihn nie ohne ein gutes Wort. Jetzt achtete sie seiner nicht. Das Tuch umgeschlagen, das blonde Haar wirr, rannte sie bergan. Der Hund folgte ihr ein Stück. Als sie ihn nicht lockte, kehrte er traurig um.

Angelina mußte bald innehalten, um Atem zu schöpfen. Der Körper hielt dem heißen Willen nicht stand. Die Männer, die ihr ohnehin ein gutes Stück

voran waren, waren stärker und frischer. Auch sie trieb ein wilder Eifer. Aber als sie einen Augenblick ausgeruht, stachelte die Angst das Mädchen und hetzte sie weiter.

Die Nacht war vorgeschritten, es ging schon dem Morgen entgegen. Die Frische und Klarheit wuchsen. Angelinas Weg führte durch steilen, steinigen Wald. Er gab Laute besser wieder als der freie Alpboden. Hoch oben hörte sie die Stimmen und Schritte derer von Mariels. Sie mußte sie umgehen! Die Knie zitterten ihr. Ihre Brust hob und senkte sich stoßweise. Sie keuchte. Aber sie stürmte weiter. Und als sie zwischen den Stämmen hindurch die letzten der Dörfler sah, brach sie in den Wald hinein und arbeitete sich durch Gestrüpp und über moosige Blöcke weiter, den Bauern voran. Sie wußte nicht, wie es ihr gelang, trotz des Umweges und der Vorsicht, mit der sie sich vor den andern verbergen mußte, den Vorsprung zu gewinnen. Sie dachte nicht mehr nach, jagte nur aufwärts, taumelnd, mit Händen und Füßen arbeitend. Die Kehle war ihr ausgedörrt. Die Stirn schmerzte sie bei jeder Bewegung. Baumäste griffen ihr in die Zöpfe und rissen die aufgesteckten los, daß sie lang über den Rücken hingen. Das schwere Geflecht vermochten sie nicht zu lösen, aber da und dort hing das Haar zerzaust und Dornen staken, wo die wilden Himbeerbüsche hineingestochen. Durch die Wange lief ein blutender Strich. Auch dort hatte ein Dorn gepackt. Ein Fetzen baumelte vom Aermel des dunkeln, schlichten Kleides.

Endlich stand Angelina Lombardi unter den letzten Bäumen des Waldes. Dicht darüber begann die Steinwüste der toten Alp. Die Blöcke lagen im Dämmerlichte des kommenden Morgens grau und schwer gleich einer schlafenden Herde gewaltiger Tiere da. Ein Fußpfad, kaum mehr erkennbar, führte

zwischen ihnen hindurch, der Hütte zu, wo Moses noch sein mußte. Angelina rannte ihn hinan. Hinter sich hörte sie die Männer. Sie stolperte. Der Weg drehte sich mit ihr, aber sie sprang, stürzte, jagte. Sie kümmerte sich nicht mehr, ob sie sie sahen, wußte auch nicht, was sie im Sinne trug, ob sie eilte, Moses zu warnen, ob sie ihn vor denen, die kamen, schützen wollte, nichts wußte sie. Nur — zu ihm mußte sie!

Als Joseph, der während des ganzen Weges unter den ersten gewesen, aus dem Walde trat, sah er hoch oben in den Steinen, sich abhebend vom hellenden, scheinigen Himmel, die Gestalt einer Frau.

„Was ist das?" fragte er. Er stand still und deutete auf die seltsame Erscheinung, die plötzlich verschwand. Auch die andern hielten an. Ein Gedanke an die Schwester kam Joseph Lombardi. Aber er verwarf ihn. Hatte er sie nicht zu Hause am Fenster gesehen? Die Schar verweilte einen Augenblick wie bestürzt. Es war fast wie etwas Ueberirdisches gewesen, was da oben gegangen war. Die Abergläubischen vermochten sich eines leichten Gruselns nicht zu erwehren.

„Es heißt vorsichtig sein. Er hat sein Gewehr," sagte Joseph.

„Es heißt vorsichtig sein," lief das Wort zurück.

„Vorsichtig, vorsichtig," ging es als ein Murmeln von Mund zu Mund. Dann stiegen sie langsamer und viel kleinlauter weiter.

Angelina hatte die Hütte erreicht. Sie fand neuen Atem und neue Kraft, als sie ebenen Boden unter den Füßen fühlte. Ohne Besinnen und Halten stürmte sie ins Innere des Gebäudes, dann sah sie: Er war noch da! Er lag auf zerlegenem Heu und bäumte sich in Schmerzen.

„Moses!" schrie sie.

Die Stimme war eine Macht in seinem Leben.

Er spürte die Schmerzen nicht vor ihr, stemmte die Fäuste auf sein Lager und hob den Oberkörper.

Jetzt sah sie sein Gesicht. Das rote Haar war zerwühlt. Von Schmerzen zerwühlt war das Gesicht. Die Augen hatten einen Ausdruck, als müßten sie schon brechen.

Angelina hörte das Schlagen genagelter Schuhe auf Stein. Da tat sie, was der Augenblick ihr eingab. „Sie kommen," rief sie. „Sie wollen dich holen!"

Und sie half ihm vom Lager auf, gab ihm selbst das Gewehr in die Hand, das neben dem Heulager lehnte. Ihre Hast riß ihn fort. Die Gefahr des Augenblicks half mit, daß er die Krankheit überwand. Er hatte mit dieser Krankheit gekämpft, seit Angelina ihn verlassen. Wäre ein Arzt zur Stelle gewesen, so hätte er ihn vielleicht durch eine rasche Operation gerettet. Die Zeit verging, verging. Moses Aschwanden war am Tod, als er vom Lager aufstand, um zu fliehen.

Angelina stützte ihn, denn er wankte. Sie traten vor die Hütte hinaus. Aber sie sahen wohl, daß es zu spät war.

Ein Jauchzen, Johlen und Fluchen kam über die Alp. Drüben standen schon die Marielser, und diejenigen, die Gewehre hatten, hielten sie im Anschlag.

Es war ein heiliger Morgen. Die tote Alp war die höchstgelegene weit und breit. Ein Kranz von Gipfeln mit ewigem Schnee umgab sie. Die waren nicht mehr hoch von hier aus. Man sah nur, daß sie den Fuß in unglaublicher Tiefe hatten. Sie standen wie ein weißer Wall rings um die Alp. Der Himmel, von dem sie sich abhoben, war morgenhell. Sie aber hatten noch Schatten, seltsamen, heimlich schimmernden Schatten, so daß ihre Spalten wie frisch mit Aexten geschlagene Wunden waren, ihre Risse und Kanten

scharf und stahlhart sich zeichneten, ihre Felder gleich Brüsten von Weibern zu atmen schienen. Diese Berge standen in der Runde. Und als Moses und Angelina vor die Hütte traten, hoben sie zu leuchten an. Wer wußte, wie und woher es kam? Es war ein Rosenschein. Dann ein Glühen. Sein Abglanz lag auf der Alp.

Es wäre ein heiliger Morgen gewesen.

Rufe brachen das Schweigen.

„Da ist er! Schießt ihn zusammen, den Hund! Nein, nein! Erschlagt ihn! Fort mit dir, Mädchen!"

Moses Aschwanden lehnte an der Hüttenmauer, hatte kaum Kraft zu stehen. Aber als er die Rufe hörte, zwang er sich auf. Sein Gesicht, das weißer war als der Schnee, der rings auf den Bergen lag, trug den Schein des Morgens.

Jetzt krachten Schüsse.

„Habt acht auf die Schwester!" schrie Joseph Lombardi drüben. Die Kugeln prallten an der Hüttenmauer ab. Steine splitterten.

Da packt der Zorn Moses Aschwanden. Sein Gesicht ist nicht mehr nur vom Morgenglühen rot. Er hebt das Gewehr und schießt und lädt wieder und schießt abermals. Es geht wie der Blitz. Er sieht nicht, ihn schwindelt. Er hat in den dichten Haufen geschossen, der auf ihn einstürmt. Einer taumelt und bleibt liegen. Ein andrer hinkt ächzend beiseite.

Die von Mariels schäumen.

„Mörder! Hund, verfluchter!"

Jetzt ist Gier, tierische Wildheit, unmenschliche Erbarmungslosigkeit! Sie stürmen heran.

Angelina sieht ihre von Wut geröteten Gesichter, die mit Blut unterlaufenen Augen. Der Schmied und seine Gesellen sind in der vordersten Reihe. Sie sehen aus wie Wölfe. Und der Schlächter, plump, roh! Er schwingt das Beil, mit dem er die Ochsen fällt.

Und dort der Präses, den Jähzorn in den Zügen, ein Fürchterlicher, wenn er sich nicht mehr kennt! Und Angelina weiß, wie die von Mariels sind, wenn sie glauben, daß einer ihnen unrecht getan oder Strafe verdient. Sie zerstampfen den Gegner, verwüsten ihn, kümmern sich nicht, ob es ihm ans Leben geht. Des Mädchens verzweifelter Mut erreicht seinen Gipfel. Sie ist von Sinnen, fühlt nichts als das heiße Mitleid mit dem Gejagten an ihrer Seite, hat nur den Gedanken: Sie dürfen dich nicht zerreißen wie die wilden Tiere. Sie — —

Angelina packt das Gewehr, das Moses hält. Sie sieht nicht, daß es im nächsten Augenblick ohnehin seinen ohnmächtigen Händen entglitten wäre, sieht nicht, daß der Tod in seinen Augen steht, die Knie brechen. Sie hebt das Gewehr hoch — in weitem Schwung. Mitleid und Liebe brennen in ihrem Herzen. Dann trifft sie mit dem Kolben schmetternd des Moses Haupt.

Vor dem Gefallenen steht sie jetzt, beide Hände herabhängend, mit vorgestemmter Brust, das vom Haar wild umwustete Gesicht denen zugekehrt, die herandrängen.

Sie stutzen — stocken! Was hat das Mädchen getan?

Niedergeschlagen hat sie den Mörder! Vielleicht wäre es noch dem oder jenem ans Leben gegangen, wenn sie es nicht getan hätte. Sie stehen und starren die wie eine Wahnsinnige um sich Blickende an. Ist das die sanfte Angelina?

Die Wut flaut ab, nun kein Feind mehr da ist. Es kommt der Rückschlag, eine Art starrer und stumpfer Verblüffung.

„Angelina,“ sagt Joseph, sagt es mit einer ängstlichen Stimme, die sich nicht hervorwagt.

Nun weiß sie, daß sie den hinter ihr Liegenden

nicht mehr zu schützen braucht. Ihr sonst junges Gesicht härtet sich und ist hager, älter und graubleich.

„Seid Ihr jetzt zufrieden?“ fragt sie den stattlichen Präses.

Sie wissen nicht, was sie aus ihr machen sollen. Was sie meint? Ob sie feindlich spricht oder für ihre Tat gerühmt sein will? Vielleicht ahnt Joseph etwas von dem, was in ihr vorgeht; aber auch er wird nicht klug, weiß nicht, was sagen oder tun.

„Er muckst nicht mehr,“ scherzt der rohe Fleischer, der sich an den Toten herangemacht hat. Der üble Scherz zündet nicht. Es treten nun auch ein paar andre herzu und begaffen Moses, betasten ihn dann. Andre sehen nach den Verwundeten, von denen der eine drüben in den Steinen sitzt, der andre auf dem harten Alpgrund liegt, aber, nur leicht getroffen wie sein Kamerad, sich aufzurichten vermag.

Angelina ist hinweggetreten. Sie steht mit dem Rücken der Hütte zugewendet. Sie will sich nicht umwenden, kann nicht sehen, was dort liegt. Nach einigen Minuten ruft sie den Präses zu sich. Den Blick starr auf den Boden geheftet, spricht sie ruhig, als etwas Selbstverständliches: „Ihr müßt jetzt den Moses Aschwanden hinuntertragen.“

Der Schwarzbärtige, des Zornes ledig, hat seine Haltung und eine gewisse, ihm nicht abzustreitende ruhige Würde wieder. Er sieht Angelina an, bedenkt sich und wendet sich nachdenklich an die Genossen.

„Wie ist es mit den Verletzten?“ fragt er.

„Zwei Männer sind nach Bahren gegangen,“ lautet die Antwort.

„Wir müssen auch den hinunterschaffen,“ sagt der Präses, auf den Toten deutend. „Begraben muß er dennoch werden.“

Einige der andern zögern, sehen sich an. Dann geht ein Nicken unter ihnen, ruhig, gelassen, ein Achsel-

zucken dann: „Freilich! Hier kann man ihn nicht liegen lassen."

Als Angelina fühlt, daß sie Moses bringen werden, begibt sie sich von der Stelle aus, wo sie steht, auf den Heimweg. Sie sagt nichts mehr, sieht sich nicht um. Mit dem Blick immer am Boden geht sie dahin. Sie scheint nicht zu merken, daß Joseph sich ihr anschließt, stumm hinter ihr her geht.

Als sie den Abstieg beginnen, brennt der Himmel über einem Schneeberg von Gold. Die Sonne geht auf.

8

Angelina Lombardi saß im Arrestlokal von Mariels. Sie selbst hatte es nicht anders getan. Die Dörfler aber wußten noch immer nicht, ob ihre Tat ein Verbrechen gewesen, das Sühne verlangte. Sie liebten die Gerichte nicht. Vieles wurde vertuscht, was hätte angezeigt werden müssen.

„Es war Notwehr," sagten sie von dem, was Angelina getan. Es paßte ihrem engeren Verstande, entsprach auch ihren eignen Gefühlen, diese Erklärung zu geben. Aber Angelina wollte in Gewahrsam genommen sein.

„Sie will den Gerichtsentscheid," sagten die Marielser, fanden auch das begreiflich und waren bereit, zu bezeugen, daß es Notwehr gewesen, in der das Mädchen schlug.

Der Arzt, der vorschriftsgemäß den Tod des Aschwanden festgestellt hatte, war übrigens darauf aufmerksam geworden, daß er an einer schweren Darmkrankheit gelitten hatte. Er nahm sich die Mühe, genau zu untersuchen. Dann sagte er: „Er würde keinen Tag länger gelebt haben."

Der Gerichtsentscheid kam. Es war ein Freispruch, wie es dem Volksempfinden entsprach.

Angelina nahm ihn gelassen hin, machte keine Anstrengung, ihn durch eigne Aussage zu ändern. Die von Mariels waren im Zweifel, ob sie ihre Kälte als Irrsinn betrachten sollten oder nicht.

„Sie spricht zu vernünftig," meinte einer und der andre.

— — — — — — — — — — — — — — —

Angelina ging vom Bahnhof nach Hause. Sie kam vom Hauptort aus der Untersuchungshaft. Die Mutter hatte sie nicht mehr wiedergesehen. Jetzt ging sie, sie und den Bruder zu treffen.

Sie fand sie in derselben Stube, welche so vieles gesehen hatte, was zwischen ihnen vorgegangen, den Frieden und nachher die feindliche und bittere Zeit. Maria Lombardi wußte durch den Sohn, welcher der Gerichtsverhandlung beigewohnt hatte, daß Angelina kam. Und Maria war bereit, die Tochter mit der Barmherzigkeit und der Liebe aufzunehmen, die ihr das Herz eingab. Ihr Rücken hatte sich ein wenig gekrümmt, als ob eine schwere Faust im Nacken säße, vor der sie sich duckte. In ihren Zügen arbeitete die Qual. Dennoch war sie noch immer eine stattliche Frau. Ihr Haar war grauweiß wie eine leuchtende Wetterwolke am Himmel. Sie saß am Tisch und arbeitete. Es war ihr alter Platz, ihre alte Stellung.

Joseph war eben vom Werkplatz hereingekommen. „Sie kommt," sagte er zur Mutter und stellte sich an ein Fenster.

Jedes von ihnen wußte, daß jetzt eine Aussprache statthaben mußte, und jedes zwang sich, ruhig zu sein und zu tun, als ob nichts Außerordentliches geschehe.

Angelina kam.

Sie tat leise die Tür auf wie in den Tagen, da sie etwas von der Freundlichkeit und Lautlosigkeit der Sonne gehabt hatte, die in die Stuben gleitet und sie verschönt. Sie grüßte nicht. Auch die andern

nicht. Das Kommen war so furchtbar, daß ihnen allen die Kehle verschnürt war. Angelina hatte ein Wesen, das zu bedeuten schien: Müht euch nicht! Habt nicht Angst, daß ich lange bleibe. Ich gehe gleich wieder. Sie kam von der Tür und stellte sich an eine Wand, vielleicht weil es sie verlangte, einen Halt im Rücken zu fühlen. Ihr Haar war geordnet. Hell und kraus umgab es ihren Kopf und war unbedeckt. Sie hatte keinen Hut getragen. Das Gesicht hatte noch immer die offenen, zu Sorglosigkeit, Lachen und Güte gemachten Züge, und sie schlug die Augen weit und groß auf wie als Kind, da sie einen Schein von Verwunderung gehabt hatten. Aber es war doch eine seltsame Härte an ihr. Ob sie in der größeren Hagerkeit ihrer Wangen, in einer Linie am Munde lag, war schwer zu entscheiden. Mehr verriet sie sich in der Stimme, mit der sie bald zu sprechen begann.

„Ich bin jetzt da," sagte sie langsam.

Man sah, daß sie von nun an jedes Wort überdachte, den Anfang aber gesagt hatte, ohne genau zu wissen, wie sie beginnen sollte.

„Ich habe Zeit gehabt, mir alles zu überlegen. Es nützt nichts, jetzt zu sagen: Hätten wir dies nicht getan und dieses nicht! Wir Menschen sind das Schicksal, aber wir wissen es nicht. Es baut sich unmerklich aus unsern kleinen und kleinsten Gedanken und Worten und Werken auf. So wird aus nichts eine Gewalt und zerbricht uns, aus denen sie entstanden ist. Ich habe mein ganzes Leben bedacht. Ich bin lange ein Kind gewesen. Ich habe so lachen können und alle Menschen hatte ich gern und sie mich!"

Hier war es, als ob sie auf die Mutter zugehen und bei ihr Halt suchen wollte. Aber sie faßte sich, als ob sie nur gestrauchelt wäre. Dann fuhr sie fort: „Dann verlor ich den Glauben an sie, die Menschen, und es verwirrte mich. Ich wußte nicht aus noch

ein. Weil mir die ganze Welt voll Unrecht schien, so habe ich mich verloren. Aber ihr andern seid nicht so schuldig, wie ich glaubte. Ich weiß es jetzt. Sie haben es alle nicht so böse gemeint, die von Mariels und — und du, Joseph. Ihr habt nicht gewußt oder gerechnet, wie das Ende sein würde. Es liegt euch nur im Blute, das Nörgeln und das Mißtrauen. So habt ihr dem — ihm mißtraut, ihn für schlimmer hingestellt, als er war. Und in ihm war ein Unkraut. Das ist aufgewachsen von euerm Mißtrauen. Seht ihr, alles ist aus Kleinem gekommen und groß geworden. Und uns alle hat es mit fortgewirbelt."

„Angelina," sagte Frau Maria. Sie ging mit zitternden ausgestreckten Händen auf die Tochter zu. Sie hatte lange nicht alles verstanden und begriffen, was jene gesagt hatte, und empfing den Eindruck, von dem ihr Joseph schon gesprochen, daß Angelinas Geist gelitten habe. Die aber wehrte ihr. Sie winkte mit der Hand, als wollte sie sagen: Rühr mich nicht an. Und dann schien sie zu ahnen, was die Mutter dachte, und lächelte furchtbar. „Ich bin ganz gesund," sagte sie. Und dann: „Ich weiß auch, was ich tun muß. Die Frauen von Madonna del lago sprechen nicht, gehen nie mehr aus ihren Mauern. Ich — ich gehe zu den Frauen von Madonna del lago."

Sie sagte das und trat auf die Mutter zu, rührte ihre Hand leise mit den Fingern an, tat dem Bruder, der sich nach ihr gewendet hatte, ebenso und ging in derselben starren Gelassenheit, mit der sie gesprochen hatte, hinaus.

Frau Maria war unfähig, ihr zu wehren. Ihre Sinne waren dumpf. Sie wußte keinen andern Weg. Sie setzte sich auf ihren Stuhl zurück und schluchzte.

Joseph aber ging der Schwester nach, vielleicht fühlte er, daß er nicht ohne Schuld war, vielleicht ahnte er zum ersten und einzigen Mal, wie hohl die

großtuerische Art war, die er sonst hatte. Er war klein und bescheiden, fast ängstlich. Als er Angelina erreichte, hielt er sie am Arme fest. „Geh doch nicht fort,“ bat er. Sie war ihm doch lieb. „Es — wir werden schon darüber hinwegkommen — mit der Zeit.“

Angelina nahm seine Hand von ihrem Arm. Ihre Finger rührten sie vorsichtig, fast flüchtig an.

„Nein, nein, nein,“ sagte sie mit einem Kopfnicken, und ohne sich aufzuhalten ging sie.

Joseph Lombardis Augen wurden naß. Aber es ging ihm wie der Mutter. Irgendwie konnte er die Schwester nicht halten.

— — — — — — — — — — — — —

Angelina ging talzu. Sie wollte den Weg nach dem Kloster unten an den See zu Fuß machen. Ein Stück vom Dorfe ab, als die Ruhe und Einsamkeit der Straße auf sie zu wirken begannen, taumelte sie und fiel. Eine Weile lag sie ohnmächtig am Weg. Die Spannung war zu groß gewesen. Als sie erwachte, fühlte sie die Schmerzen, die sie vorher in ihrer Starrheit nicht empfunden, die Qual um alles, was geschehen war, daß sie ihn, Moses, und die Mutter und die andern nicht mehr hatte und das Leben fürchterlich war, allein sie ging talzu, weit. Die Nonnen von Madonna del lago haben sie aufgenommen.

— — — — — — — — — — — — —

Ueber die Häuser am Sägebach ging die Zeit. Sie linderte die Trauer und machte Schmerzen erträglich. Julia Aschwanden, die kränkelnde, hatte die ihren mit derselben Zäheit getragen wie die stärkere Frau auf der Säge. Es geschah das Erstaunliche, daß der Körper der Aschwandin mehr ertrug, als der Sohn und andre gedacht. Sie lebte viele Jahre, ein gebrechlicher Mensch, aber im Dorf mit einer Art Mitleid gesehen, das sie dort früher nicht gekannt hatten.

Ueber die Straße spann sich ein seltsames Freundschaftsverhältnis. Die große Maria Lombardi und die schmächtige Julia standen manchmal beieinander. Maria Lombardi hatte zuerst das Wort an die andre gerichtet. Sie taten nicht, als ob gemeinsame Erinnerungen sie einander nahe brächten, wußten vielleicht selbst nicht, daß eine gewisse Liebe sie für einander nach und nach ankam. Die Aschwandin behielt eine leise Unterwürfigkeit, die Lombardi eine gewisse Barschheit, wenn sie miteinander verkehrten. Aber sie fragten sich nach dem gegenseitigen Ergehen. Die Lombardi tat der andern die und jene Wohltat. Manchmal nannten sie im Laufe des Gesprächs Namen: Moses! Angelina! Sie weilten gerne dabei, erzählten wohl das und jenes Gute, was sich an jene Namen knüpfte. Vom Unglück sprachen sie nicht. Einmal erwähnte die Lombardi: „Ich habe gehört, daß Angelina krank war. Sie ist genesen. Der Beichtvater von Madonna del lago rühmt ihre Sanftmut.“